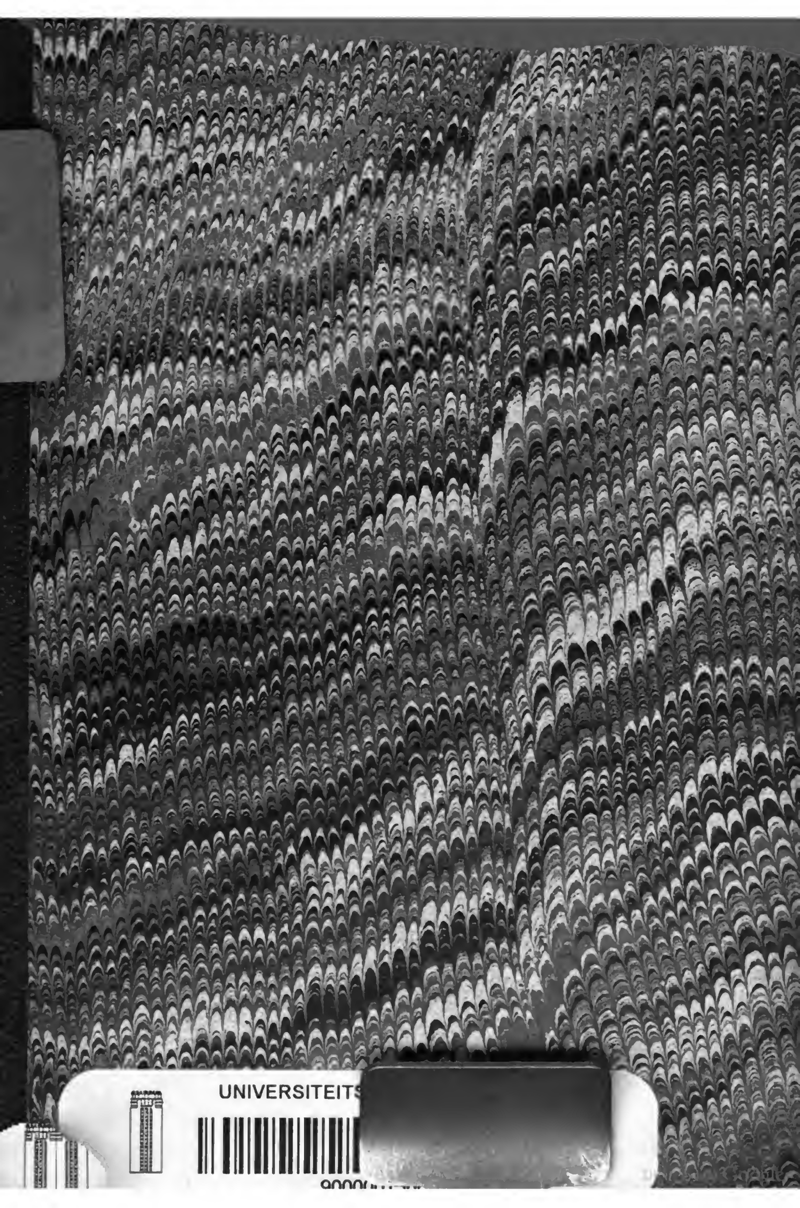
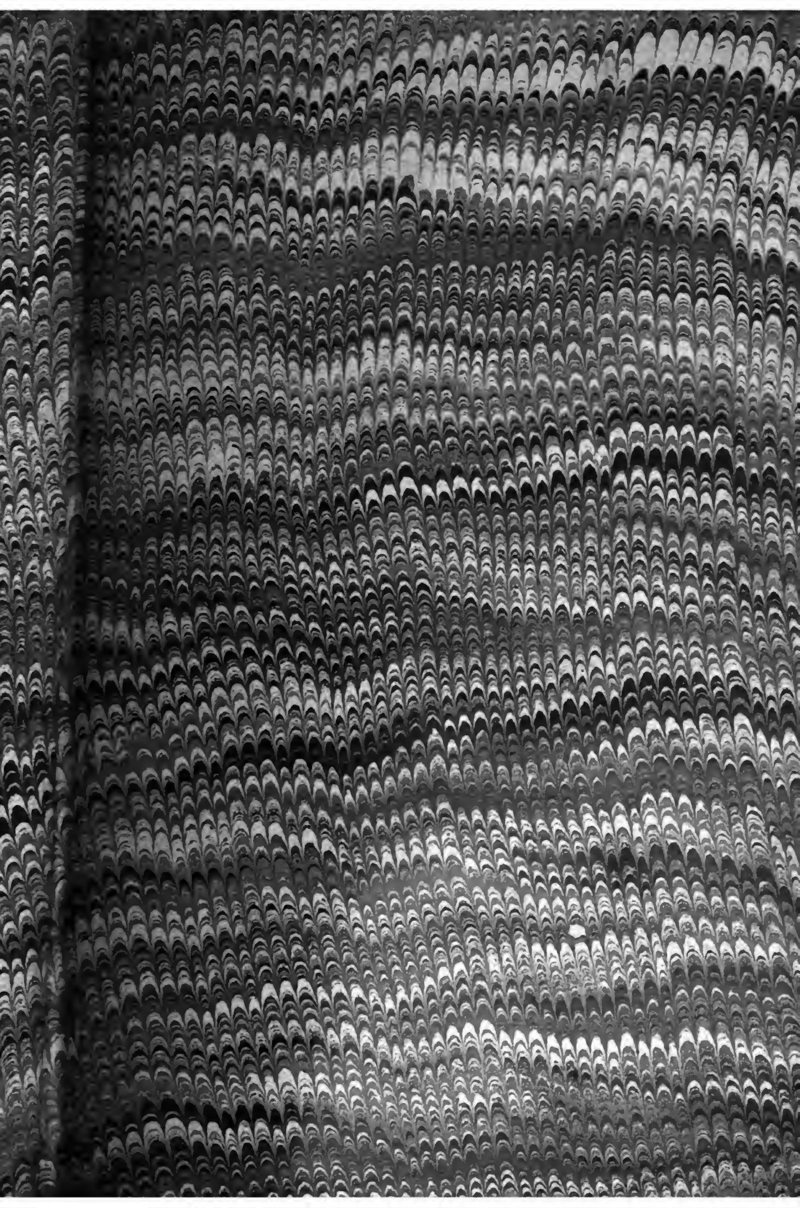



UNIVERSITEITS



Briefe aus Paris.

Von

Ludwig Börne.

Zweiter Band.

New York:
Verlag von Joseph Wieck.

Ludwig Börne's

Sämmtliche Werke.

Zweiter Band:

Briefe aus Paris. II.

Börne's Leben und Wirken.

New York.

Verlag von Joseph Wied

Briefe aus Paris.

1832—1833.

Briefe aus Paris

von

Ludwig Börne.

Nebst einer Charakteristik seines Lebens und Wirkens.

Zweiter Band.



New York:
Deutsche Verlags-Anstalt.
(L. Hauser, 20 North William Street.)
1858.

Erster Brief.

Paris, Mittwoch, den 4. Januar 1832.

Wie können Sie nur glauben, ich wünschte darum nicht, daß meine Briefe in das Französische übersetzt würden, weil ich fürchte, der Regierung zu misfallen? Wie sollte ich simpler Bürgersmann die Anmaßung haben, mich zu fürchten? Das ist jetzt ein Prärogativ der Krone, ein Regal der Fürsten. Ich wäre eine Art Falschmünzer, wenn ich mich mit Fürchten beschäftigte; das könnte mich den Kopf kosten. Es wäre mir darum unlieb, hier übersetzt zu werden, weil mir Angst ist, die Arbeit, von irgend einem ökonomischen Buchhändler aus Gewinnsucht veranstaltet, möchte in die wohlfeilen Hände eines Taglöhners fallen, und ich verunstaltet werden. Mein kleiner weicher Geist ist leicht außer Form gebracht. Wenn aber ein Mann, wie der Professor Willms in Straßburg, der Bruchstücke aus meinen ältern Schriften in der Revüe Germanique so vortrefflich übersetzt hat, auch die Briefe französisch heraus geben wolle, würde ich mich sehr darüber freuen.

— Wäre Herr von Raumer darum aus der preußischen Censurbande getreten, um die Schande, Mitglied derselben gewesen zu sein, abzuwaschen — auch dann würde ihm das nicht zur Ehre gereichen; denn sein Ruf stünde immer nur auf dem Gefrierpunkte der Tadellosigkeit. Aber nein, nicht aus Buße, nicht um der beleidigten Menschheit Abbitte zu thun, hat er aufgehört Censor zu sein; sondern aus gereizter Eitelkeit, weil er sich persönlich gekränkt fühlte, daß die Censur sein Werk über Polen anzuzeigen verboten, that er den angstzitternden Schritt. Ich begreife es nicht, ich werde es niemals fassen, wie ein Mann, der sich nur ein wenig selbstachtet, der nicht schamlos seine ganze Menschenwürde von sich geworfen, um nackt wie ein Thier

Dieser Brief ist von der Campe'schen Ausgabe der 18. des vierten Bandes. Wir haben mit dem Jahre 1831 den 1. Band abgeschlossen, und nennen die Briefe vom Jahre 1832 zur Bequemlichkeit der Leser „Erster," „Zweiter" u. s. w. D. V.

im warmen Stalle zu lagern, dort seinen Bauch zu füttern oder bei gutem Wetter auf der Gunst der großen Glückspächter herum zu grasen — wie ein solcher Mann sich dazu verstehen kann, ein Censor, ein Henker zu werden — nein, schlimmer als ein Henker, denn dieser tödtet nur die schuldig Gerichteten — ein Meuchelmörder der Gedanken, der im Dunkeln lauert und trifft, der das Einzige, was göttlich ist am Menschen: die Freiheit des Geistes, zerstört, daß nichts an ihm übrig bleibe, als das blöde Vieh, das vor der Peitsche seiner Treiber hergeht, und kaut und wiederkaut, was ihm seine Herren in die Krippe geworfen! Und auch hier wieder wie immer, empört sich mein Herz gegen die Dummheit des Volks überall, das gar seine Macht und Uebermacht nicht kennt; das gar nicht ahnet, daß es nur zu wollen braucht, um jede verhaßte Tyrannei umzustoßen. Wenn unter den Tausenden in jeder Stadt, welche die Censur als einen schändlichen Uebermuth verabscheuen, als eine erbärmliche Feigheit verachten, sich nur zwanzig angesehene Familienhäupter zu dem Bunde vereinigten, jeden Censor als einen ehrlosen Menschen zu betrachten und zu behandeln, unter keinem Dache mit ihm zu wohnen, an keinem Tische mit ihm zu essen, seine Umgebungen nicht zu berühren, ihn zu fliehen wie ein Verpesteten, ihn immerfort mit Verachtung zu bestrafen, mit Spott zu necken — dann würde sich bald kein Mann von Ehre mehr finden, der Censor wird sein wollen; ja selbst der Gefühllose, wenn er nur von einem gewissen Range ist, würde nicht den Muth haben, der öffentlichen Meinung zu trotzen, und die Regierungen würden genöthigt sein, ihre Censur den Schinderskinechten anzuvertrauen, und der Anger vor dem Thore würde bedeckt werden mit Pferdeknochen, Schaafschädeln und confiscirten Büchern. Aber wie die Menschen zum Guten vereinigen? Das ist der Jammer. In jedem Lande, in jeder Stadt, in jeder Gemeinde, in jeder Regierung und in jeder Amtsstube gibt es edle Menschen genug; aber jeder glaubt, er sei allein gut gesinnt, und so fürchtend, Alle gegen sich zu haben, wagt es Keiner mit seiner Stimme hervorzutreten, und der Sieg bleibt den Schlechten die sich besser errathen, sich leichter finden. Das ist's, was mir vor vielen Andern den Muth gibt, für Recht und Freiheit so laut das Wort zu führen: daß ich

weiß, ich stehe nicht allein, daß ich weiß, es giebt Tausende, die so gut und besser sind als ich, die meinem Rufe folgen und sich mir anschließen. Wüßte ich das nicht, glaubte ich im selbstverliebten Dünkel allein zu stehen im Vaterlande, wahrlich, ich wäre nicht der Thor, einer dummen, feigen und undankbaren Menge meine Ruhe fruchtlos aufzuopfern, und ich schwiege und duldete wie die Andern alle.

— Gleich nach Empfange Ihres Briefes schrieb ich nach Stuttgart, und bestellte dort das Hofblatt, das die Donau- und Neckarzeitung gewaschen hat. Ich behalte mir vor, es zu bläuen und zu bügeln. Erwünschter konnte mir nichts kommen. Da finde ich den General-Stab und das Genie-Corps der Süddeutschen Ministerial-Armee auf einem Flecke beisammen. In Würtemberg bereitet man sich auf die schrecklich drohende unvermeidliche Landplage der Stände mit einer Bedächtigkeit vor, zu der in unsern Tagen die Cholera alle deutsche Regierungen gewöhnt hat. Die besten Aerzte gegen den Liberalismus, die um so besser sind, weil sie die Krankheit selbst überstanden, werden herbei gerufen und zu Rathe gezogen. Die Doktoren M ü n c h, P a h l, L i n d n e r, v o n W a n g e n h e i m werden am Ständelazarethe angestellt. Da die Regierung den Liberalismus nicht für contagiös hält, sondern miasmatisch, wird sie die Angestellten keiner strengen Absonderung unterwerfen, und sich darum dem Eintritte in die Kammer von liberalen Männern wie U h l a n d, P f i z e r und S c h o t t nicht allzuängstlich widersetzen. Um aber den üblen Folgen einer solchen Gemeinschaft zwischen Gesunden und Kranken zu begegnen, will die Regierung in e i n i g e n P u n k t e n freiwillige Verbesserungen vorschlagen, und hofft dadurch, „d e r z w e i t e n K a m m e r d i e G e l e g e n h e i t z u b e n e h m e n, s i c h a u f K o s t e n d e r l e i t e n d e n S t a a t s g e w a l t e i n e u n r u h i g e P o p u l a r i t ä t z u e r w e r b e n.“ Kurz es ist zum Todtlachen, und alle die komischen Präservative gegen die Cholera sind erhaben dagegen. Die Allgemeine und die Stuttgarter Zeitung sind die zwei großen Rauchfässer, aus welchen in einem fort Chlor-Wolken sich erheben. Herr Münch ist der Lindenblüthen-Thee, dessen Heilsamkeit gegen Erkältung er im feuchten Holland oft erprobt; Herr Lindner ist die Kupfer-Platte auf dem Magen, ein

Minimum von diplomatischem Gifte, das homöopatisch heilt; Herr von Wangenheim wird wohl reiben, und wenn nichts hilft, wird die Bundesversammlung den würtemberger Ständen das Dampfbad bereiten. Die Cholera-Politik! Ich bekomme Leibschmerzen, wenn ich nur daran denke.

Die Stuttgarter Hof- und Cholera-Zeitung gehört dem Herrn von Cotta, und das auch kömmt mir sehr gelegen. Mit dem Vater der Allgemeinen Zeitung habe ich ohnedies ein ernstes Wort zu sprechen. Seine unverschämte Tochter sprach neulich ein freches Wort gegen mich aus, und hätte ich etwas darauf erwiedern wollen, wäre es vom zärtlichen Vater zurück gewiesen worden, wie vor Kurzem Heine es erfahren. Nun aber werde ich nicht länger mehr der Thor sein, aus prunkender Großmuth den Vortheil der allgemeinen Sache zu vernachlässigen, weil zufällig mein eigner damit verbunden ist. Dann brauchte ja jeder schlechte Schriftsteller, jeder feile Zeitungsschreiber mich nur zu beleidigen, um vor meinem Urtheile sicher zu sein! Ich kenne die geheime Lebensgeschichte der Allgemeinen Zeitung sehr genau, von den Jahren des französischen Direktoriums bis zum Untergange Warschaus; und es hängt blos von mir ab, ihr den Namen der deutschen Phryne zu verschaffen. Die Allgemeine Zeitung ist freilich ohne Vorliebe die gefällige Allgemeine für Alle, die bezahlen; aber das Recht hat selten Geld und das Unrecht immer, und wenn das Recht ja einmal die Gunst der Allgemeinen bezahlen kann, ist die Schöne so schlau, ehe sie das Recht einläßt, das Unrecht durch die Hinterthüre zu entlassen, damit die beiden Nebenbuhler sich nie begegnen, sich messen, und die Schöne auffordern können, endlich einmal zwischen ihnen zu wählen.

— Die Briefe von Cormenin habe ich noch nicht gelesen. Sind sie aber wirklich so herrlich, als Sie sie gefunden, dann werde ich, Ihrem Rathe folgend, sie übersetzen und mit deutschen Bemerkungen verzieren. Ich begehe jedes Staatsverbrechen, wozu Sie mich anreizen, mit tausend Freuden. Kann mir denn etwas erwünschter sein, als früher oder später auf der Frankfurter Hauptwache Ihre schöne und gute Gesellschaft zu genießen? Zwar hat diese freie Stadt Frankfurt keine Civil-Liste zu bezahlen, aber unsere Regierung muß ihr Con-

tingent zu jeder Bundes-Tyrannei stellen, und der Senat würde meine Gotteslästerungen über die **großen Königs-Magen** so streng bestrafen, als ob er selbst ein König wäre. Ja wohl ist die Sache von der größten Wichtigkeit. Nicht darauf kömmt es an, ob man einem Fürsten für seine ungemeine Gefälligkeit zu regieren einige Millionen mehr oder weniger gibt — man gebe ihm so viel er braucht, so viel er wünscht, daß er zufrieden sei und uns zufrieden lasse; denn die üblen Launen eines Fürsten sind dem Lande verderblich, und zu allen Zeiten mußte das Volk sein Glück und seine Freiheit erkaufen. Sondern das ist zu bedenken: jeder überflüssige Sold, den ein Volk seinem Fürsten gibt, den dieser nicht für sich und seine Familie verwenden kann, wird dazu gebraucht, einen **Hof** zu bilden und zu nähren, der als giftiger Nebel sich zwischen Fürst und Volk hinzieht, und eine traurige Thronfinsterniß hervorbringt. Vielleicht ist es wahr, was die Fürstengläubigen behaupten: eine Krone sei etwas himmlisches, eine Art Sonne, die im reinsten Licht strahlte; aber woher wollen wir Bürger das wissen? Man zerstreue den Hofdunst, der jede Krone umgiebt, und dann werden wir sehen, was daran ist. Dann ist zu überlegen, daß man ganz falsch rechnet, wenn man blos die Millionen, die man einem Fürsten als Civilliste bewilligt, zählt. Diese Millionen sind nur das Saatkorn, das dreißigfachen Ertrag gibt; diese Civilliste ist nur die Waffe, womit ein Fürst sich Alles erbeutet von seinem Volke, wonach ihm gelüstet. Ludwig XVIII. hatte fünf und dreißig Millionen; aber mit diesen fünf und dreißig Millionen holte er sich tausend andere, womit er sich und seine Creaturen für den durch die Emigration erlittenen Verlust entschädigte. Hätte er keine fünf und dreißig Millionen gehabt, sondern nicht mehr als er zu seinem Unterhalte bedurfte, hätte er die Kammer nicht bestechen können, und das heillose Gesetz der Emigranten-Entschädigung wäre nicht angenommen worden. Louis Philipp, der Pflaster-König, hat zwölf Millionen jährlicher Einkünfte aus seinem Privatvermögen, und doch verlangt er eine Civil-Liste von achtzehn Millionen. Die Einwohner der Stadt Bourgs haben der Kammer eine Bittschrift übersendet, worin sie darauf antragen, man möchte dem Könige nicht mehr als eine halbe Million geben. Das ist nach meiner Gesinnung

eine halbe Million zu viel, ich würde ihm gar nichts geben. Wer die Ehre haben will, ein großes Volk zu regieren, der mag es sich etwas kosten lassen. Frankreich konnte unter sechs Millionen Bürgern einen König wählen; aber König Philipp konnte sich kein Volk wählen; Die Völker sind selten. Die Kommission der Kammer war in ihren Ansichten getheilt. Vier Mitglieder derselben stimmten für vierzehn Millionen, die vier andern für zwölf und eine halbe, und das neunte Glied, eben Ihr verehrter Cormenin, stimmte für eine so kleine Summe, daß der ministerielle Bericht-Erstatter der Commission sich schämte, sie in der Kammer laut anzugeben. Dem Kronprinzen wurde überdies, daß ihm die Zeit nicht lange werde, bis er den Thron besteigt, eine Million bewilligt. Nichts empört mich mehr, als diese unverschämte Apanagirung der Erbprinzen überall. Mein Gott, wer gibt denn dem armen Volke Warte-Geld, wenn es auf den Tod eines bösen Fürsten ängstlich harrt? Aber die Höfe sorgen dafür, daß die Kronprinzen schon in ihrer frühesten Jugend an Verschwendung gewöhnt werden; sie fürchten: in den reifern Jahren der Thronbesteigung möchten sie vielleicht für das Laster nicht genug Empfänglichkeit mehr haben.

Der jetzige König wird also vierzehn Millionen bekommen, eine Civilliste, die jedem Deutschen, der, wenn auch mit seinen Füßen, doch nie mit seinem Kopfe Deutschland verlassen, sehr winzig erscheinen muß. Und nach dieser Vergleichung ist sie es auch. Das Budget von Frankreich beträgt vierzehnhundert Millionen, die Civilliste mit vierzehn Millionen würde also den h u n d e r t s t e n Theil der Staatsausgaben betragen. Das Budget von Baiern beträgt sieben und zwanzig Millionen, und die Civilliste des Königs drei Millionen, also den n e u n t e n Theil des ganzen Staatshaushalts. Wenn der König von Frankreich im gleichen Verhältnisse, wie der König von Baiern ausgestattet wäre, würde seine Civilliste auf 155½ Millionen steigen; und wenn der König von Baiern dem Könige von Frankreich gleich gesetzt würde, sänke sein Einkommen auf 270,000 Gulden herab. Und wäre das nicht genug? Die ungeheuren Summen, die der König von Baiern verschwendet, seinen Wohnort zum neuen Athen zu machen, könnten erspart werden: München war die Stadt

der Nachteule, schon ehe es Statüen und Gemälde besaß. Ist es nicht ein herzzerreißender Jammer, daß der arme Häusler im Spessart, der sich glücklich schätzt, wenn ihm nur drei Tage in der Woche die Kartoffeln mangeln, den Schweiß seiner Hände versilbern muß, damit in einer sechszig Stunden entfernten Stadt, die er nie gesehen, wohin er nie kommen wird, eine Klyptothek, eine Pinothek, ein Odeon — Dinge, deren Namen er nicht einmal kennt — die eitle Ruhmsucht eines Königs befriedige? Und dieser kunstliebende König, der Zögling des alten freien Griechenlands, der Nacheiferer eines Perikles, hat den Stellvertretern des baierischen Volks sagen lassen: Er würde sie auseinander treiben, wenn sie sich unterständen, ihm noch so wenig von seiner Civilliste zu streichen! Und er hat später seiner Adelskammer kund gethan, er wolle sich mit drei Millionen begnügen! Und die Minister dieses Königs haben in öffentlicher Sitzung der Kammer zu verstehen gegeben: ihr Herr würde der Kammer manche Forderung bewilligen, wenn sie sich gegen die Civilliste billig zeigten! Sie — Königin der Unglücklichen, wenn diese sich je ihren Herrscher wählen dürften — haben Sie das auch wohl verstanden? Der König von Baiern ließ seinem Volke sagen, er würde ihm dieses und jenes Recht gewähren, diese und jene Freiheit bewilligen, die man doch unmöglich geschenkt verlangen könnte, wenn man sie ihm bezahlte — bezahlte! Und was hat die Kammer geantwortet? Und was hat die badische gethan? Und .... doch davon später. Ich will warten, bis die von Cassel auch dazu kommt, noch eine kurze Zeit warten. Und dann? Nun dann werde ich trauern, daß ich Recht behalten. Ich werde nicht Triumph! Triumph! rufen, wie es der feurige Welker schon vor dem Siege, ja schon vor dem Kampfe gethan! Nicht für meine Eitelkeit, für mein Vaterland habe ich die Stimme erhoben, und darum wehklagt mein Herz über den Sieg, den mein Geist errungen.

Ich habe es vergessen; wir glücklichen Deutschen haben einige und dreißig Fürsten, einige und dreißig Civillisten. Rechnen Sie, was das kostet, und athmen Sie dabei, wenn Sie können. Und Tausende wandern jährlich nach Amerika aus, wandern gedankenlos vorüber an einigen und dreißig duftenden Küchen, und schiffen sich ein, um in

einem fremden Welttheile ihren Hunger zu stillen!.... Ich will noch einmal zur Civilliste des Königs von Frankreich zurückkehren, um Ihnen zu zeigen, wie Unrecht Sie hatten, als Sie mich so oft einen Verschwender genannt. Vergleichen Sie meinen Haushalt mit dem Louis Philipps, und Sie werden erfahren, wer von uns ökonomischer ist. Die Verschiedenheit der Verhältnisse mögen Sie immer dabei berücksichtigen. Freilich ist Louis Philipp König und ich bin keiner, und habe auch, wie die Mannheimer Zeitung meint, wenig Hoffnung einer zu werden. Freilich hat König Philipp eine Frau und sieben Kinder, und ich bin, Gott sei Dank, unverheirathet. Aber auf der andern Seite hat König Louis Philipp freie Wohnung, und ich muß die meinige bezahlen; er hat freies Holz aus seinen Wäldern; er hat eine Frau, die ihm die Wirthschaft führt, und ich muß Alles selbst besorgen und werde geprellt. Also das gleicht sich aus. Und jetzt stellen Sie unsere Bedürfnisse nebeneinander. Die meinigen sind Ihnen bekannt, ich brauche Ihnen also blos die des Königs mitzutheilen, wie sie vor einiger Zeit bekannt gemacht wurden. Für Doktor und Apotheker jährlich 80,000 Fr. Ich bin viel krank das Jahr durch und weiß, was es kostet — nicht geheilt zu werden. Der Hofstaat des Königs soll aus tausend Personen bestehen (doch das ist viel zu viel). Nun wird angenommen, daß unter tausend Menschen einer das ganze Jahr durch krank ist. Ich will zugeben, daß die Hofkrankheiten immer von der gefährlichsten Art seien, die täglich zwei ärztliche Visiten erfordern. Jede Visite zu 10 Fr. gerechnet, also täglich 20 Fr., macht das jährlich 7,900 Fr. Arztlohn. Täglich für 2 Fr. Medizin, beträgt jährlich 730 Fr., also Arzt und Apotheker zusammen kosten jährlich 8,630 Fr., woher nun 80,000? Das ist Verschwendung. — Livrée-Bediente, 200,000 Fr, zu viel. Besoldete Tagediebe von Rang, 650,000 Fr., unerhört! Küche 780,000 Fr., davon werde ich in meinem künftigen Werke: von den Königs-Magen weitläufiger sprechen. Keller 180,000: die Flasche zu 5 Fr. gerechnet, käme auf das Jahr 36,000 Flaschen, und auf den Tag 100. Können Mann und Frau und Schwester und sieben Kinder, meistens Frauenzimmer, täglich 100 Flaschen Wein trinken? Und denken

Sie nicht etwa, daß darunter der Gebrauch für fremde Tischgäste mitbegriffen sei, denn die Ausgabe für diese werden unter dem Artikel Feten besonders mit 400,000 Fr. berechnet. — Für 300 Pferde jährlich 900,000 Fr; also jedes Pferd 3,000 Fr. Ein Pariser Blatt bemerkte: Tausende in Paris würden sich glücklich schätzen, wenn sie zu ihrem Lager das Stroh jener Pferde hätten. Und erinnern Sie sich noch des herrlichen Marstalles in Hannover, des dortigen Museums, das alle Reisende, alle neugierigen Damen besuchen? Einige hundert Pferde zum Gebrauche eines Königs, der seit hundert Jahren nicht in Hannover residirte, werden dort gefüttert mit dem Brode, getränkt mit dem Schweiße der unglücklichen Unterthanen, damit die Majestät des Thrones auch in Abwesenheit des Königs sichtbar werde. Und wenn es kalt ist in Hannover, aber recht kalt, so daß die Thränen der Unglücklichen zu Eis werden, dann — wird in der Nacht Stroh gestreut auf dem Steinboden des Marstalles, quer über die durchlaufende trübe Gosse gelegt, und die armen Leute, die kein Holz haben und kein Bett und keine Suppe haben, ihre erfrornen Glieder zu wärmen, dürfen dahin kommen und dort schlafen zwischen den königlichen Pferden bis der Tag graut. Es ist keine Verschwendung, wie man sie oft den Höfen vorwirft; o nein. Das Stroh kann man den andern Tag für die Pferde gebrauchen, und den Stellvertretern der königlichen Majestät ist der warme Dunst so vieler Menschen ohnedies gedeihlich. Gott, Gott! nein, Teufel! Teufel! Da wir doch keine Heiden mehr sein dürfen, welche die menschlichen Götter anriefen!

Weiter. Für Heitzung 250,000 Fr. Damit könnte man ganz Sibirien wärmen, und das Holz wäre dort besser verwendet, damit unsere armen Polen nicht erfrieren. Uebrigens steht die ganze Ausgabe betrügerisch da, da der König sein Holz aus seinen Domainen-Waldungen zieht, und es also nicht zu bezahlen braucht — Beleuchtung 370,000 Fr., und trotz den vielen Kerzen lebt König Philipp wie jeder König, immer im Dunkeln! Wäsche 160,000 Fr. Rechnen Sie mir das aus, wie das möglich ist. Musik, Theater, 300,000 Fr. Reisen eine Million; Geschenke, 160,000 Fr. Ein Fürst hat gut schenken! Und alle diese Ausgaben

zusammen nennt man an den Höfen: die kleinen Vergnügungen der Fürsten, les menus plaisirs. Was kosten ihnen nicht erst ihre großen Freuden, Kriege, Eroberungen, Mätressen, Leibgarden, Günstlinge, Bestechungen, geheime Polizei! Und fragen Sie vielleicht, aber im Ernste, wie sind solche große unmögliche Bedürfnisse nachzuweisen? Ist die Antwort: höchstens der vierte Theil dieser Summe wird zu angegebenem Gebrauche verwendet; drei Viertheile werden gestohlen, kommen in die Hände einiger begünstigter Lieferanten, die den Vortheil mit dem Hofminister theilen. Aber nicht der König, das Volk wird betrogen, welches die Civilliste bezahlen muß.

Neulich las ich einige merkwürdige Beispiele von Hof-Gaunereien. Die Kaiserin Katharina von Rußland, welche ihren Haushalt selbst übersah, fand einmal in der Rechnung 28,000 Fr. für Talglichter angesetzt. Diese große Summe fiel ihr um so mehr auf, da sie den strengsten Befehl gegeben hatte, daß an ihrem Hofe kein Talglicht gebrannt werden sollte. Sie stellte Untersuchungen an, und da fand sich, daß der junge Prinz, nachmaliger Kaiser Alexander, sich ein Talglicht hatte kommen lassen, um damit seine aufgesprungene Lippe zu bestreichen. Der Lakai, der das Licht kaufte, stellte vier Pfund in Rechnung, der Vorgesetzte über ihn machte eine Summe von 300 Fr. daraus, und so von Diener zu Diener hinaufsteigend, schwoll die Summe immer höher an, bis endlich der Oberhof-Intendant die runde Summe von 28,000 Fr. zu Papier brachte. Ludwig XVIII. hat berechnet, daß ihm jedes frische Ei, das er verzehre, auf 30 Fr. zu stehen komme. Es ist wahr, die Hofdiebe treiben ihr Handwerk mit großer Genialität, und ich selbst, wenn ich Richter wäre, würde mich bedenken, solche große Künstler an den Galgen zu bringen. Solche Geschichten wären sehr spaßhaft, sehr unterhaltend, wenn nur das Volk den theuern Spaß nicht bezahlen müßte.

Donnerstag, den 5. Januar.

Gestern war in diesem Winter der erste Abend bei * * *. Das ganze Perpetuum Mobile der Kammer war da; Odillon-

Barrot, Pagès, Clauzel, Lamarque, Mauguin, und wie sie sonst alle heißen. Auch die Generale Romarino und Langermann, Lelewell und noch viel andere confiscirte Polen. Wenn man denn Lelewell sieht und hört, sollte man es ihm nicht zutrauen, daß er den Geist und Muth hätte, vor einer Revolution herzugehen. Er sieht so zerquetscht aus, spricht so matt und gebrochen, hat ein so furchtbares Organ, daß man ihn für einen deutschen Stubengelehrten halten sollte. Doch vielleicht hat ihn das Unglück seines Vaterlandes niedergeworfen; vielleicht auch (und das ist das Wahrscheinlichste,) ist er bedenklich, an öffentlichen Orten frei zu sprechen. Denn ein anderer Pole klagte mir, es wäre ein Jammer und eine Schande, wie viele Spione es unter ihnen in Paris gäbe. Unter den anwesenden Deutschen war auch B ö r n e, der Verfasser „der berüchtigten Briefe aus Paris," wie sie die berühmte Allgemeine Zeitung nur allzugelinde nennt. Er mußte mich wohl für einen Franzosen gehalten haben; denn er unterhielt sich mit einem Deutschen über Dinge, die gewiß keiner hören sollte, und es hinderte ihn gar nicht, daß ich ganz nah dabei stand. Und so habe ich denn gehört, wie dieser Freiheitsheld, dieser Demagog, dieser Fürstenknacker, zu dem andern sagte: er verspräche, wenn er ihm ein Pfund Rauchtaback und ein halbes Pfund Schnupftabak aus Deutschland verschaffte, dafür seinen Fürsten, so viel und so lange er wolle, öffentlich zu loben. Und für einen so heillosen Menschen, der für anderthalb Pfund Taback sein Gewissen verkauft, können Sie eingenommen sein? Der Deutsche, dem er dieses Anerbieten machte, war Herr von * * * aus * * *.

Es herrschte eine besonders große Bewegung in der Gesellschaft. Die Herren waren noch ganz heiß von der Kammersitzung, in der an diesem Tage ein heftiger Aufruhr statt fand, weil Montalivet die Franzosen U n t e r t h a n e n des Königs genannt. Sie werden das in der Zeitung gelesen haben. * * * ließ die seitdem bekannt gewordene Protestation in der Gesellschaft circuliren, welche die anwesenden Deputirten unterschrieben. Um Mitternacht rief mich * * * in ein abgelegenes Cabinet, wo ich * * *, den General * * * und * * * an einem Tische mit Schreiben beschäftigt fand. Die deutschen Angelegenheiten kamen da zur Sprache. Was dort verhandelt wor-

den, wage ich nicht dem Papiere anzuvertrauen, und es in unsere Sprache zu übersetzen, habe ich heute keine Zeit. Doch eine wichtige Äußerung des Generals * * * muß ich Ihnen mittheilen. (P. 414. T. 4. Monat 18.) "Soli Branz, Resseo pariam vorum catibis, press ar littotas massica plissos, vorissilo caruss ab itanis. Os? pervens politan. Ciro! navira canti babus sirneos romarinos; vertel. Cassus iran poplita poplites, varina faessionibus. Venamos pur? valemi naro inoitamentamus. Pasti? marmorum quesitan. Cass ab, papiron gash." Ich fragte * * *, welche Garantie man den Deutschen gäbe? Darauf brach er in ein lautes und boshaftes Lachen aus, und sprach: Ihr seid ein Volk und verlangt Garantie? Ich schämte mich meiner Uebereilung und um meine Verlegenheit zu verbergen, erzählte ich ihm eine bekannte deutsche Anekdote. Kaiser Joseph errichtete zwei Regimenter von lauter Juden. Als diese einmal in Friedenszeiten Nachts durch einen Wald marschiren sollten, baten sie den General, er möchte ihnen Bedeckung mitgeben, weil, wie das Gerücht ging, Räuber den Wald unsicher machten. Praxas kuhu, praxas kuhu — sagte ich noch. Mündlich das Nähere.

— Heute schickte mir der hiesige Gesandte der freien Städte ein Protokoll der Frankfurter Polizei mit, das ihm für mich zugeschickt worden war. Ich habe es aber auch gar zu gut und bequem in dieser Welt, über die alle Menschen klagen, und mein Hotel des menus-plaisirs ist viel reicher versorgt, wie das des Königs. Wie glücklich war ich, als ich den guten alten Kanzlei-Styl wieder sah! Ich drückte ihn an mein Herz, ich küßte ihn. Ein Ruf zu einem Staatsamte in Form eines Steckbriefes abgefaßt! Das Protokoll ist geschrieben „in Gegenwart Sr. Hochwohlgeboren des wohlregierenden jüngern Herrn Bürgermeisters Herrn Senatoris D[ris] Miltenberg; S. T. Herrn Senatoris D[ris] Behrends; S. T. Hofs. des Raths, und meiner des Actuarii Münch." Herr, wird meinem Namen niemals vorgesetzt, sondern ich heiße immer der Dr. Ludwig Baruch modo Boerne. Das Herr, das sie mir gestohlen, schenkten sie dem jüngern Bürgermeister, so daß dieser zweimal Herr vor seinem Namen hat. Er hätte es nicht annehmen sollen. Heißt das wohl

regieren? Ich mußte in Gegenwart meiner, des Drs Ludwig Baruch modo Boerne, herzlich lachen über das Polizei-Protokoll. Es hat 57 Zeilen und nur ein einziges Punktum. Es fängt an: „Als vorkam, daß des zufolge," und endet: „zu sistiren habe." Hat man je eine Schrift gelesen, die anfängt: als vorkam, daß des zufolge? Konnte da je etwas Gutes daraus werden? In der Mitte des Protokolls heißt es: Nach dem Reichs-Deputations-Schluß von 1803, müsse ich als Pensionair ein Amt annehmen, und nach meiner Vorstellung an den Senat vom 19. Juli 1815, wollte ich eines annehmen. Da ich nun zugleich mußte und wollte, sollte ich mich sistiren, um der Frankfurter Polizei in ihrer großen Verlegenheit auszuhelfen; denn sie könnte ohne mich länger nicht mehr fertig werden. Ich schicke morgen dem Dr. Reinganum das Protokoll, und bei dem können Sie es lesen. Bringen Sie aber einige Punkte hinein, es könnte sonst ihrer Brust schaden. Sieben und funfzig Zeilen und ein Punktum! Es ist gräulich, wie Eduard Meier in Hamburg sagt; und, was zu arg ist, ist zu arg, wie er ebenfalls sagt; und, da muß einem die Geduld reißen, wie er nicht minder sagt. Sieben und funfzig Zeilen und ein Punktum! Das ist ja noch ärger wie Falstaff's Wirthshaus-Rechnung. Ein Penny für Brod, und dreißig Schilling für Sekt. O Herr Aktuarius Münch, warum haben Sie nichts von mir profitirt? Ich war drei Jahre Ihr College, und Sie hätten von mir lernen können, wie man Punkte setzt, Fallen stellt, Schlingen legt.

Dem * * * werde ich nicht schreiben, das habe ich mir schon früher vorgenommen. Glauben Sie doch ja nicht, daß mir solche Dinge Gemüthsbewegung machen. Unangenehme Berührungen von Menschen weiß ich leicht zu heilen. So oft mir ein Narr oder ein Bösewicht vorkommt, erhebe ich ihn zu einem Narrenkönig, oder zu einem Könige der Bösewichter. Dann sehe ich sein ganzes Volk hinter ihm, und mit der Menschheit darf man nicht rechten. Gott hat sie geschaffen, wie sie ist, und hat allein alles zu verantworten. * * * ist mir ein solcher Narrenkönig. „Ich kann dich nur beklagen" — kömmt das nicht in einer Oper, ich glaube in der

Zauberflöte vor? Nun, ich sage dem * * *: Ich kann dich nur beklagen, eitler Narrenkönig!

Den Cormenin, und was Sie sonst wünschen, werde ich Ihnen durch die erste Gelegenheit schicken. Drei Briefe sind erschienen, und jetzt in einer Brochüre vereinigt herausgekommen. Den dritten Brief habe ich gelesen. Es ist die Weisheit in Zahlen und ist die Thorheit in Zahlen. So, und nur so allein muß man die Menschen belehren; denn sie sind so dumm, daß sie nichts begreifen, was sie nicht zählen können. Sie sind gar zu dumm, die Menschen! Wenn sie nur einen einzigen Tag wollten, oder nur einen einzigen Tag nicht wollten, dann wäre wenigstens allen Leiden ein Ende gemacht, die von den Menschen kommen, und blieben dann nur noch Ueberschwemmungen, Erdbeben, Krankheiten übrig, welche Plagen nicht viel bedeuten. Aber wollen! Das ist's. Nicht wollen; das ist's noch mehr. Kaiser Maximilian hatte einen Hofnarren, der sagte ihm einmal: Wenn wir nun Alle einmal nicht mehr wollen, was willst du dann thun? Ich weiß nicht, was der Kaiser darauf geantwortet; aber der Narr, der schon vor länger als drei Jahrhunderten einen solchen großen Gedanken haben konnte, mußte ein erhab'ner Geist gewesen sein.

Zweiter Brief.

Paris, Montag, den 9. Januar 1832.

Gestern war ein schönes Concert im italienischen Theater, wobei mir, wie gewöhnlich, das letzte Musikstück am besten gefiel; denn ich bin immer froh, wenn ein Concert zu Ende ist. Es ist mit dem Kunstgenusse, wie mit dem sinnlichen: Ohr, Auge, die Seele haben einen Punkt der Sättigung, den, erreicht, alles weitere nicht mehr mundet, noch gut bekömmt. Die vielen und besonders verschiedenartigen musikalischen Gerichte, eines nach dem andern vorgesetzt, stumpfen

die Empfänglichkeit ab, und richten das Urtheil ganz zu Grunde. Es ist eine abscheuliche Ueppigkeit, die den Menschen endlich empfindungsarm macht. Dieses im Vorbeigehen; denn man soll jede Gelegenheit benutzen, einer Freundin etwas Philosophie in Verwahrung zu geben. Die Zeit kann kommen, daß man sie bei ihr braucht, und dann ist der überraschende Vorrath sehr angenehm.

Meine Malibran hatte einen starken Husten und sang schlecht. Das verzieh ich ihr auf der Stelle. Aber sie trug ein Kleid von rothem Sammet, das einen reifrockartigen Umfang hatte, und das konnte ich ihr anfänglich nicht verzeihen. Als aber darauf Herr von Berriot erschien, verzieh ich ihr das auch. Es ist das liebenswürdigste Gesicht, das mir je an einem Manne vorgekommen. Er ist bescheiden, sinnig, voll Geist und Gemüth. So ist auch sein körperlicher Anstand und so sein Spiel. Paganini's Humor hat er nicht, vielleicht auch nicht seine Tiefe; aber seine Höhe und eine Harmonie, die Paganini nicht hat. Grazie möchte ich in seinem Spiel nicht nennen, was ein besseres Wort verdiente; denn mit Grazie verbindet man doch immer die Vorstellung einer weiblichen Kraftlosigkeit; doch weiß ich nicht, wie ich es nennen soll. Was mir an Berriot am meisten gefiel, war seine Anspruchlosigkeit sowohl in seinem Vortrage, als in seiner Composition. Ich habe an andern großen Componisten und Virtuosen oft bemerkt, daß sie ihrer gelungensten Stellen sich selbst bewußt sind, und wenn sie an diese kommen, gleichsam zur Bewunderung herausfordern. Berriot bleibt sich immer gleich, gibt keinem Theile seines Spieles und seiner Composition einen Vorzug vor dem andern, und fordert keinen für ihn. Kurz, Berriot ist ein Nebenbuhler, der meiner würdig ist, und da Madame Malibran das Unglück hat, mich gar nicht zu kennen, konnte sie keine bessere Wahl treffen.

Schon seit zehn Jahren komme ich nach Paris, und erst vor vierzehn Tagen habe ich die berühmte Mars zum erstenmal spielen sehen. Aber daß Sie ja meine Ungeschicklichkeiten Keinem verrathen! Ich hätte Ihnen früher über jenen Abend geschrieben, aber ich wußte nicht, was ich Ihnen sagen sollte, und ich weiß es heute noch nicht was ich davon denken soll. Die Sache ist: ich habe alle Uebung im Kunsturtheile verloren. In frühern Jahren war ich, wie mich mehrere dramatische

Dichter und Schauspieler, deren Stücke und deren Spiel ich gelobt, versichert haben, ein sehr guter Theaterkritiker; aber seitdem hat das unverschämt prosaische Europa mich aus aller Aesthetik geworfen. Ich glaube, daß die Mars die größte Künstlerin ist, als welche sie den Ruhm hat; aber ich weiß es noch nicht. Doch weiß ich auch nicht im geringsten, was diesen Glauben schwankend machen könnte. So viel merkte ich wohl, daß sie in den gewöhnlichen Momenten des Spiels sehr ökonomisch ist mit ihren Mitteln, und man darum, den Reichthum ihrer Kunst zu beurtheilen, erst jene Feierlichkeiten des Herzens abwarten soll, in welchem sich Glanz und Aufwand zeigen muß. Zu solchen Feierlichkeiten boten aber die beiden Stücke, in welchen sie auftrat, keinen Anlaß. Es waren: l'Ecole des Vieillards von Delavigne, und Les Fausses Confidences von Marivaux. Mir behagen die neuen Lustspiele nicht, auch nicht die Bessern. Die alten guten Komödien gaben uns Federzeichnungen, geistreiche Umrisse von Charakteren, die Leser, Zuhörer und Schauspieler ausmalten. Das beschäftigte den Geist, und gab der Kunst Beschäftigung. Die neuen Komödiendichter aber, ohne Geist und ohne Erfindung wie sie sind, zeigen ihre Kunst nur in den Farben, und darum bleibt dem Schauspieler nichts weiter übrig, als ein Stück, das ihm nichts zu ergänzen gelassen, zu copiren. Das Drama Delavigne's ist solcher modernen Art, und selbst eine Mars konnte die Feinheit ihrer Rolle nicht noch feiner ausspinnen, und wer daher, wie ich das Stück gelesen und gut verstanden, erfuhr nichts Neues von ihr. In dem alten Lustspiele, Les Fausses Confidences, fand ich die Mars zu modern. Was allen männlichen Rollen in dem Stücke gelang, ihren Empfindungen etwas Perückenartiges zu geben, mußte einem schönthuenden Frauenzimmer mißlingen. Thut denn die Mars schön? — werden Sie mich vielleicht fragen. Doch vergessen Sie nicht, daß es zehn Jahre sind, daß Sie sie gesehen, und zehn Jahre sind ein Jahrhundert im Leben eines Frauenzimmers. Ich will es bekennen, daß die Mars mir nicht gefiel, weil sie alt ist. Zu meinem Unglücke saß ich ihr ganz nahe, und glaubte überdieß meinem boshaften Vergrößerungsglase, das selbst eine Hebe verläumdet. O, die Runzeln, diese Särge ohne Deckel! Und das graudämmernde Lächeln, das mit dem letzten Strahle der

untergegangenen Schönheit gemischt ist! Lächeln aber ist die ganze Kunst einer Schauspielerin in diesen moderen Komödien, wo Tugend und Laster, Treue und Verrath, Liebe und Haß, Kraft und Mattigkeit, zu dem bequemen und leicht verdaulichen Ragout, das man gesellschaftliches Leben nennt, zusammengelächelt sind. Die Schauspielerin, die nicht mehr gut lächeln kann, soll die Medea spielen, die Clytemnestra — oder die Antigone, aber nicht die junge Frau eines alten Mannes, in diesem reconvalescirenden noch schwachen Jahrhunderte. Ach, die Weiber, welchen höchstens der Spiegel sagt, daß sie alt geworden, aber nie das Herz! Und wenn nun die müden alten Züge des Gesichts der Empfindung nicht mehr nachkommen können — es ist gar zu traurig. Ich hätte der alten Mars gern die Jugend und Schönheit meiner achtzehnjährigen Geliebten auf den Abend geliehen, und hätte mit einer zahnlosen Braut den ganzen Abend gekost; so gerührt war ich. Die abscheulichen Runzeln! Ich könnte darüber weinen, wenn ich nicht lachen müßte, daß ich ein Mann geworden. Und wenn ich den Spiegel küßte, ich sehe keine Runzeln in meinem Gesichte. Und doch sind sie da; aber wir Männer haben keine Augen dafür. Ja, die Weiber haben keinen bessern Freund als mich, und einen der seltensten Art; einen Freund in der Noth und nur in der Noth, nicht im Glücke. An euern Freuden will ich nicht Theil haben, ich habe keinen Sinn dafür; aber euere Leiden von verrathener Liebe bis zum Schmerze eines besiegten Hutes: sie sind mir alle heilig.

Die Mars hatte wegen Krankheit seit einem Jahre nicht spielen können, und da sie nun zum ersten Male wieder auftrat, wurde sie mit lebhaftem, aber doch nicht mit jenem stürmischen Beifalle empfangen, welcher im Anfange des Winters der Malibran zu Theil ward, als sie von einer Kunstreise von einigen Monaten, die sie in Gesellschaft des Herrn von Berriot gemacht, zurückkehrte. Jugend und Schönheit haben Credit, die alte Mars mußte den Beifall mit ihrem Spiele baar vorauszahlen. Nicht wegen, aber trotz der Mars hätte ich mich diesen Komödien-Abend sehr gelangweilt, hätte nicht M o n r o s e mitgespielt in Marivaux's Stücke. Monrose ist ein unvergleichlicher Schauspieler für alle spitzbübische Bedienten, welche in neuerer Zeit durch die Conkurrenz ihrer Herren ganz zu Grunde gerichtet worden.

Die Schelmerei ist so wenig schändlich mehr, daß man die vertrauten Bedienten nicht mehr braucht; denn man thut alles selbst, und öffentlich. Auch dadurch hat die neue Komödie viel verloren. Monrose ist ein herrliches antikes Kunstwerk. Der König war auch im Theater. Den vorigen Winter sah ich ihn in den Fourberies de Scapin — nicht den König, sondern Monrose — und erstaunte über sein Talent. Er wurde mit Beifalls-Aeußerungen empfangen — nicht Monrose, sondern der König — der Zorn über meine dicke Dinte hat mich ganz verwirrt gemacht, und ich weiß gar nicht, was ich schreibe — aber es waren einstudirte Choristen, das merkte man gleich.

Von den Briefen eines Verstorbenen im Morgenblatte habe ich die, welche mich betreffen, aber nur flüchtig gelesen; die andern noch gar nicht. Ich werde sie mir zu verschaffen suchen, und dann auch darüber sprechen. Ich glaube, daß sie Robert geschrieben. Der unglückliche Robert, der an den Ufern der Dos trauert, daß in den Stürmen der Julirevolution seine nicht assekurirten Vaudevilles untergegangen! Dort sinnt und sinnt er, wie zu machen, daß von ihm gesprochen werde. Dem Manne kann geholfen werden, — sage ich, wie Karl Moor in den Räubern.

Dritter Brief.

Paris, Mittwoch, den 11. Januar 1832.

Gestern war ich wieder bei dem monatlichen encyclopädischen Diner. Die Gesellschaft war gut, das Essen schlecht. Es compensirt sich alles; bei den Aristokraten speist man besser. Ich habe mich viel mit Polen unterhalten, mit den Generalen Langerman und Uminski. Letzterer war erfreut, mich kennen zu lernen; er hatte in Straßburg meine Briefe gelesen. Mehreren Anwesenden wurde ich vorgestellt als ein Allemand très distingué. Bei Tische wieder die gewöhnlichen Toastn auf alle Völker der Erdenrunde und die Deutschen zu-

letzt, wie immer. Jullien hat eine halbe Stunde sehr schön gesprochen. Der Trink-Refrain à l'union des peuples kettete Volk an Volk, und nahm sich in der Wiederholung recht musikalisch aus. Und wäre es auch blos eine Komödie — ist nicht die Bühne eine Beglaubigung des Lebens? Von den Mitgliedern der letzten polnischen Revolutions-Regierung waren auch zwei anwesend, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und der der Finanzen. Der Letztere war sehr freundlich gegen mich, und wird mich besuchen. * * * war poetisch und hat ihm erzählt: jedes Wort in meinen Briefen wäre eine Thräne, den Polen geweint. Und das geschah vor dem Essen, da er noch nicht getrunken! Die Thränen machten Eindruck auf einen Finanz-Minister; ist das nicht merkwürdig? Bei dem Toaste auf die Deutschen, wurde des Herrn Bo-erne des Allemand distingué und seiner Lettres de Paris gedacht. Zum Glücke für uns Deutsche haben auch mehrere andere Nationen auf die Gesundheit nicht geantwortet, und man bemerkte unsere Blödigkeit nicht. Nach dem Toaste auf die Spanier wurde ein Gedicht *l'Espagne et Torrijos,* à Ferdinand VII. von Barthelemy gelesen. Barthelemy und Mery geben seit einem Jahre eine politische Wochenschrift in Versen unter dem Namen *Némésis* heraus. Der schändliche Mord des Torrijos und fünfzig seiner Unglücksgefährten, die kürzlich in Malaga erschossen wurden, gab Stoff zu erwähntem Gedichte. Da Sie es in Frankfurt sicher nicht haben, will ich Ihnen diejenigen Stellen mittheilen, die von der Versammlung mit stürmischem Beifalle aufgenommen wurden.

Voilà ce roi chrétien, que sa mère appellait:
Ferdinand *coeur de tigre et tête de mulet*

C'est le type incarné de l'absolu pouvoir.
— D'un clergé despote orgueilleux mannequin,
Je pare le gibet d'un cordon Franciscain.

L'Espagne est pour l'Europe une place de Grève

Chose horrible! on dirait que depuis neuf années,
Comme sur des gradins, assise aux Pyrenées,
L'Europe, par plaisir, contemple avec effroi
La liberté, qui meurt sous les griffes d'un roi,
Et nous, pour admirer ce long martyrologe,
Nous nous sommes placés dans la première loge —

Et nous ! nous peuple fier qui, sous le grand drapeau,
Chassons les rois mauvais comme un lâche troupeau,
Nous qui pouvons si bien leur tendre une main forte,
Nous souffrons qu'on les pende au seuil de notre porte,
Et les pieds convulsifs de ceux qui vont mourir
Sont comme les marteaux qui nous disent d'ouvrir.
Et quel est donc le Dieu, le Baal espagnol,
Pour qui fume ce sang repandu sur le sol?
Quel est l'homme assez fort pour que dans ses domaines
On recrute pour lui des victimes humaines?
Eh bien! connaissez donc le monarque puissant
Qui reçoit en tribut l'holocauste de sang.
C'est un Bourbon qui suit des ses aïeux la trace.
Imbecille héritier d'une stupide race;
Un roi capuchonné qui dans une oraison
Mêle un verset d'église avec la pendaison!

Comme Charles son père, en hurlant il dévore
Les boeufs amoncelés qui palpitent encore. *)
Signe de son instinct, il a sous un front chauve
Le cerveau déprimé, comme une bête fauve
Roi fangeux, que le ciel pétrit dans sa colère
Voilà pourtant celui que l'Europe tolère!

Triste peuple, cadavre empoisonné d'ulcères
La vermine du cloitre a rongé ses viscères.

Dans les jours solennels, courbé sur son chemin
L'ambassadeur Français va lui baiser la main!
Tr!!! Par son envoyé quand cet affront la touche,
La France avec horreur doit essuyer la bouche!
La main de l'Egorgeur! la main de Ferdinand!
Il n'est rien de plus vil dans tout le continent!

Oh! des peuples souffrans la justice est tardive
Elle a le pied boiteux, mais enfin elle arrive;
Le peuple est patient car il est éternel,
Nos pleures ont coulé sur le sang fraternel!

Je ne peux pas juger le roi par contumace,
La France contre Lui doit se lever en masse;
Cette fois nous avons le droit d'intervenir,
Oui, quand un criminel si grand est à punir;

*) Les Bourbons sont des rois mangeurs. On sait quelle énorme consommation de viandes, faisait en Angléterre Louis-le-désiré. Charles IV. a surpassé par sa voracité tous les rois de sa race. Nous l'avons vu à Marseille et nous avons même assisté à ses repas; au moment oú l'on apportait les filets de boeuf saignant, il s'agitait avec convulsion sur son fauteuil et poussait des rugissemens rauques comme ceux du tigre. Son fils Ferdinand n'a pas dégénéré; il conserve encore ce royal appétit.

Quand son nom fait bouillir la haine universelle,
Il faut le reclamer du sol qui le recèle;
Si cet infame roi, fuyant de son palais,
Court chercher un asile au Gibraltar anglais,
Il faudra, par pudeur, qu'on nous le restitue
Car il faut voir la fin d'un règne de forfaits.
Les peuples de l'Espagne, une fois satisfaits,
Epouvantant les rois d'un juste régicide—
Suspendront son cadavre aux colonnes d'Alcide.

Freitag, den 13. Januar.

Wie war ich von Ihrem gestrigen Briefe überrascht, ehe ich ihn geöffnet! Aber als ich ihn las, mußte ich heulen wie ein Kind, das sich ein Loch in den Kopf gefallen. Schreiben Sie mir keine solchen Briefe mehr; man kann nicht Mann genug sein in dieser kriegerischen Zeit... Wollen Sie sich denn Ihre Aengstlichkeit niemals abgewöhnen? Habe ich Ihnen nicht erst kürzlich erklärt, wie es jetzt ein Majestäts-Verbrechen geworden, sich zu fürchten, weil es ein Eingriff in die Rechte der Krone ist? — Die englischen Blätter lese ich nicht; ich kann also nicht sagen, ob Uebersetzungen meiner Briefe darin angekündigt, oder überhaupt davon gesprochen worden. Aber hier in Paris erscheinen zwei Uebersetzungen. Die eine ist im Courrier von gestern angezeigt. Lesen Sie selbst was dabei gesagt ist. Welcher Buchhändler die andere herausgiebt, weiß ich nicht. Im Literaturblatte, (der Beilage zum Morgenblatte vom 19. December 1831) sagt Menzel bei Gelegenheit einer Beurtheilung über Wilhelm Müller's Schriften etwas über mich, das Sie erfreuen wird. Lesen Sie es ja. Er vergleicht die Verfolgungen, die ich jetzt von den Philistern zu ertragen habe, mit denen, welchen Lord Byron ausgesetzt war, und wie wir beide aus gleichem Grunde verkannt werden. Ich bin dem Menzel für seinen guten Willen und seine schmeichelhafte Zusammenstellung sehr großen Dank schuldig: aber die Vergleichung muß ich zurückweisen, ich habe sie weder verdient noch verschuldet. So zerrissenen Herzens bin ich nicht wie Byron. So wie er habe ich nie an der Menschheit verzweifelt. Sie ist mir klar und darum ist sie mir schuldlos. Gott ist in ihr, der Teufel nur in ihren Quälern. Und gegen diesen sich nicht blos zu bekreuzigen, sondern

ihm mit Wort und Schwert entgegen zu treten; denn er hat ein Ohr, das man schrecken, Fleisch und Bein, das man treffen kann — dazu muntere ich die Schläfrigen auf, dazu mache ich die Abergläubigen beherzt. Auch an Deutschland verzweifle ich nicht, wie Menzel glaubt. Man schilt keinen Bettler wegen seines Geizes, den Reichen schilt man. Ein Volk ist ein einziges Kind. Auch mit Liebe im Herzen muß man es schelten; schelten über jeden Fehler, und wenn der Fehler auch der Dorn einer Tugend wäre. Es ist nicht meine Schuld, es ist mein Verdienst, wenn ich ein besserer Pädagog bin, als es mancher Andere ist. Es gibt nachtwandelnde Völker; aber die Nacht eines Volkes ist lang, sehr lang, sie zählt Tage und Jahre und Jahrhunderte und besser, daß man solch ein nachtwandelndes Volk anrufe, und könnte auch geschehen, daß es den Hals darüber bräche, als es so fort dämmern zu lassen, in schwankender Mitte zwischen Thier und Pflanze, in schwankender Mitte zwischen Schlaf und Tod.

Samstag, den 14. Januar.

Nachfolgendes Gedicht von B e r a n g e r cirkulirt in der Handschrift. Dem guten Manne mag es in St. Pelagie nicht gefallen haben, und darum läßt er es wohl nicht drucken.

LA PAIX.

J'aime la paix, je hais la guerre,
La guerre ne va qu'aux héros ;
Et moi par goût, par caractère
Je cherche avant tout le repos.
Les seuls conseils de la prudence
Doivent me régler désormais.
Pour moi d'abord et pour la France
Je veux la paix

Grace a mes flatteurs, je l'avoue,
J'ai de la gloire à bon marché
Et de maint exploit on me loue
Où mon courage a trébuché.
Aussi de Valmy, de Jemapes
Pour ne point gâter les hauts faits
Gardons bien qu'on ne m'y rattrape,
Je veux la paix.

De l'empire on veut les frontières,
On veut l'agrandir, et pourquoi?
Mon dieu! la France de nos pères
Est déjà trop grand pour moi.
Si quelque voisin le propose
De grand coeur ici je permets
Qu'on en rogne encore quelque chose;
Je veux la paix

Un conquerant dans sa manie
Fit une France exprès pour lui,
Aussi vaste que son génie.
Il en faut une autre aujourd'hui.
Formons loin des champs de bataille
Sans jalousie, sans peine, sans frais,
Un petit royaume à ma taille.
Je veux la paix.

D'un oeil sec j'ai vu la Belgique
Briser le sceptre de Nassau,
Je vois la Pologne héroique
Lutter au bord de son tombeau;
L'Italie en vain nous appelle,
Tranquil au fond de mon palais
Qu'autour de moi le sang ruisselle!
Je veux la paix

Oui je redoute les alarmes,
J'abhorre le bruit du canon,
Et je vous ai donné pour armes
Non pas un coq, mais un chapon.
Ma couronne est mieux affermie
Et même..................
Je veux la paix.

Viele Verse im heutigen Briefe. C'est pour former le coeur et l'esprit aux jeunes Allemands. Der Schatten an der Dos schrieb in das Morgenblatt: „ich hätte die „Briefe eines Verstorbenen" (das Buch) benutzt." Sollte er wohl damit meinen, daß ich den leichten Briefstyl nachzuahmen gesucht? Nun, ist es nicht geschehen, so kann ich es noch thun. Adieu, ma bonne amie, je dévore un oeuf. Sur ce, n'ayant plus rien à dire — Salut, fraternité, ou la mort. Ach! ich plumper Bürgersmann kann die Freiheit keine zwei Zeilen lang ertragen. Gott zum Gruß, und wann kömmt mein Kanaster?

Vierter Brief.

Paris, Sonntag, den 15. Januar 1832.

O, es ist himmlisch! Ich hatte vermicelle, cotelettes de veau aigre-doux, épinards — nein, in allen Dingen die Wahrheit; ich hatte keine épinards, sondern choucroûte garnie; mögen mich die Diplomaten immerhin verachten — und poulet au cresson. Ich war in reiner kalter Luft lange spazieren gegangen und hatte einen herrlichen Hunger mit nach Hause gebracht. Und als ich mit dem Essen fertig war, blieb noch ein kleiner Hunger übrig, und es that mir leid, daß ich nicht auch omelette soufflée bestellt hatte. Da schickte Freund D.... ein Zeitungsblatt mit Empfehlung, die Allgemeine Zeitung von Stuttgart und darin fand ich: *Rapsodien, veranlaßt durch Herrn Börne's Briefe, von Pittschaft.* Da hatte ich meine omelette soufflée! Es ist nicht der Philosoph Pittschaft, der im Tollhause sitzt; denn er sitzt nicht mehr im Tollhause, weil er sich erhängt hat. Es ist dessen Bruder, der Medizinalrath Pittschaft in Baden an der Oos. Hätte ich nur meinen Himmel mit Ihnen theilen können; die andere Hälfte ist noch groß genug. Mein Tischchen schwankt unter der Last des aufgehäuften Desserts; mein Salzfaß ward süß davon. Zuerst: Während der Jahre, die ich in Halle bei Reil wohnte, erschien das bekannte Buch dieses großen Arztes: *Rapsodien über die psychische Behandlung der Wahnsinnigen.* Lange vor und nach Erscheinung dieses Werkes, das seinem Verfasser besonders lieb war, hörte ich alle Tage von Rapsodien sprechen, so daß seitdem und bis heute, so oft ich das Wort Rapsodien lese oder höre, ich gleich an verrückte Menschen denke. Ferner: Ich dachte, wie viel zweckmäßiger es wäre, wenn statt meiner Herr Pittschaft sich am Frankfurter Polizeiamte anstellen ließe, weil dann Polizei-Amt und Medizinalrath sich

wechselseitig ihren Styl verbessern könnten. Von dem Polizei-Protokoll neulich habe ich, wie Sie aus meinem Briefe mit Kummer ersehen haben werden, das Asthma bekommen, wegen gänzlichen Mangels an Punkten, und an den Rapsodien des Herrn Pittschaft wäre ich beinahe erstickt, wegen des Ueberflusses an Punkten. Nein, so ein pünktlicher Mann ist mir noch gar nicht vorgekommen. Nur folgende kurze Stelle: „Es kann dem Kennerauge nicht entgehen, daß der Teufel sich nur durch seine Klugheit hält. Der Teufel selbst verstellt sich in einen Engel des Lichts. So sagt der Apostel. Dem Schlechten stehen viel mehr Waffen zu Gebote, als dem Edlen. Dieser muß zur Erreichung seines Zweckes sich selbst einsetzen. Jener setzt Andere ein. Jede Geburt hat ihre Wochen. Wenn nur das Kind beim Leben bleibt und zu einem großen kräftigen Manne heranwächst. Unsere Zeit leidet an einem ungebührlichen Heißhunger. Macht sie es doch wie Saturn und verzehrt die eignen Kinder. Wenn sie nicht mäßiger wird, wird sie sich den Magen überladen." Sancho Pansa hat nicht mehr Sprichwörter und nicht mehr Punkte; und so geht es in einem fort. Dann fand ich so schön, daß Pittschaft und der Schatten Robert Beide in Baden wohnen, und ich konnte mir so herrlich ausmalen, wie der Medizinalrath, der im Winter keine Kranke hat, und Robert der in keiner Jahreszeit Leser hat, sich gegenseitig in diesen langen Ferien mit einem Kranken und einem Leser ausgeholfen, und wie sie beide auf dem Berge und auf dem Sopha einander gegenüber saßen, und Robert dem Medizinalrathe seine verstorbenen Briefe vorgelesen, und dabei vor und nach jedem Komma einen prüfenden Blick auf ihn geworfen, um zu untersuchen, ob er nicht außer sich gekommen; und wie der Medizinalrath wirklich außer sich gekommen vor Ungeduld, und nach Hause gegangen, seine Rapsodien gegen mich geschrieben, den andern Tag wiedergekommen, und sie aus Rache dem Robert auch vorgelesen — ist das nicht Alles schön vom Anfange bis zum Ende, mit Ausnahme der Punktarmuth im langen Satze, welcher erst die Hälfte seines Wegs zurückgelegt, die ich aber vorsätzlich mildthätig aufgenommen, um mich auf das Polizei-Amt würdig vorzubereiten, und dann den Medizinalrath, seine Vollpünktlichkeit nämlich, damit homöopatisch zu heilen, und ihn dabei an das zu errinnern.

was Horaz sagt in seiner Poeten-Kunst: omne tulit *punctum* qui miscuit utile dulci, welches auf Deutsch heißt für Frauenzimmer: Punkte sind nützlich und angenehm, doch nicht zu viel und nicht zu wenig? Und fragen Sie mich nicht, was das Fragezeichen bedeute am Ende des Satzes, ich habe es vergessen; und fragen Sie mich gar nichts, bis ich mich ausgeruht,..... Jetzt fragen Sie, aber nicht was Herr Pittschaft eigentlich will? denn ich weiß es nicht. Er sagt: Ich wäre eine Leuchte, und ein Prophet, und ein brennender Busch, und ein Repräsentant der sieben fetten Kühe, (Ach, hätten alle Volksvertreter nur solche fette Committenten, dann brauchte man gar keine repräsentative Verfassungen!) und ein Dornbusch. Und ich wäre darum ein Dornbusch, weil ich haben wollte daß etwas von den Andern daran hängen bliebe. Freilich bin ich ein Dornbusch, und von den Flocken, die an mir hängen geblieben, könnte ich mir einen weiten Schaafpelz machen lassen. Aber wer hieß dem Medizinalrath mir so nahe kommen? Und wenn etwas von ihm hängen geblieben, ist das meine Schuld? Der Dornbusch steht, die Heerde geht; sie kann ausweichen. Ferner wäre ich der Engel mit dem Schwerte und ein Würgeengel. Dann spricht er von Schuhen und von Schuhputzen. Erstens sagt er: ich verlangte, die Deutschen sollten ihre Schuhe vor mir ausziehen, und zweitens sagt er: Ich sähe Deutschland für eine Kratzbürste an, und putzte meine Schuhe daran ab. Jedermann weiß, daß ich nie Schuhe trage. Sie sehen, Pittschaft ist ein Demagog, er will das Volk aufklären, er schreibt für Stiefelputzer. Wie oft habe ich Ihnen zu Baden gesagt: dieser Ort ist ein wahres Carbonaro-Nest; aber Sie wollten mir es nicht glauben. Was macht Robert dort? Warum kehrt er nicht zum Königstädtischen Theater zurück? Warum ist er kein unschuldiger Waldfrevler geblieben? Warum ist er der Macht der Verhältnisse untreu geworden; und liebäugelt jetzt mit allen deutschen Mächten? Warum hat er seine schmerzstillenden Didaskalien unterbrochen? Zehn aufrührerische Völker hätte man dabei beruhigen können. Diebitsch hätte sie in's Polnische übersetzen lassen, und hätte dann Warschau im Schlafe überrumpelt. Noch einmal: was hat Robert in Baden zu thun?

Thöricht, das zu fragen. Wer hat die Badener Bürger aufgehetzt, bei der Ständeversammlung eine Bittschrift um Preßfreiheit einzureichen? Wer hat diese Bittschrift verfaßt? Das hat der Nämliche gethan, der auch die Berliner Briefe in den Messager geschickt. O, ich habe das gleich verstanden! Ich durchschaute Den und Jenen und Manchen und gar Viele. Ich ließ mich nicht von ihren ehrlichen Gesichtern irre führen; es täuschte mich nicht, daß sie sich für Polizei-Spione ausgaben; ich erkannte sie auf der Stelle als geheime Carbonari. Und jetzt schreibt Robert gegen mich; aber ich bedanke mich dafür; ich will nicht seine Maske sein, ich mag nicht sein Gesicht berühren. Und Pittschaft gesellt sich ihm bei; der undankbare Medizinalrath! Undank! Undank! Wenn er den Deutschen sagt: „Ihr habt immer den Saft zu dem Punsche hergeben müssen, womit sich Andere gütlich gethan" — von wem hat er das gelernt? Er rede! Wer gab ihm den Muth, Deutschland zu warnen vor Rußlands Joche? Er rede! Wer gab ihm den Muth, schon im Sommer für die Contagiosität der Cholera zu schreiben, und der preußischen Regierung zu trotzen? Er rede. Und was nützt ihm die Heuchelei. Seine russische Praxis ist ihm auf immer verloren, denn er hat Rußland gelästert. Seine französische Praxis ist ihm auch verloren, denn er hat Frankreich gelästert. Seine preußische Praxis ist ihm auch verloren, denn er hat Preußen für ansteckend erklärt; und was ihm von deutschen Bundeskrankheiten noch übrig bleibt, wird ihm zur Strafe entzogen werden, weil er, ein badischer Unterthan, ein Staatsdiener, ein Medizinalrath, sich erlaubt hat, von Politik zu sprechen, ehe er zweitausend Gulden Caution geleistet hat. Darum werfe er sich ganz in meine Arme; er hat sich mir verschrieben, mein ist er und mir gehört er zu. Es wäre nicht dazu gekommen, wenn ihn Robert nicht verführt.

Daß Beide mich getadelt, kann ich ihnen verzeihen; aber daß sie mich gelobt, das verzeihe ich ihnen nie. Sie rühmen meine Unbestechlichkeit. Pittschaft sagte: Er wolle nicht glauben, daß die Herausgabe der Briefe eine Geldspekulation gewesen, und Robert verbürgt sich, daß ich nicht feil bin. Wer wird eine solche Bürgschaft verschmähen? Auch danke ich schön für die gute Meinung. Aber das

Lob der Unbestechlichkeit muß man keinem Freunde öffentlich geben; das ist ein Tadel für Tausende, erweckt den Neid und ruft nur den Widerspruch hervor. Nun werden meine Gegner sagen: Er ist wohl feil; (ich thue es, um zu zeigen, daß ich selbst einen Affen nachäffen kann,) aber wohlfeil ist er nicht. Er würde sich nie so geringe schätzen, in den Hundstagen jedes Jahres um zwanzig Friedrichsd'or seine Ehre zu vermiethen.... Der unglückselige Robert! Eine Welt hätte er setzen sollen zwischen sich und mir, und jetzt, das Glück verschmähend, daß ich ihn vergesse, sucht er mich auf, und zwingt mich, seiner zu gedenken. Was gab ihm den kecken Muth, mich herauszufordern? Ist es etwa, daß ich ein Herz habe, und seine eigene Brust nichts zu durchbohren darbietet? Ist es, daß er seine Brieftasche, seine polnischen Loose gut verschlossen weiß, und daß ich sie nicht durchlöchern kann und seine Seele nicht berühren? Daß der Unglückselige es wagt, den tiefbegrabenen Schmerz aus meiner Brust heraufzuwühlen; daß jener Würmer einer, die von Polens Leiche schmausen, über meinen Weg zu kriechen wagt! Wenn ich der Polen gedenke, und des Sommers und Badens, und wie oft ich dort aus dem Lesezimmer in das nahe Gebüsch wankte, meinen Schmerz oder mein Entzücken auszuweinen; und wie ich mit krampfbewegten Herzen der Stunde entgegensah, welche die Zeitung brachte; — und wenn ich nun endlich das Blatt in meiner zitternden Hand hielt und es nicht zu lesen wagte; nicht zu erfahren wagte das Urtheil jener furchtbaren, namenlosen Macht, die größer als das All, höher als der Himmel, älter als die Ewigkeit; den Richterspruch: ob es einen Gott gibt oder nicht — und kam dann jener Robert, riß mir das Blatt aus der Hand, bat, „um Gotteswillen nur eine Minute,“ wendete das Blatt herum, sah unten nach dem Courszettel; Warschau war gefallen, und die polnischen Loose waren gestiegen, und ein Höllenschein verklärte sein silbergraues Gesicht — — wenn Wünsche Dolche wären, er lebte nicht mehr! Und jetzt wagt es solch ein vermaledeiter Goldanbeter, der die Blätter der Geschichte ungelesen und verächtlich überschlägt, um am Ende vor dem Courszettel niederzufallen und ihn anzubeten; der seinen Blick von dem schönen Gesichte der Zeit so voll erhabenen Lächelns, schöner Trauer und blinkender

Thränen, abwendet, um sie herumgehet und ihren ...... küßt — ein solcher Mensch wagt es, ungerufen vor mir zu erscheinen und zu sagen: Da bin ich!

Montag, den 16. Januar.

In der nämlichen Stuttgarter Zeitung, in welcher Herr Pittschaft sein Herz erleichtert, standen auch kurz vorher zwei Briefe, welche Herr Wurm, der Redakteur der Börsenhalle, einer der verlornen Vorposten der feindlichen Armee, und Herr Mebold, Redakteur der Stuttgarter Zeitung, wegen meiner gewechselt. Herr Mebold hatte früher etwas zu meiner Vertheidigung gegen Herrn Wurm, seinen alten Freund und Dutzbruder, in seinem Blatte geschrieben. Herr Wurm beklagt sich darüber und fragt seinen alten Freund: wie er ihn nur verkennen möge, ihn einen freisinnigen Mann, einen Patrioten, der „gegenwärtig an einem Kommentar über Preßgesetzgebung nach englischen und amerikanischen Grundsätzen arbeitet?“ Ist das nicht wieder recht schön deutsch; während die Freiheit sich auf dem Schlachtfelde verblutet, statt sie zu verbinden und zu rächen, an einer Chirurgie nach englischen und amerikanischen Grundsätzen zu schreiben? Auch Herr Dr. Schott in Stuttgart, ein sehr achtungswürdiger freisinniger Mann, Chef der dortigen liberalen Parthei, schrieb seinem Freunde Wurm einen Brief, den ich Ihnen mittheilen will. „Mein lieber Freund! da Sie in dem Schreiben an unsern Freund Mebold meiner mit Namen und zugleich des Umstands erwähnen, daß Sie mir die Kritik über Börne zugesendet, so glaube ich, Börne, denn ich persönlich kenne und dessen Talent ich bewundere, die Erklärung schuldig zu sein, daß ich, für meine Person, Ihre Kritik seiner Briefe nicht billigen kann. Wie ist denn Aristophanes mit den Atheniensern und mit Sokrates, dem edelsten aller Menschen umgegangen? Und was hat Swift dem englischen Volk und seinen Machthabern nicht geboten? Dessenungeachtet sind und werden sie die Bewunderung aller Zeiten bleiben. Beide, wenn sie lebten, würden Börne als ebenbürtig anerkennen. Sein ausgezeichnetes Talent darf da nicht mit der mora-

lischen, und noch weniger mit der politischen Elle gemessen werden. Das deutsche Vaterland sollte es sich vielmehr zur Ehre rechnen, daß an seinem literarischen Himmel ein solcher Stern der Satyre und des Humors aufgegangen ist. Bei dieser Ueberzeugung konnte ich für meine Person dieses Blatt Ihrer Zeitschrift nicht als Probeblatt auf dem Museum auflegen."

Es kömmt mir spaßhaft vor, daß man in Deutschland schon einige Monate lang von meinen Briefen spricht und schreibt; daß ich fast so berühmt geworden, wie die Sontag. Und dabei gebrauchen alle meine Gegner den Polizeipfiff, zu sagen: es verlohne sich gar nicht der Mühe, des Buches zu erwähnen. Auch Robert gebraucht ihn. Er sagt: die Briefe wären zu platt, für Deutschland verführerisch zu sein; das Buch wäre gar nicht der Rede werth. Aber warum spricht er davon? Warum reden die Andern davon? Das ist leicht zu erklären. Bei stürmischem Wetter setzen sich die Mücken auf den Rücken des Wanderers, um wärmer, schneller, und sicherer fortzukommen. Ich mag deren Tausende auf den Rücken haben, aber ich spüre es gar nicht.

Fünfter Brief.

Paris, Donnerstag, den 19. Januar 1832.

Lassen Sie die Leute immerhin sprechen von meiner Heftigkeit, die nicht nütze, die nur schade; das sind alles Worte ohne Sinn, wären sie auch noch so gut gemeint. Wer nützt? Wer schadet? Die See geht hoch, der Wind ist gut und Gott sitzt am Steuer. Ich armer Schiffsjunge schwanke oben im Mastkorbe und rufe: Klippe und Sandbank und feindliche Segel und Land herab. Als wenn ich mit dem Rücken gelehnt stünde an der Mauer der Welt, und mich nur so zu bewegen brauchte, wie und wohin ich immer wollte! Ich habe

keine Freiheit hinter mir, und darum keine vor mir. Ich treibe, weil ich werde getrieben, ich reize, weil ich werde gereizt. Der Wind ist heftig, der mich schüttelt; ist das meine Heftigkeit? Habe ich den Wind gemacht? Kann ich ihn schweigen heißen? Gibt es Menschen ohne Brust, die nicht zu athmen brauchen — gut für sie; aber sie mögen nicht rechten mit mir; ich brauche die Lebensluft der Freiheit, um fortzudauern. Und wenn sie wieder einmal von einem meiner guten Freunde sagen hören: er dauert mich, er darf es gar nicht wieder wagen, nach Deutschland zu kommen, er würde in jeder Gesellschaft, an jedem öffentlichen Orte beschimpft werden — so mißtrauen Sie dem Herzen oder dem Kopfe dieses guten Freundes. Er ist entweder Einer jener Gossen, welche die Verläumdungen der Polizei weiter schwemmen, oder ist ein matscher Schwamm, der jedes, worin man ihn getaucht, gedankenlos aufnimmt und es bei der Berührung behaglich wieder abtröpfelt. Wir haben das gleich vom Anfange bemerkt und verstanden, wie jene, die ich in das Herz getroffen, das Volk gegen mich aufzuwiegeln suchen. Alle Hunde, die ihren Hof bewachen, haben sie von der Kette losgelassen; alle hungrigen Zeitungschreiber mußten ein Geschrei erheben, ehe man ihnen die Schüssel füllte, und dieses Gebell und dieses Geschrei sollen das Conzert der öffentlichen Meinung bilden! Seien Sie nur ruhig, wie ich es auch bin; ich bin ganz der Mann, solche Gauklerkünste zu vereiteln. Die Aristokraten möchten den Streit aus ihrem Gebiete entfernen, denn sie wissen recht gut, daß er ihnen gilt und nicht dem Volke; aber wir kennen das und spotten ihrer vergebenen List. Das Vaterland herabwürdigen! Deutsches Volk beschimpfen! Hätte ich wirklich gethan, was sie durch ihre Ausrufer mich beschuldigen lassen — die Hände küßten sie mir dafür! Vaterland, Volk, Ehre, Schande, das sind den Aristokraten nur mythologische Geschöpfe, und sie hätten mich glücklichen Jäger bewundert, dem solche Fabelthiere einmal wirklich in den Schuß gekommen, und der sie getroffen und dann abgethan. Ihr Vaterland ist der Hof; ihre Ehre ist in der Unterwürfigkeit des Volks; ihre Schande in dessen Freiheit, und das Volk ist nichts, ein Stuhl, ein Tisch, ein Ofen, das man weder schänden noch ehren kann. Vor solchen Menschen soll ich mich fürchten? Sie,

ohne Herz und ohne Gott, was vermögen sie m i r gegenüber, der ich liebe und glaube? Mit einem einzigen Worte durchbreche ich den Nebel ihrer Verläumdungen; mit einer einzigen Zeile zünde ich ihre Lügenbande an, und verbrenne sie zu Asche. Ich erwarte sie, wenn ich nach Deutschland komme.

Gestern las ich wieder in hiesigen Blättern von Mauthzerstörungen im Hessischen, ich weiß aber nicht, ob das die alten oder neuen Geschichten sind. Indessen wahrscheinlich das Erstere, da Sie mir in Ihren letzten Briefen von keinen spätern Vorfällen schreiben. Das sind recht traurige Verhältnisse, und am traurigsten ist, daß sich die Regierungen nicht zu helfen wissen. Immer Gewalt, immer Blutvergießen! Warum suchen sie das Volk über die wahre Beschaffenheit der Mauth, ihre Nothwendigkeit und Nützlichkeit nicht aufzuklären? Warum suchen sie es nicht durch Sanftmuth zu beruhigen, durch Ueberredung zu gewinnen? Warum tragen sie den Geistlichen nicht auf, von der Kanzel herab ihre Gemeinden im Zollwesen zu unterrichten? Wäre ich Pfarrer von Feckenheim, Bergen oder Bockenheim, hätte ich am ersten Sonntage nach dem monarchischen Gemetzel an der Mainkur ohngefähr folgende Predigt gehalten, und dadurch gewiß zur Erhaltung der Ruhe mehr beigetragen, als zehn Schwadronen Husaren im Stande sind.

Liebe Gemeinde!

„Am Freitag wart Ihr wieder rechte Esel gewesen, und habt Euch todschießen lassen. Wißt Ihr warum? Ich will die ganze Woche keinen Tropfen Wein trinken, wenn Ihr es wißt. Dummköpfe seid Ihr und Schwerenöther! Ihr jammert über die Mauth, Ihr wollt keine Mauth bezahlen! Wißt Ihr denn, was die Mauth ist heut zu Tage? Wißt Ihr, was sie sonst gewesen? Begreift Ihr denn gar nicht, wie viel besser Ihr es jetzt habt, als in früheren Zeiten? Nun, so gebt Acht; ich will Euch eine Laterne in den Kopf hängen."

„Viele von Euch sind doch schon einmal den Rhein hinabgefahren; der Hans dort, das weiß ich, ist oft als Flotzknecht nach Holland gekommen, ehe er sich ein Frau genommen — ein kreuzbraves Weib, sie hat mir gestern eine fette Gans geschickt. Und wer von Euch nicht am Rhein war, der ist doch einmal in Königstein gewesen und am Falkenstein vorbeigekommen. Nun, das ist alle eins. Oben auf den Bergen an beiden Seiten des Rheins, da sehet Ihr viele verfallene alte Schlösser, die man Burgen nennt. Sie waren aber nicht immer so öde und verfallen, wie sie jetzt sind. Ehemals waren es prächtige Schlösser, worin die Rit-

ter wohnten, und es ging lustig daher. Liebe Kinder, die Ritter, das waren prächtige Leute! An denen hatte doch der liebe Herrgott noch seine Freude. Wenn sie sich recht wild herumtummelten in ihres Vaters Garten, und er lag am Sonnenfenster und sah zu, wie sie spielten, lachte er und sagte: Jugend hat keine Tugend, das will sich austoben; aber es ist mein Herz und mein Blut. Wenn aber der liebe Hergott uns jämmerliche Wichte sieht, seine jüngsten Kinder, die den ganzen Tag hinter den Büchern hocken und heulen, wenn sie der gestrenge Herr Schulmeister mit seinem Lineal anrührt, dann schämt er sich, unser Vater zu sein, schlägt das Fenster zu und brummt: Ja, ja, ich bin alt geworden! So ein Ritter war ferngesund, stark wie ein Stier, und wenn er sein Kreuz gegen den Teufel geschlagen hatte, fürchtete er sich vor nichts in der Welt. So ein Kerl hat Euch den Tag zehn Pfund Roth- und Schwarzwildpret gegessen, sechs Pfund Hammelfleisch, ein schön Stück Schinken, einen großen Rosinenkuchen, aber wenig Brod. Dazu hat er getrunken zwei Eimer Bacharacher oder Rüdesheimer, und Abends vor dem Schlafengehen ein paar Maas warmen Gewürzwein. Ich sage Euch Kinder, es ist nichts gesünder als warmer Wein mit Zucker, Nelken und Zimmt angemacht. Gestern hatte ich einen starken Schnupfen, und ich legte mich früh zu Bette. Wie ich nun das Licht auslöschen wollte, wer kömmt herein? Meine Haushälterin. Sie hatte mir kein Wort davon gesag', war in die Küche gegangen und hatte mir eine Kumpe Glühwein gemacht. Den setzt sie vor mein Bett und sagt: Herr Pastor, das wird Euch gut thun. Ich habe den Glühwein getrunken, habe tüchtig geschwitzt, und heute morgen war der Schnupfen weg. Merkt ihr noch was davon? Seht Ihr, solch ein lustig Leben haben die alten Ritter geführt: gut gegessen, gut getrunken und gut geschlafen. Und die übrige Zeit haben sie gejagt und sich untereinander herumgebalgt. Das war aber kein Kriegführen wie heute, es war ein wahrer Spaß. Man schlug sich einander auf Helm und Schild, und war einer tüchtig getroffen, so ging er zum Schmidt und den andern Tag war alles wieder gut. Das hundsföttische Pulver war noch nicht erfunden.“

„Nun hört weiter. Die Ritter hatten zwar große Schlösser, schöne Pferde, viele Jagdhunde und Knechte; aber sie hatten kein Geld. Woher wollten sie Geld haben? Sie arbeiteten niemals und verdienten also nichts. Aber alle Menschen sind Gottes Kinder, und wenn es einen Menschen gibt, der nichts arbeitet, ist es Christenpflicht, daß der Andere, welcher arbeitet, ihn ernährt. Die frommen Ritter, welche Gottes Gebot kannten nnd ehrten, richteten sich auch darnach, und so oft sie Geld brauchten, nahmen sie es von den Arbeitsleuten, die welches hatten; und das machten sie so: Auf die hohen Thürme ihrer Burgen stellten sie einen armen Knecht mit einem Horn, der mußte Tag und Nacht Acht geben, und umher schauen, und sobald ein Schiff mit Waaren den Rhein hinauffuhr, oder ein Wagen auf der Chaussee kam, um ihre Ladung auf die Frankfurter Messe zu bringen, stieß der Knecht in's Horn. Die Ritter, die das Zeichen verstanden, sprangen darauf

vom Tische oder aus dem Bette auf, ergriffen ihr Schwert und eilten die Burg hinab. Schiff und Wagen wurde angehalten, Schiffer, Fuhrleute und Kaufherren wacker durchgebläut, Kisten und Kasten aufgeschlagen, und Alles herausgenommen. Darauf sagten die Ritter: Viel Glück zur Frankfurter Messe, Ihr Herren; und kehrten mit ihrem Fange jubelnd zur Burg zurück. Und weil sie auf diese Art ihr Brod verdienten, nannte man sie Raubritter. Die Waaren verkauften sie dann um einen Spottpreis an Juden, und so hatten sie Geld. Die Juden verkauften den geplünderten Kaufleuten ihre eigenen Waaren wieder und darauf zogen sie zur Frankfurter Messe, und alles war gut. So ist die Mauth entstanden, uud was damals die Raubritter waren, das sind heute die Zöllner."

„Jetzt gebt weiter Acht. Die Kaufherren überlegten endlich bei sich: Wäre es nicht gescheider, wir gäben den Rittern lieber gleich so viel baar Geld, als sie für unsere Waaren von den Juden bekommen? Diese Spitzbuben lassen sich von uns zweimal so viel bezahlen, als sie selbst bezahlten. So wäre die Hälfte Profit und die Prügel wären auch gespart. Sie schickten also dem Ritter Kunz eine Deputation, die trug ihm vor: Herr Ritter, Ihr seid ein ehrlicher Mann, Ihr habt uns nie etwas zu Leid gethan; aber Euer Nachbar, der Ritter Ruprecht, ist ein Spitzbube uud ein Räuber, der, so oft wir vorbeikommen, uns mißhandelt und beraubt. Wir kommen also, Euch einen Vorschlag zu machen. So oft wir an Eure Burg kommen, begleitet uns mit einem Fähnlein bis vor der Burg Eures bösen Nachbarn vorüber, beschützt uns und duldet nicht, daß er uns beraube und zu Grunde richte. Für Euern guten Willen geben wir Euch jedesmal hundert Goldgulden. Ritter Kunz erwiederte: Ihr seid kluge Leute und ich will es bedenken; heute Abend gebe ich meinen Nachbarn einen Schmaus: Habt Ihr nicht vielleicht ein Fäßchen Bacharacher auf Euerem Schiff? Die Kaufleute holten das Fäßchen, gingen darauf zu Ritter Ruprecht und sagten ihm: Herr Ritter, Ihr seid ein ehrlicher Mann, Ihr habt uns nie etwas zu Leid gethan; aber Euer Nachbar der Ritter Kunz, ist ein Spitzbube und ein Räuber, der, so oft wir vorbeikommen, uns mißhandelt und beraubt. Wir kommen also Euch einen Vorschlag zu machen. So oft wir an Eure Burg kommen, begl.itet uns mit einem Fähnlein bis vor der Burg Eures bösen Nachbarn vorüber, beschützt uns und duldet nicht, daß er uns beraube und zu Grunde richte. Für Euern guten Willen geben wir euch jedesmal hundert Goldgulden. Ritter Ruprecht erwiederte: Ihr seid kluge Leute und ich will es bedenken; morgen Mittag gebe ich meinen Nachbarn einen Schmaus, habt Ihr nicht vielleicht einige gute Schinken auf Euerm Wagen? Die Kaufherren holten die Schinken und gingen darauf zum Ritter Eberstein, und so gingen sie von einem Ritter zum andern, von Rüdesheim bis nach Bonn und sprachen mit allen auf die nämliche Weise. Und wie Abends viele Ritter zum Ritter Kunz zum Schmausen kamen, und jeder seinem Nachbarn erzählte, wie die Kaufherren ihn in's Gesicht einen ehrlichen Mann gescholten, und seinen Nachbarn

als Spitzbuben gelobt, lachten sie Alle ganz unbändig und zechten bis der Morgen graute. Die Handelsleute hatten es aber jetzt viel besser als früher."

„So währte das einige Jahrhunderte lang. Endlich merkten die Kaiser, Könige, Herzöge, Fürsten, Landgrafen, die Vorfahren unserer gnädigsten Landesherren, daß sie lang dumm gewesen. Sie dachten: Ei, die Ritter verdienen ein schön Stück Geld an den Bürger- und Landleuten, sind wir nicht rechte Narren, daß wir es nicht selbst verdienen? Wer ist Herr im Lande, wir oder die Ritter? Das muß anders werden. Sie sagten also den Kaufleuten: Ihr untersteht Euch nicht mehr, Euch von den Rittern loszukaufen; das Geld das Ihr ihnen gegeben, gebt Ihr künftig uns selbst, und dagegen beschützen wir Euch gegen jede Gewalt. Die Kaufleute mußten das zufrieden sein, und den Rittern wurde von den Landesherren untersagt, sie zu beunruhigen. Diese ließen sich aber nicht wehren, und wenn die Kaufleute vorüber kamen und nicht bezahlten, wurden sie wie früher geplündert und todtgeschlagen. Sie mußten also, wollten sie Ruhe haben, die Ritter auch bezahlen. Unsere gnädigsten Landesherren erfuhren dies und dachten bei sich: Unsere Kaufleute geben für jede Ladung Waare den Rittern hundert Goldgulden, und uns hundert Goldgulden, wäre es nicht klüger, sie geben uns zweihundert Goldgulden und den Rittern gar nichts? Sie ließen also die Kaufleute rufen und sagten ihnen: Ihr gebt uns künftig zweihundert Goldgulden für jede Fuhre und den Rittern gar nichts; und diesen wollen wir schon das Handwerk legen. Auch hielten sie Wort, zerstörten alle Raubburgen, nahmen die Ritter gefangen und führten sie an ihren Hof, wo sie durch gutes Futter bald zahm gemacht wurden. Den Kaufleuten aber gaben sie das Geleit, so oft sie auf die Messe zogen. Als es nun keine Ritter und keine Räubereien mehr gab, und die Kaufherren keine Furcht mehr hatten, gingen sie zu ihren Landesherren und sagten ihnen: wir danken unterthänigst für den bis jetzt geleisteten Schutz; aber wir brauchen ihn nicht mehr, denn die Straßen sind sicher. Die Fürsten erwiederten darauf: es freut uns, daß Ihr uns nicht mehr braucht, wir brauchen aber Euer Geld, und den Geleit müßt Ihr bezahlen nach wie vor, und das ist jetzt altes Herkommen. Nach einiger Zeit bedachten die Fürsten: ist es nicht ganz überflüssig, daß wir den Kaufleuten Husaren zur Begleitung mitgeben, da doch die Wege sicher sind? Die Kosten des Geleits könnten wir ja sparen. Sie hoben also das Geleit auf, und ließen sich statt Geleitsgeld Zoll bezahlen. An allen Ein- und Ausgängen des Landes wurden Zollhäuser errichtet, und so oft da Waaren vorüberkamen, mußten sie den alten Raub und das alte Geleit abkaufen, welche Abgabe man Zoll nannte. Beklagte sich nun ein benachbarter Fürst, daß man seine Unterthanen drückte, antwortete der diesseitige: Herr Bruder, macht es mit meinen Unterthanen, wie ich es mit den Eurigen mache; laßt Euch auch Mauth von ihnen bezahlen; Schaafe wollen geschoren sein, sonst gedeihen sie nicht."

„Jetzt werdet Ihr deutlich einsehen, daß Ihr Ochsen seid, wenn Ihr Euch über die Mauth beklagt. Habt ihr es nicht ehemals noch viel schlimmer gehabt?

Sonst wurdet Ihr beraubt und gemißhandelt; jetzt werden Euere Kisten mit Ordnung geöffnet, man nimmt Euch mit Höflichkeit Euer Geld ab, und Ihr bekommt keine Schläge mehr. Zwar werdet Ihr noch jetzt, wie zu den Zeiten der Raubritter, todt gemacht, wenn Ihr die Mauth nicht bezahlen wollt und Euch zur Wehre setzt; Ihr werdet aber nicht mehr wie damals todt gehauen, welches grob war, sondern todt geschossen, welches viel höflicher ist, und gar nicht wehe thut; und da Ihr auf Befehl Eueres gnädigen Landesherrn todtgeschossen werdet, so ist das noch eine Ehre für Euch. Wenn Ihr aber fragt: warum nimmt unser gnädigster Landesherr, der doch so reich ist, uns armen Teufeln ihre paar Pfennige weg; warum müssen wir das Pfund Zucker mit dreißig Kreuzer bezahlen, das uns noch vor acht Tagen nur achtzehn gekostet? So zeigt Ihr wieder, daß Ihr Ochsenköpfe seid. Behält denn unser gnädigster Landesvater Euer Geld für sich? Ei bewahre! Das braucht er nicht, er hat mehr als genug. Aber mit Euerm Gelde ernährt er die Nachkommen jener Raubritter, die wie ihre Vorfahren nicht arbeiten und nichts erwerben, als Müßiggänger an seinem Hofe leben, und für die Ihr, da sie Euch nicht mehr berauben dürfen, wie billig, sorgen müßt Und nicht blos für diese Räuberbrut braucht unser gnädigster Landesfürst Euer Geld, sondern auch seine vielen Soldaten zu bezahlen. Und jetzt seid mir keine Esel und fragt: wozu braucht er so viele Soldaten? Das habt ihr ja am Freitag selbst gesehen, wozu er sie braucht! Hätte er keine Soldaten gehabt, hätte er ja mit Euch nicht fertig werden können, als Ihr die Mauth gestürmt. Nun sagt Ihr aber vielleicht: aber wäre keine Mauth da, wären wir ruhig geblieben; sind wir ruhig, braucht man keine Soldaten; hat man keine Soldaten, braucht man unser Geld nicht; braucht man unser Geld nicht, ist die Mauth unnöthig In dem, was Ihr da sagt, ist etwas Verstand, und ich sehe, Ihr seid gar nicht so dumm, wie Ihr aussehet. Aber, liebe Kinder, Ihr müßt noch etwas bedenken. Unser gnädigster Landesvater braucht nicht blos seine Soldaten gegen Euch, seine Kinder, sondern er braucht sie auch gegen Fremde, gegen den äußern Feind. Fragt Ihr nun: wer ist sein Feind, wer will ihm etwas zu Leide thun? muß ich Euch aufrichtig antworten: es denkt keiner daran. Aber unser gnädigster Landesherr hat eine große Familie, für die er auch sorgen muß. Alle Kaiser, Könige, Großherzoge, Herzoge und Fürsten sind seine nahen Verwandte, denen er in der Noth beisteht; das ist Christenpflicht. Macht Ihr es nicht auch so? Der Kaiser von Rußland ist sein Bruder, der Kaiser von Oesterreich ist auch sein Bruder, der König von Preußen ist sein Schwager. Nun sehet: der Kaiser Nikolas will Polen haben, der Kaiser Franz will Italien haben, der König Friedrich Wilhelm weiß selbst nicht, was er haben will; denn er will Alles haben. Nun ist aber das mächtige Frankreich drüben; dort ist der König nicht Herr über Alles, er ist nicht mehr als jeder Andere, er ist nur der erste Bauer im Lande. Das Volk ist dort Alles, und für das Volk geschieht Alles. Nun sagen die Franzosen: alle Völker sind mit uns verwandt, wir sind Alle von einer Familie. Die Polen sind unsere Brüder, die

Italiener sind unsere Vettern, die Deutschen sind unsere guten Nachbarn. Und wir wollen nicht leiden, daß ihnen Jemand etwas zu Leide thue, sondern ihnen helfen. Darum leiht unser gnädigster Landesfürst den Kaisern und Königen seine Soldaten, damit sie mit den Franzosen fertig werden, und darum müßt Ihr Mauth bezahlen. Und die Soldaten, die man gegen die Franzosen schickt, das sind Euere eigenen Söhne und Brüder, und damit sie gern marschiren — denn wer könnte sie zwingen, wenn sie nicht wollten — lügt man ihnen vor, die Franzosen wären Feinde der Deutschen, und wollten unser Land erobern. Glaubt es nicht. Die Franzosen sind Euere besten Freunde, und wenn sie kommen, kommen sie blos den Polen und Euch beizustehen, und ihr müßt sie mit Jubel empfangen und gleich in die Schenke führen. Aber schließt Eure Mädchen ein, bis sie wieder fort sind."

„Jetzt habe ich Euch erklärt, was die Mauth ist; nun geht und bessert Euch. Wie wollt Ihr es denn vor Gott und Euerem Gewissen verantworten, wenn Ihr widerspenstig seid gegen Euren gnädigsten Landesherrn, und ihn zwingt, Soldaten gegen Euch zu schicken, die ja Alle Euere Brüder und Söhne sind, und die, wenn sie Euch erschießen, Vater- und Brudermörder werden? Gehet und bezahlt die Mauth. Und wollt Ihr ja ein Mal wieder kommen und die Mauth zerstören, so seid keine Ochsen, und bleibt weit von den Soldaten stehen, was ihnen Herz macht auf Euch zu schießen, sondern geht ihnen ganz nahe auf den Leib, damit sie Euch erkennen. Bringt Euere Töchter mit. Die Lise dort wird unter den Jägern gewiß mehr als einen Schatz finden — brauchst nicht roth zu werden, Lise, wir waren Alle ein Mal jung — und wenn sie nun zu ihnen tritt und sagte: „aber Peter, aber Hans, seid Ihr denn stockblind? Sehet Ihr denn nicht, daß ich es bin? Haben wir nicht auf der vorigen Kirchweih mit einander getanzt? Peter, da ist ja mein Vater, der Dir manchen Apfel von seinem Baume geholt? Hans, da ist ja mein Bruder, dem Du erst neulich den Bierkrug an den Kopf geworfen? Lieber Peter, kennst Du Deine Lise nicht mehr? Willst Du um ein Stück Kommisbrod ein Mörder werden? Bist Du nicht selbst ein Bauerkind! Was gehen Dich die Fürsten, was geht Dich die Mauth an? Komm zu uns lieber Hans! Du sagst nichts? Nun, da steh ich, schieß mich armes Mädchen todt, wenn Du das Herz hast." Aber ich sage Euch, meine geliebten Kinder, Hans und Peter werden nicht das Herz haben zu schießen, sondern das Gewehr wird ihnen aus der Hand fallen, und sie werden anfangen zu weinen. Und alle ihre Kameraden werden das Gewehr wegwerfen, Euch in die Arme stürzen und heiße Thränen vergießen, daß sie so gottlos verblendet gewesen. Dann braucht Ihr keine Mauth mehr zu bezahlen. Jetzt geht nach Hause und bessert Euch. Wer mich nicht verstanden, ist ein Esel. Amen!

Sechster Brief.

Paris, Sonntag, den 22. Januar 1832.

Es widerfährt mir seit einigen Tagen das Sonderbare, daß ich an zwei Briefen für Sie zu gleicher Zeit schreibe. Der eine gegenwärtige liegt auf dem Pulte, vor dem ich stehe, und der andere liegt auf dem Schreibtische, an dem ich sitze. Die Abwechselung ist artig und unterhält mich. Nach einigen Sätzen gehe ich vom Stehbriefe zum Sitzbriefe, oder zurück und setze bald den einen, bald den andern fort. Die Sache verhält sich so. Der Tischbrief behandelt einen Gegenstand, der zwar kurzweilig aber langwierig ist, und sich sehr ausdehnt, den ich aber aus Gründen der Kochkunst nicht unterbrechen darf. Darum habe ich ihn vom Pultbriefe getrennt, und Sie werden ihn einige Tage später erhalten als diesen. Es gibt nämlich einen Härings-Salat. Den Häring habe ich aus Berlin bekommen und den will ich zwiebeln und zurecht machen. Einen Artikel im literarischen Unterhaltungsblatt, den der Referendar Häring unter dem Schäfernamen Willibald Alexis gegen mich geschrieben, und von dem ich früher schon gehört, habe ich jetzt erhalten und ihn gelesen. Nun weiß ich wahrhaftig selbst nicht, wie mir in den Sinn gekommen, diesem Männchen zu antworten; aber eine innere Stimme rieth mir dazu. Dabei machen mir meine ungeschickten Versuche, die Sprache solcher Gegner nachzuahmen, tausend Spaß. Ich bin an gar keine grobe Arbeit gewöhnt, und meine rechte Hand ist mir wund von dem wenigen Schimpfen. Ich bin dabei eigentlich in einer wunderlichen Lage. Warum ich mich mit solchen unbedeutenden Menschen und auf solche Weise einlasse, darf ich nicht deutlich machen, denn sonst würde ich meine beabsichtigte Wirkung verfehlen. Und doch möchte ich aus Eigenliebe durchschaut und errathen sein. Das setzt mich in Verlegenheit. Härings-Salat, Zwiebeln, Zurechtmachen, Schäfer, Männchen, unbedeu-

tender Mensch — Sie werden sehen, daß mein Wörterbuch von Schimpfwörtern viel reicher werden wird, als das von Meyer, von Wurm, von Robert und von Alexis.

Montag, den 24. Januar.

Gestern, Sonntag, hat Casimir Perrier wieder einen Bubenstreich begangen. An dem Tage, wo die Kirche seines Glaubens geschlossen ist, wo die Börse keinen Gottesdienst hält, vergißt er am leichtesten Gott und sein Gebot, und folgt seinen bösen Neigungen. An Börsentagen bedenkt er sich doch noch etwas, die Renten, das zarte, leicht verletzliche Geschöpf, durch allzurauhes Wesen zu schrecken. Ich kenne kein Land in der Welt, ich kenne keine Zeit in der Geschichte, wo ein Volk unter so schmachvoller Herrschaft gestanden, als jetzt das Französische. Tausend Mal, ja zehntausend Mal lieber, möchte ich einen Thron unter dem Galgen errichtet sehen, von Henkersknechten bedient und von Raben umschmeichelt, als sehen, wie ein König auf dem Drehstuhle thront, und wie sein erster Minister Glück, Ruhm und Ehre eines großen Volks wie ein Buchhalter unter Soll und Haben bringt. Ich habe mich nie so sehr erniedrigt vor einem Könige: Vivat! zu schreien; nicht, da ich als gedankenloses Kind Kaiser Franz im Krönungszuge gesehen, wo alles schrie; nicht als Napoleon an mir vorüberzog, den ich mit dem Glauben eines Jünglings wie einen Gott anstaunte; aber kehrte morgen Karl X. nach Paris zurück mit seinem alten Herzen und seinem neuen Hasse, mit dem ganzen Gefolge aller seiner Laster, aller seiner Thorheiten, umgeben von den Trabanten seiner Rache, — ich, jetzt ein alter Mann, kletterte auf einen Baum und würde, wie ein betrunkener armer Teufel, den die Polizei bezahlt, Vivat schreien, bis ich die Stimme verlöre. Was ist's mit der Tyrannei? Sie macht unglücklich und das ist Alles. Wie der Winter drängt sie Blut und Leben zurück; aber das stille Herz ist dann der Kerker, nicht der Sarg der Freiheit. Aber diese giftige Geldwirthschaft hier trocknet wie der Sirokko alle Adern aus, und könnte sie zehn Jahre fortdauern, würde dann kein Tyrann es der Mühe werth halten, solch ein Volk von Mumien zu unterjochen?

Ich wollte von den Simonisten sprechen, über die man gestern wie eine Diebsbande hergefallen, aber Sie können das in den Zeitungen lesen, und Sie wissen so gut als ich, was dabei zu denken und zu fühlen ist.

Siebenter Brief.

Paris, Samstag, den 28. Januar 1832.

— Rothschild hat dem Papste die Hand geküßt und beim Abschiede seine hohe Zufriedenheit mit dem Nachfolger Petri unter allergnädigsten Ausdrücken zu erkennen gegeben. Jetzt kömmt doch endlich einmal alles in Ordnung, die Gott beim Erschaffen der Welt eigentlich hat haben wollen. Ein armer Christ küßte dem Papste die Füße und ein reicher Jude küßt ihm die Hand. Hätte Rothschild sein römisches Anleihen, statt zu 65 pCt. zu 60 erhalten und so dem Kardinal-Kämmerling zehntausend Dukaten mehr spendiren können, hätte er dem heiligen Vater um den Hals fallen dürfen. Wie viel edler sind doch die Rothschild, als deren Ahnherr Judas Ischariot! Dieser verkaufte Christus für dreißig kleine Thaler, die Rothschild würden ihn heute kaufen, wenn er für Geld zu haben wäre. Ich finde das alles sehr schön. Louis Philipp, wenn er in einem Jahre noch König ist, wird sich krönen lassen; aber nicht zu Rheims in St. Remi, sondern zu Paris in Notre-Dame de la bourse und Rothschild wird dabei als Erzbischof fungiren. Nach der Krönung wird man, wie üblich, Tauben aufliegen lassen, und eine unter ihnen, eine lustige Lachtaube, wird nach St. Helena hinüberfliegen, sich auf das Grab Napoleon's setzen und seinen Gebeinen lachend erzählen, sie habe gestern seinen Nachfolger salben sehen, aber nicht vom Papste, sondern von einem Juden, und der jetzige Beherrscher Frankreichs habe den Titel angenommen: Empereur des cinq pour Cent, Roi des trois pour Cent, protecteur des banquiers et médiati-

seur des agens de change. Ich weiß aber wahrhaftig nicht, was die dumme Taube dabe zu lachen findet. Wäre es nicht das größte Glück für die Welt, wenn man alle Könige wegjagte und die Familie Rothschild auf deren Throne setzte? Man bedenke die Vortheile. Die neue Dynastie würde keine Anleihen machen, denn sie wüßte am besten, wie theuer ihnen das zu stehen käme, und schon dadurch allein würde die Abgabenlast der Unterthanen jährlich um viele Millionen erleichtert werden. Die Bestechungen der Minister müßten aufhören, die activen wie die passiven; denn womit sollten sie, wofür sollte man sie bestechen? Das wird dann alte Regel. Dadurch würde die Moral sehr in Flor kommen. Alle Civillisten würden aufhören, bis auf die der Rothschilde, welche aber für die Völker keine neue Last wäre, denn die Rothschilde hatten sie als Privatleute auch schon bezogen, und zwar eine stärkere, als die irgend eines andern Fürsten.

Wenn das Haus Rothschild auf dem französischen Throne säße, wäre die Welt von der großen Furcht des Kriegs befreit, der zwischen diesem mächtigen Hause und dem Hause Habsburg auszubrechen droht. Oesterreich und Rothschild sollen, wie die englischen Blätter aus guten Quellen berichten, seit einiger Zeit sehr gereizt gegen einander sein. Oesterreich hat nämlich die Entdeckung gemacht, daß die Freundschaft, mit welcher die Brüder Rothschild es beehren, ihm theuer zu stehen komme. Das letzte vierprocentige Anleihen schloß jenes Haus zu 85 oder 86 ab. Aber gleich nach Abschluß des Vertrags gewann es 6 bis 7 pCt. Ein so außerordentlicher Umstand mußte die Aufmerksamkeit des österreichischen Kabinets erwecken. Es beschloß daher, für seine Finanzen künftig wohlfeilere Agenten zu wählen, oder seinen Geldunternehmungen eine Concurrenz zu eröffnen. Das Haus Rothschild, um solche Schritte zu vereiteln und der österreichischen Regierung zu zeigen, daß man seine Allianz nicht ungestraft brechen dürfte, wußte darauf durch seine Verbindungen und Speculationen das baare Geld in Wien, Frankfurt und andern Städten so selten zu machen, daß kein anderes Haus im Stande war, eine Staats-Anleihe zu unternehmen. Oesterreich mußte um Verzeihung bitten.

Schon früher fand eine Spannung zwischen beiden Häusern statt. Oesterreich hatte nämlich dem Hause Rothschild die Summen über-

lassen, die ihm aus den französischen Contributionsgeldern für seinen Antheil zugefallen. Diese Summen sollten in französischen Renten, die damals niedrig waren, angelegt und solche verkauft werden, sobald sie einen hohen Stand erreicht hätten. Nach einigen Jahren verkaufte das Haus Rothschild jene Renten und verrechnete sie zu 95. Oesterreich aber entdeckte, daß zur Zeit des Verkaufs die Renten al pari gestanden. Es war eine kleine Differenz von acht Millionen Gulden. Oesterreich war darüber empfindlich und schmollte; Rothschild aber wußte durch Vermittelung beiderseitiger Freunde alles wieder auszugleichen.

Das französische Blatt, welches diese Friedens- und Kriegsgeschichten nach englischen Blättern umständlich erzählte, bemerkte darauf Folgendes: „Durch welche Mittel wissen jene Banquiers die österreichische Regierung zu zwingen, sich nach ihren Anmaßungen zu bequemen? Es sind dieselben Mittel, welche sie unter dem Minister Villele angewendet, mit welchem die Herren Rothschild ungeheuren Gewinnst getheilt haben, wie wir es in der Folge beweisen werden; es sind die nämlichen Mittel, die sie neulich beim Anleihen des Ministeriums Perrier in Bewegung gesetzt. Hat man nicht durch fortdauernde Verkäufe, von jenen bewirkt, welche die Anleihe zu einem unbilligen Satze haben wollten, die französischen Fonds erdrücken sehen? Diese Darleiher haben unter unsern Augen das nämliche gethan, worüber die österreichische Regierung sich beklagte, als sie mit ihnen brechen wollte. Unsere fünf-procentigen wurden unter 80 Fr. hinabgedrückt, um das Anleihen zu diesem Preise zu haben, und sobald die Anleihe zu 84 zugeschlagen war, stiegen die Fonds bis über 88 Fr. Es ist immer das nämliche Spiel, welches diese Rothschild treiben, um sich auf Kosten des Landes, das sie ausbeuten, zu bereichern.... Wir haben es schon früher gezeigt, daß die Geldleute die gefährlichsten Feinde der Völker sind. Sie haben am meisten dazu beigetragen, den Grundbau der Freiheit zu untergraben, und ohne Zweifel wäre der größte Theil der europäischen Völker schon in vollem Besitze der Freiheit, wenn die Rothschild, die Ouvrad

die Aguado, die Casimir Perrier und andere, mit ihrem Gelde nicht die absolute Gewalt unterstützt hätten."

Düpin hat diese Woche in der Kammer die Banquiers loup-cerviers, Luchse genannt! Das sind Raubthiere, die zum Katzengeschlechte gehören. Casimir Perrier hat ihm über seine unzeitige Naturgeschichte die bittersten Vorwürfe gemacht. Das führt mich auf die Rothschilde zurück. Noch einmal — wäre es nicht ein Glück für die Welt, wenn alle Kronen auf deren Häuptern säßen, statt daß sie jetzt zu ihren Füßen liegen? Es kommt auch noch dahin. Sitzen die Rothschild noch auf keinen Thronen, so werden sie wenigstens, sobald ein Thron frei wird, um Rath gefragt, wen man darauf setzen solle. Herr von Gagern hat dieses neulich öffentlich in der Allgemeinen Zeitung erzählt. Es ist eine schöne Geschichte. Herr von Gagern war früher Gesandter beim Bundestage. Dieser große Staatsmann, der den Aristokratismus ganz allerliebst romantisch zu machen weiß und zwischen den Gräbern alter Ritter mit seinem Adelstolze im Mondscheine spazieren geht, hat sich auf einer solchen nächtlichen Wanderung schon vor vielen Jahren erkältet. Seit der Zeit leidet er an einem politischen Mundflusse, einer Krankheit, die unter den Diplomaten eben so selten gefunden wird, als die Mundsperre häufig unter ihnen vorkömmt. Diese seltene Krankheit des Herrn von Gagern gibt uns aber über die verborgene Physiologie der Diplomaten und Aristokraten lehrreiche und nützliche Aufschlüsse. Der große Staatsmann schreibt der kleinen „Allgemeinen Zeitung" über Griechenland aus Hornau einen Brief. Hornau liegt aber nicht in Griechenland, sondern im Taunus, und ich glaube, daß wir vor zwei Jahren, als wir den Sommer in Soden zugebracht, eines Abends in der Schenke von Hornau Eierkuchen gegessen. Herr von Gagern schreibt: „er, Herr von Stein und Capodistrias, hätten sich in Nassau und Ems oft von Griechenland unterhalten." Ich kann das bezeugen. In Ems habe ich zwei nach einander folgende Sommer diese Herren sehr oft eifrig mit einander sprechen hören. Ich hätte aber, ob ich zwar viel gehorcht, nie gedacht, daß von Griechenland die Rede sei. Es schien mir, als sprächen sie von ihren eigenen

Angelegenheiten und denen ihrer Familin. Sie gehörten „zu den wärmsten und eifrigsten Vertheidigern Griechenlands, oder der griechischen Frage." Warum Herr von Gagern das allgemein bekannte Wort Griechenland ganz ohne Noth mit griechische Frage übersetzt, will ich Ihnen erklären. Es gibt nichts weichherzigeres, warmblüteriges, nervenzarteres, thränenreicheres, kurz gefühlvolleres als ein Diplomat, und ein solcher hat sich sehr in Acht zu nehmen, bei seinen starken und häufigen Gemüthsbewegungen seine zarte Gesundheit nicht ganz zu Grunde zu richten. Strenge Diät ist ihm unentbehrlich. Wenn daher Tausende der edelsten Portugiesen vom Fleischer Miguel geschlachtet und zersetzt werden; wenn die Italiener, von der Treibjagd der List und der Gewalt in ihr Todesnetz gejagt, von feigen und bequemen Jägern erlegt werden; wenn Belgien wie ein Käse zerschnitten, zugewogen und, in Protokoll-Papier gewickelt, den hungrigen Käufern stückweise eingehändigt wird; wenn Polen den Keulenschlägen des Tyrannen unterliegt, und sterbend den Helfers-Helfern flucht — wie wollen die Diplomaten es ertragen, täglich solche Gräuel und Schändlichkeiten zu sehen und zu hören? und doch ist ihnen das Schicksal der Völker anvertraut; wie erleichtern sie sich den Schmerz? Durch eine einfache Veränderung der Worte. Sie stellen sich an, als gäbe es kein Land und kein Volk in der Welt; sie suchen das zu vergessen und es gelingt ihnen durch Uebung. Sie sagen darum nie: Portugal und Portugiesen, Italien und Italiener, Belgien und Belgier, Polen und polnisches Land; sondern sie sagen: die portugiesische Frage, die italienische Frage, die belgische Frage, die polnische Frage. Es ist eine Art Salpeter-Säure, welche das Blut abkühlt, und das Herz ruhiger macht. Aus diesem diätetischen Grunde spricht Herr von Gagern von der griechischen Frage; aber sein Herz ist gut.

Jetzt weiter; und verlasse mich nicht, lieber Scherz! denn mir graut vor diesen Seelenverkäufern. „Monarchische Verfassung, deutsche Leibwache, hinreichender Kredit, waren die großen Grundsätze, worüber wir einverstanden waren." Hört! Hört! vernehmt doch die großen

Grundsätze dieser großen Männer! Ein edles Volk, Erbe des schönsten Jahrtausendes der Zeit, Nachkommen von den Lieblingen der Götter, noch immer verklärt von der Abendröthe einer vor zwanzig Jahrhunderten untergegangenen Sonne, noch immer duftend von den Wohlgerüchen eines verblichenen Paradieses. — Dieses edle Volk, verarmt, verschmäht, vergessen, zu Boden gedrückt, erinnert sich, was es gewesen und schüttelt seine Ketten; will wieder werden, was es war und wirft seine Ketten ab. Es ergreift sein rostiges Schwert und kämpft. Männer, Weiber, Kinder, Greise stürzen und füllen den Abgrund aus, der die Knechtschaft von der Freiheit trennt. Die Uebriggebliebenen ziehen darüber weg, treten ihr eigenes Herz mit Füßen, suchen den Feind und siegen. Einer kämpft gegen hundert. Die christlichen Könige Europa's erfahren, ein kleines Christen-Völkchen habe sich gegen Mohamet empört — sie lachen. Das Völkchen siegt — sie werden aufmerksam. Der Sieg wird entscheidender — sie werden bedenklich. Ein Volk soll die Freiheit erwerben, ohne sie und trotz ihnen? Nein! Sie lassen den Griechen sagen: Ihr seid zu schwach, wir wollen euch helfen. Sie schicken ihre Flotten ab, die Griechen von ihren Feinden zu trennen, damit sie nicht den letzten Sieg erringen. Ein edelmüthiger Staatsmann läßt sich von seinem Herzen hinreißen und gibt den Befehl, daß man die Flotte der Türken zerstöre. Codrington siegt und die christlichen Mächte trauern und zürnen. Der Admiral wird zurück gerufen und wie ein Schulbube ausgescholten. Die Griechen sind frei! Dieser Angstruf schallt von Hof zu Hof. Wie ist dem Verderben Einhalt zu thun? Darauf sinnen jetzt die Räthe der Fürsten. Es gibt viele magere Fürstensöhne in Europa, die kann man mästen mit dem Fleische und Blute der Griechen — also monarchische Verfassung. Die Griechen sind begeistert, sie leiden an der gefährlichsten Brustentzündung; schnell, nur ja recht schnell das stärkste freiheittreibende Mittel — also deutsche Leibwache. Aber kein Königsohn wird der Narr sein, sein eigenes Geld nach Griechenland zu bringen, die Griechen müssen ihn aus ihrem Beutel bezahlen, wenn er sie glücklich machen soll; aber die Griechen sind arm, sie müssen also borgen; ihr König thut es in ihrem Namen — also hinreichender Kre-

dit. Viele Fürstensöhne meldeten sich, die Griechen glücklich zu machen. Wen unter ihnen wählen? das ist die griechische Frage. Den Edelsten, den Tapfersten, den Geistreichsten, den Muthigsten? Nein! Den, der am meisten Kredit hat; den, der seine Minister, Oberstallmeister, Gesandte, Hofmarschälle, Oberkammerherren, und adeligen Garde-Offiziere am besten bezahlen kann. Herr von Gagern erkundigt sich also sorgfältig „bei dem ersten europäischen Wechsel-Hause" (also bei Herrn von Rothschild), welcher Fürst den meisten Kredit habe? Herr von Rothschild schlägt in seinem Kreditbuche nach, es standen alle Fürsten Europa's darin, nur der einzige Prinz Friedrich der Niederlande nicht. Herr von Rothschild schließt mit Recht daraus, daß ein Fürst, der nie Kredit bei ihm gesucht, des Kredits am allerwürdigsten sei. Er gibt also dem Herrn von Gagern den Bescheid: Prinz Friedrich der Niederlande hat also den größten Kredit. „Also ist Prinz Friedrich der Niederlande am würdigsten, König der Griechen — ich will sagen König der griechischen Frage — zu werden," ruft Herr von Gagern aus. Er eilt, diesen großen Grundsatz dem Grafen Capodistrias mitzutheilen. Dieser aber ist auf Reisen, angeblich einen griechischen König zu suchen, eigentlich aber, um zu erlauschen, gegen welche künftigen Ansprüche er das moscowitische Interesse werde zu vertheidigen haben. Herr von Gagern reist dem Compagnon seiner großen Grundsätze nach. In Paris verfehlt er ihn, in Brüssel erwischt er ihn, und erzählt ihm athemlos: „Herr von Rothschild habe erklärt, Prinz Friedrich der Niederlande habe am meisten Kredit, und er solle daher gleich zu dessen Vater, dem Könige, gehen und die griechische Frage mit ihm in Ordnung bringen." Capodistrias gehörte aber unglücklicherweise zu denjenigen Diplomaten, welche die Mundsperre im höchsten Grade haben, und Herr von Gagern konnte nichts von ihm herausbringen. Er bekam zur Antwort: „ich kann nicht zum Könige gehen, ich habe kein Kleid." Nun bei den Göttern! ich habe Cornelius Nepos und Plutarch gelesen, und ich habe darin nicht einen einzigen großen Mann des Alterthums gefunden, der so arm gewesen, daß er kein Kleid gehabt, wo es darauf ankam, für das Glück eines großen Volks zu reden und zu handeln! Warum

hat Herr von Gagern, einer der wärmsten und frühsten Vertheidiger der griechischen Frage, nicht dem Grafen Capodistrias ein paar hundert Franken vorgeschossen, daß er sich ein Kleid machen lasse? Jeder geschickte Schneider verfertigt in einem halben Tage einen vollständigen Anzug. Capodistrias erbot sich jedoch, zum niederländischen Minister zu geben, „aber nicht als Staatsmann, sondern Mann zu Mann." Er geht. Herr von Gagern stirbt vor Ungeduld, bis der Mann vom Manne zurückkömmt. was hat er gesagt? "... *J'ai trouvé la fibre un peu molle,*" erwiederte Capodistrias ... „was ich mit der Pflicht des wirklichen Staatsmannes explicirte," bemerkte Herr von Gagern. Er aber dürfe seinen Mundfluß haben, weil er nur „in der Rolle des Dilettanten erschien." Aber in meinem Leben hätte ich nicht errathen, daß eine lockere Fieber das Wesen eines wahren Staatsmannes bilde, und daher der vierwöchentliche Gebrauch des Schwalbacher Brunnens, da die Fiber spannt, einen Talleyrand zum Esel machen würde! Kurz, die einzige Sorge des Herrn von Stein, des Grafen Capodistrias und des Herrn von Gagern war: einen Prinzen mit Griechenland zu apanagiren, Rothschild zu einem neuen Anleihen zu verhelfen, und den Prinzen und die Course der griechischen Papiere durch deutsche Leibwachen zu schützen. Kürzer und kräftiger hat noch keiner das seelenlose, mechanische, selbstsüchtige, schacherhafte Treiben der neuern europäischen Staatskunst, des Monarchenthums und der Hofschwänzelei dargethan, als dieser Herr von Gagern in Hornau, wo wir vor zwei Jahren Eierkuchen gegessen.

Montag, den 30. Januar.

Lassen Sie den * * * tausend, ja zehntausend Male von mir grüßen und danken für die herrliche Gesundheit, die er ausgebracht: Allen Völkern ohne König! hier sagen sie: *Les Rois s'en vont.* Diese Taugenichtse von Franzosen finden doch gleich das rechte Wort für jede Sache, sobald wir guten Deutschen die rechte Sache gefunden. Wir wollen unsere Töchter mit ihren Söhnen, unsere Ideen mit ihren Worten vermählen, dann haben wir eine mächtige

Verwandtschaft und wehe dann jedem, der uns zu nahe kömmt mit feindlichen Gedanken. Was Sie mir von den Polen geschrieben, und wie herrlich sie in Frankfurt aufgenommen worden, hat mich bis zu Thränen gerührt. Dem Manne, der auf der Brücke einem Polen seinen Mantel umgehängt und stillschweigend fortging, dem sollte man auf dieser Stelle ein Denkmal errichten; keinen schönern Zug des Herzens weiß die alte Geschichte zu erzählen. So mögen sie meine Briefe widerlegen! Ich will unter Männern der Wahrheit gern der einzige Lügner, in einem Lande des Glaubens gern der einzige Spötter, unter einem starken Volke der einzige Schwächling sein, und bin ich erst der Schlechteste aller Deutschen geworden, dann ist keiner seliger als ich. Guter Gott, was ist an einem einzelnen Menschen, was an mir gelegen? Bessere als ich sind verkannt worden. Das Leben ist kurz und der Tod noch kürzer. Aber der Tag der Wahrheit kömmt einmal, und keinem wird Gerechtigkeit zu spät ausgezahlt, der, wie ich, als er seinem Vaterlande diente, nicht einmal Gerechtigkeit als Lohn verlangte.

Von den herrlichen Reden Raspails und der übrigen jungen Republikaner, die neulich vor Gericht standen, aber richteten statt gerichtet zu werden, habe ich einiges übersetzt, das ich Ihnen später mittheilen werde. Der und jener Ball, bei dem und jenem Banquier diesen Winter, hat Sie doch vielleicht etwas glacirt. Eine kleine republikanische Vorlesung zum Erwärmen kann immer gut sein.

Noch einmal — was Sie mir von Frankfurt geschrieben, hat mich bis tief in das Herz gefreut. Möge es fortgehen auf diesem Wege; möge es sich emsig auf seine große Bestimmung vorbereiten und sich deren würdig zu machen suchen. Denn Frankfurt ist bestimmt, einst die Hauptstadt des deutschen Reichs und der Sitz der deutschen National-Versammlung zu werden. Dort, wo jetzt die Tyrannei auf dreißig Stühlen thront, wird in wenigen Jahren die Freiheit gekrönt werden. Den Taxischen Palast, die deutsche Bastille, wird man niederreißen und nachdem der Boden von allen Trümmern der Zwingburg gesäubert, wird auf dem Platze eine hohe Säule sich erheben, welche die Inschrift trägt: **Hier liegt Deutschlands Schande!**

Achter Brief.

Paris, Donnerstag, den 2. Februar 1832.

In dem letzten Hefte der Revue de Paris (vom 29. Januar) stehen Proben aus der bald erscheinenden Uebersetzung meiner Briefe. Es ist das Krönungsgemälde von David und ein Stück von Lord Byron. Ich finde das alles sehr matt; zum Glücke habe ich eine gute Natur. Der kleine Aerger macht mir eine Gänsehaut; aber nach innen dringt die Erkältung nicht.

— Ich habe schon in einer andern Recension gelesen, daß man mich gereizt und nervenschwach genannt. Das wunderte mich nicht. Die Gemeinen im Volke haben sogar keine Vorstellung davon, wie man anders als sie selbst denken und fühlen könne, daß, finden sie es einmal, sie die wundervolle Erscheinung einer Krankheit zuschreiben. Sie kennen so wenig die Macht und Wirksamkeit des Geistes, daß sie es lächerlich finden, wenn ein körperschwacher Mensch die hohe und dicke Mauer der Gewohnheit zu erschüttern sucht. Ich erinnere mich, daß, als vor mehreren Jahren eine Verschwörung gegen die russische Regierung entdeckt wurde und die Hauptverschworenen hingerichtet wurden, man von einem derselben nichts verächtlicheres glaubte sagen zu können, als er sei nervenschwach und habe doch gesucht ein Reich umzustürzen! Auch Robert hat mich einen nervenschwachen Athleten genannt. Ueber die Spötter! weil sie, wie jener Crotoneser, von Kindheit an gewöhnt, ein Kälbchen mit sich herumzuschleppen, in ihrem Alter es dahin gebracht, einen ganz lebendigen Ochsen zu tragen, halten sie sich für stark, weil sie dumm sind. Diese Menschen, die, weil sie sich nie der Außenwelt widersetzt, auch niemals Widerstand gefunden, sehen nicht die nächste Grenze ihrer Kraft und halten sich für mächtig, weil sie zur allgemeinen Materie gehören. Der Johanniter Meyer in Hamburg kennt mich besser. Er nennt mich so ein Kerl, was doch auf eine sechs Fuß hohe

Seele hindeutet. Ach! wäre ich nur so ein Kerl! nicht wie jetzt, ein jämmerlich übersetzter Kerl, sondern ein untersetzter Kerl, mit breiten Schultern, breiter Brust, breiten Zähnen, breiten Fäusten und breiten Gedanken — Hei! wie wollte ich sie zurichten! Denn wahrlich, stünden mir alle Waffen der olympischen Götter frei, ich wählte nicht Jupiter's königliche Blitze, nicht Dianen's ferntreffenden Pfeil, nicht Merkur's Rednerlist, nicht Apollo's Leier, nicht das Lächeln der Grazien, nicht Aphroditen's Zauberblick, nicht Amor's Schelmerei — ich wählte mir nur die Keule des Herkules und Sylen's groben Spaß. Sie schrieben mir neulich, es sei meiner unwürdig, wie ich mich gegen Robert und Pittschaft ausgesprochen. Freilich ist es meiner unwürdig: aber es ist ganz meiner würdig, in solcher Zeit nicht an meine Würde zu denken. Sind es Worte, die man braucht in diesen Tagen der Entscheidung? Soll ich daran denken, wie Leute von Geschmack über meine Schreibart urtheilen, was Weiber von meiner Aesthetik halten? Wenn ich Ruhe, Blut und Leben an die Sache des Vaterlandes wage, soll ich ängstlich besorgt sein, mir meine Kleider nicht zu verunreinigen? Wenn die Feinde der Freiheit im Kothe lagern, soll ich fern bleiben und sie nicht angreifen, um meine Stiefel nicht zu beschmutzen? Wenn es darauf ankömmt, von den feinsten Worten ein Filigran zu flechten, ein Drathnetz für Mückenseelen — ich verstehe das so gut als einer. Wenn es darauf ankömmt, eine Satire zu spitzen, so spitz, daß sie durch die Pore eines Glases dringt — ich verstehe das so gut als einer. Wenn es darauf ankömmt, ein Gift zu mischen, klar, hell, rein, durchsichtig, ohne Farbe, Geruch und Geschmack, unschuldig wie frisches Quellwasser, ein Verläumdungsgift, eine aqua tofana — ich verstehe das so gut wie einer. Aber nein, ich will die Kerls todt schlagen, am hellen Tage und vor Aller Augen; denn Alle sollen es wissen, und sie selbst, daß sie von meiner Hand gefallen. Wie? wenn ein dummer Bauerlümmel mir in der Schlacht gegenübersteht, der gar nicht weiß, wo er sich befindet, nicht weiß, woher er gekommen, wohin er geht, für was, für wen er streitet — soll ich ihn schonen, weil er dumm ist? Er gilt seinen Mann und seine Kugel trifft so gut, als kenne er ihr Ziel. Darum schlage ich ihn zu Boden. Soll ich ihm verächtlich den Rücken wen-

den, daß er mich von hinten treffe? Fein thun mit solchen plumpen Thieren, unter Scherz und Lachen Kirschkerne schnellen gegen solche Elephanten — es ist lächerlich. Sie spüren es gar nicht. Oder glauben Sie vielleicht, daß Alle die Plumpheit, die Roheit, die Gemeinheit meiner Gegner fühlten? Glauben sie das nicht. Nicht einmal die bessern Alle. Ich habe das erfahren. Ein wohlmeinender Freund brachte mir das Blatt aus Stuttgart; ich las es in seiner Gegenwart und ergötzte mich unter lautem Lachen an dem Fischweiberwitze einer deutschen Hofzeitung. Aber der Freund bemerkte mit bedenklichem Gesichte: ja es bleibt doch immer etwas hängen. Ich erwiederte, pah! das bürstet mein Bedienter wieder aus. Als ich aber später darüber nachgedacht, fand ich, daß ich nur eine leere Floskel gebraucht, um etwas zu sagen, und daß der Freund Recht gehabt. Selbst Heine, der doch so fein ist in seinen Ausdrücken, und ein plumpes Wort gar nicht verstehen sollte, bemerkte, als er sah, wie ich mich lustig machte, über ein anderes jener rohen Tabaksblätter, es wäre Perfidie darin. Und hätte ich mich blind gelesen, ich hätte die Perfidie nicht gefunden. So urtheilen aber die Leute, die entweder selbst zur rohen Menge gehören, oder aus Erfahrung besser wissen als ich, wie man auf sie wirkt.

Die ministeriellen Blätter, die Hofzeitungen, warum schreiben sie denn so plump, warum schimpfen sie so pöbelhaft gegen die Vertheidiger der Freiheit? Glauben Sie, weil sie nicht fein zu sein verstehen? O nein! Sie verstehen es nur zu gut. Wenn sie einen Streit unter sich haben, Hof gegen Hof, Fürst gegen Fürst, Macht gegen Macht, dann kocht selbst ihr heftigster Zorn nie so stark über, daß der trübe Schaum der Wuth zum Vorschein käme. Haß im Herzen, haben sie die liebevollsten Worte auf den Lippen und mit der ausgesuchtesten Höflichkeit stoßen sie dem Feinde ein schönes Schwert in die Brust. Wo es aber darauf ankömmt, die Freiheit nieder zu reden, da wo die öffentliche Meinung die Menge entscheidet, sind sie grob und plump, um auf die grobe, plumpe und gedankenlose Menge zu wirken, die in allen Ständen, vom Hofmanne bis zum Bauer, die Mehrzahl bildet. Was sie gegen uns, sollten wir gegen sie thun. Seit fünfzehn Jahren hat die Freiheit den Sieg, den sie

siebenmal errungen, siebenmal wieder verloren, weil sie zu mäßig war, wie in ihren Handlungen, so in ihren Reden. Die Völker glauben noch nicht fest genug an ihr eigenes Recht, und daß sie allein alles Recht besitzen. Sie kennen noch nicht genug ihre eigene Macht, und daß Keiner Macht hat neben ihnen. Sie wissen noch nicht genug, daß die Welt ihnen allein gehört und Königen nicht der kleinste Theil davon der sich weiter erstreckte, als ihr väterliches Erbe, und daß sie darum von allem was sie wollen und was sie thun, Keinem Rechenschaft zu geben haben, als Gott allein. Darum, weil sie das nicht wissen, ihr Recht und ihre Macht nicht kennen, wollen die Völker in den Augen ihrer Fürsten gut und billig erscheinen, rechtfertigen sich, statt Rechtfertigung zu begehren, fordern, wo sie nehmen sollten, fordern nicht alles, was ihnen gebührt und fordern es mit so leisen höflichen Worten, daß man sich anstellt, die Hälfte nicht verstanden zu haben, und die verstandene Hälfte abzuschlagen den Muth bekömmt; das muß anders werden. Keine Schonung mehr, nicht im Handeln, nicht im Reden. Liegt die Freiheit hinter einem Meere von Blut — wir holen sie; liegt sie tief im Kothe versenkt, wir holen sie auch. Darum siegt die Bosheit überall, darum wissen Dummheit und Gemeinheit immer den Vorsprung zu gewinnen, weil sie den kürzesten Weg zum Ziele nehmen, unbekümmert, ob er rein sei oder schmutzig. Sie hält die Reinlichkeit nicht ab, sie gebrauchen selbst edle Mittel, wenn etwas Schlechtes dadurch zu erreichen, und wir sollten den Koth meiden, auch wenn er zum Guten führt? Wir suchen reinliche Umwege, verlieren die Zeit und alles; denn wo wir auch den Feind einholen, wo und wenn wir auch zu ihm stoßen, wir finden ihn immer im Schlamme, den wir früher oder später durchwaten müssen, wollen wir siegen für das Recht. Was andere thun für die Tyrannei, warum sollen wir es nicht für die Freiheit thun? Schwert gegen Schwert, List gegen List, Koth gegen Koth, Hundegebell gegen Hundegebell. Heine sagt: auch die Freiheit müsse ihre Jesuiten haben; ich sage das auch. Aber nicht das allein, die Freiheit muß alles haben, was im Lager der Tyrannei zu finden: Stück-Knechte, Rothmäntel, Baschkiren, Marodeurs, Paukenschläger und Troßbuben. Lernen wir begreifen, daß die Tyrannen nur solche Waffen fürchten,

die sie selbst gebrauchen; denn nur diese kennen sie. Darum der List ja keine Offenheit, dem Laster keine Tugend, der Frechheit keine Milde, der Plumpheit keinen Anstand gegenüber.

Ist es wie in den großen Kämpfen dieser Zeit, wo Macht gegen Macht streitet, nicht auch in den kleinen Kämpfen aller Zeiten, wo jeder Mensch für sein besonderes Leben gegen das andere besondere Leben kämpft? Siegt nicht immer der Dumme über den Weisen, der Bösewicht über den edlen Mann? Das geschieht, weil die edlen Menschen den Sieg mit dem Kampfe, die Beute mit der Waffe verwechseln, und mit Recht für das Recht streiten. Nur mit Unrecht gewinnt man das Recht; denn man kann selbst im Kampfe für die Wahrheit die Söldlinge nicht entbehren, und diese bezahlt man mit Tugend nicht. Sehen Sie Rousseau. Es gab keinen Menschen, der das Gute mehr geliebt, das Schlechte mehr gehaßt, als er. Er kämpfte sein ganzes Leben für Freiheit und Recht, und warum wurde er so verkannt? Warum wurde er so verspottet? Warum war sein Leben so voll Schmach und Noth? Er verspottete die Gemeinheit und war gutmüthig gegen die Gemeinen; er bekämpfte den Trug und lebte in Frieden mit allen Betrügern; er verfolgte alles Schlechte, und schonte die Schlechten. Ueber die Sache verschwand ihm der Mensch; er liebte das Gute, und verstand die Guten nicht zu lieben; aber man muß Feinde haben, um Freunde zu finden, man muß hassen, um lieben zu können. Rousseau haßte und liebte Keinen, darum stand er allein; er verschonte Jeden, darum wurde er nicht verschont; er verfolgte Keinen, darum wurde er von Allen verfolgt. Gott und Welt, Himmel und Erde vertheidigte er, aber sich selbst wußte er nicht zu vertheidigen. Das schien ihm schnöder Lohn für freien Liebesdienst, und den verschmähte er. Darum ging er zu Grunde. Alle Blitze seiner Beredtsamkeit gebrauchte er für Andere; für sich selbst war er wehrlos und stumm. Einmal sagt er in seinen Bekenntnissen: „Hätte ich meine Kraft gebrauchen wollen gegen meine Feinde, ich hätte gewiß die Lacher auf meiner Seite gehabt.“

Ich habe mir das gemerkt. Die Lacher will ich auf meine Seite ziehen; die Lacher, die gutes Herz und gute Fäuste haben, und nicht die feinen Lächler, die, ob sie zwar tausendmal mir recht

gäben, doch tausendmale mich todtschlagen ließen, ohne die Hand für mich aufzuheben; aber mir immerfort recht gäben und immerfort lächeln würden. Göttliche Grobheit! vor dir falle ich nieder.

Abends. So eben habe ich die Abendzeitung, den Messager, gelesen. Gestern war sie noch ministeriell, heute hat sie die Farbe gewechselt. Die Actionairs haben sich nicht gut gestanden bei dem bisherigen Ministerialismus der Zeitung, und haben darum die Redaktion geändert. Es ist merkwürdig! Läse ich keine andere Zeitung, als nur den Messager, hätte ich denken müssen, daß seit gestern sich die ganze Welt geändert, daß ein Comet an die Erde gestoßen und sie in eine neue Bahn getrieben. Daraus sah ich wieder, wie weit die Meinung der Regierenden von der des Volkes absteht. Und wer von beiden auch irre, gleichviel. Der Abstand bleibt immer der nämliche. Und so ist es überall. Wie kann das gut enden?

Verflossene Nacht hat man eine Verschwörung entdeckt. Aber keine von den neuen dummen Gassenverschwörungen beim hellen Sonnenscheine, sondern eine von der guten alten Art, schauerlich, mitternächtlich, blutdürstig, wie sie in den Melodramen vorkommen. Einige hundert Menschen, mit Dolchen und Pistolen bewaffnet, wurden um Mitternacht in einem Hause überfallen. Sie setzten sich zur Wehre. Der erste eindringende Soldat wurde erschossen. Einige hundert sind arretirt. Die Verschwornen sollen starke bewaffnete Trupps in verschiedenen Stadttheilen aufgestellt haben. Man wollte in die Tuillerien dringen; General Bourmont soll in Paris sein. Doch ist alles noch schwankendes Gerücht. Waren es Republikaner? Waren es Carlisten? Man sagt das Letztere. Wäre das — der König hatte am nämlichen Abend einen Ball — dann muß in der Gesellschaft doch mehr als Einer gewesen sein, der von der Verschwörung wußte. Es ist eine interessante Situation! Heuer gedeiht aber nichts. Warum sind sie nicht so klug wie Joseph von Egypten gewesen, und haben in den Jahren der Fruchtbarkeit besser für die Hungerjahre gesorgt? Jetzt kömmt die Bescherung.

— Habe ich Ihnen vor einiger Zeit nicht einmal geschrieben: in Oesterreich würden sie erschrecken über die furchtbaren Fortschritte des Liberalismus, wenn sie erfahren, daß sogar in Constantinopel eine

Zeitung erscheint? Nun das war damals freilich gescherzt; aber es war ein Scherz im Geiste des Ernstes. Und jetzt ist es wirklicher Ernst geworden. Der Oesterreichische Gesandte in Constantinopel hat der hohen Pforte eine sehr eindringliche Note überreicht, worin er im Namen seines Hofes vorstellt, welch eine schreckliche gefährliche Sache es um eine Zeitung wäre, selbst wenn sie im Sinne der Regierung geschrieben. Gäbe man dem Teufel einen Finger, bekomme er bald die ganze Hand. Was sagen Sie dazu? Und wenn ich mich auf den Kopf stelle, ich kann nicht mehr lügen, kann nicht mehr satyrisch sein. Alle Phantasie geht dabei zu Grunde. Bei dieser Gelegenheit will ich Ihnen eine artige Geschichte von der russischen Censur erzählen. Hängt Euch deutsche Censoren! das da hättet Ihr nie erfunden. Im Jahre 1813 wollte ein Russe die Beschreibung einer Reise drucken lassen, die er im Jahre 1812 durch Frankreich gemacht. Die Censur fand auch an dem Buche nichts auszusetzen, außer dem Titel; denn es war nicht schicklich, daß ein Russe 1812 in Frankreich reise, zu einer Zeit, wo Rußland und Frankreich Krieg führten. Um diesem Mißstande abzuhelfen, strich die Censur den Titel Reise durch Frankreich aus und schrieb dafür Reise durch England, und wo im Buche das Wort Frankreich vorkam, setzte sie England an dessen Stelle.

Jetzt noch zwei chinesische Anekdoten zum Einschlafen, denn ich will zu Bette gehen. Der Kaiser von Rußland ließ dem Kaiser von China sagen: er möchte doch an der Grenze seines Reichs einen Cordon gegen die Cholera ziehen lassen. Darauf ließ der Kaiser von China erwiedern: er werde das bleiben lassen; denn er habe gehört, daß die Krankheit nur Müßiggänger, Trunkenbolde und unreinliche Menschen befalle, und es wäre ihm ganz lieb, wenn er fünf Millionen solcher Unterthanen verlöre. Auch an einer andern Grenze des chinesischen Reichs wollte der Regierungsbeamte von Maaßregeln gegen das Eindringen der Cholera nichts hören, weil er sie als fruchtlos und den Müßigang begünstigend ansah. Um seine Meinung zu unterstützen, erzählte er folgende Anekdote:

„Im Jahre 1070 brach in Peking eine sonderbare Krankheit aus, deren Wirkung sich an den Haaren derjenigen zeigte, die in freier

Luft lebten. In kurzer Zeit verlor der Kranke die Hälfte seiner Haare und darauf starb er. Als der damalige Kaiser Tschanglug dieses erfuhr, sagte er mit bestimmten Worten, er wolle von dieser Krankheit nichts hören. Dieser höchste Wille, mit Festigkeit ausgedrückt, machte die Seuche verschwinden.“ Gute Nacht.

Freitag, den 3. Februar.

Ist denn das Alles wahr, was ich in einer Stuttgarter Zeitung gelesen, wie neulich die Frankfurter beim Durchzuge der Polen durch manches schöne Wort eine noch schönere Gesinnung offenbart? Einer, der vor dem Wagen der Polen zog, sagte: „Dir helf ich ziehen, Philipp, was geht mich Kaiser und König an? Das hier sind brave Kerle, das weiß ich.“ Ein Anderer, den man abwendig machen wollte, antwortete: „Ei, Ihr habt die Sontag ziehen wollen; die haben den Russen noch etwas ganz Anderes vorgesungen.“ Ein Dritter äußerte: „wir müssen den jungen Leuten zeigen, daß wir keine Preußen sind.“ Der Berichterstatter in der Stuttgarter Zeitung bemerkte hierbei, daß die Frankfurter, die sich so geäußert, aus den niedrigen Ständen gewesen. Diese Bemerkung war ganz überflüssig. Man weiß recht gut, daß bei uns, wie überall, die höheren Stände weder so viel Verstand, noch so viel Herz haben. Der Polenzug durch Deutschland wird die schönsten Früchte tragen. O, die klugen Leute! O, die schlauen Staatsmänner! Vor dem großen Freiheitsmagazin im fernen Warschau war ihnen bange; sie zerstreuten es, und jetzt geht die Freiheit hausiren im ganzen Lande, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf! Von der Schmach und Tücke, die Oesterreich und Preußen den edlen Polen angethan, mußten die öffentlichen Blätter schweigen; und jetzt schicken sie zwanzigtausend Prediger im Lande herum, die erzählen, was sie geduldet und lehren, wie man zu dulden aufhöre. Kommen jetzt die Russen, dann wird man lange reisen müssen, um von Frankreich aus ihre Gräber zu besuchen.

Was sich aber Preußen für Mühe gibt, sich verhaßt zu machen! So viel Bescheidenheit hätte ich ihm gar nicht zugetraut. Große

Genies brauchen nicht zu studiren. Daß aber meine guten Deutschen ihren Preußenhaß auch gut verwenden! Es ist in ihrer schönen Art, über ihr Herz doppelte Buchhalterei zu führen: was sie dem Hasse geliehen (und sie leihen ihm nur und nehmen später zurück) setzen sie gleich der Liebe in die Einnahme. Thut das nicht. Ihr möget Preußen hassen, aber liebt darum Oesterreich nicht mehr. Preußen klappert und warnt; Oesterreich zischt nicht eher, bis es gebissen. Preußen watschelt, wie ein Bär, auf die Freiheit los; Oesterreich wartet, bis sie an dem Dickicht vorbeikömmt, wo es verborgen lauert. Hasset Preußen, aber fürchtet Oesterreich. Oesterreich k a n n, was Preußen nur w i l l. Preußen ist nur Oesterreichs Mund; rechtet mit dem Herzen, und nicht mit den Lippen. Oesterreich findet die Weichsel roth genug, es ist ganz zufrieden, und jetzt will es den Rest der Polen dazu benutzen, im deutschen Volke Haß gegen Preußen zu erregen, das es fürchtet, mehr als Rußland. Dieses ist doch ein K ö r p e r, aber Preußen ist ein schauerlicher Geist. Hätte Oesterreich nicht diesen Zweck, wäre es nicht damit einverstanden, hätte die Begeisterung des deutschen Volks für die edlen Polen in gar manchem deutschen Lande, in gar mancher Stadt, sich so ungestört nicht zeigen dürfen; hätte man nicht gesehen, daß selbst die feigsten aller Regierungen an dieser Begeisterung Theil genommen. Gar manche von den edlen Männern, die im milden Wirken für die Polen sich ausgezeichnet, sind der österreichischen Regierung mit ganz besonderer Liebe zugethan, durch ganz besondere Bande an sie geknüpft. Hasset eure offnen Feinde, aber f ü r c h t e t d i e D a n a e r, a u c h w e n n s i e G e s c h e n k e b r i n g e n!

Samstag, den 4. Februar.

Heine wurde neulich von Jemand gefragt: worin er sich in seinen politischen Ansichten von mir unterscheide? Er antwortete: ich bin eine gewöhnliche Guillotine und Börne ist eine Dampfguillotine.

— Mehr als zweihundert Personen sind wegen der letzten Verschwörung arretirt worden, und darunter Leute von Namen, wie der

General Düfour. Das ist der nämliche General Düfour, welcher in den Juli-Tagen, als der Herzog von Orleans vor dem Rathhause um die Gunst des Volkes bettelte, zu ihm sagte: Sie sehen, gnädiger Herr, welch ein schlechtes Ende schlechte Könige nehmen, und das diene Ihnen zur Lehre. Worauf der Herzog von Orleans ganz prächtig die Hand auf sein Herz legte, und nachdem er eine der schönsten Stellungen Talma's ausgewählt, zu Düfour sagte: „Es bedarf Ihrer Ermahnungen nicht; ich bin ein guter Franzose, habe die Freiheit immer geliebt, immer für sie gekämpft." Fast geweint hat der gute Herzog vor edlem Zorne. Jetzt sitzt er auf dem Thron und Düfour im Kerker.

Auf Perriers Ball hätte ich leicht kommen können, wie jeder Andere auch. Man konnte sich ein Billet dazu verschaffen, wie zum Theater; aber ich wollte nicht. Ich will nicht wandeln, wo Sünder gehen, und mich nicht setzen, wo Spötter sitzen.

— Bei dem Anlasse neulich, wo die Simonisten in die rauhen Fäuste der Gewalt gefallen, haben sich die Franzosen hier wieder auf eine sehr liebenswürdige Art gezeigt. Die öffentliche Meinung war zum großen Theile gegen die Simonisten; fast alle Blätter, am meisten aber die Liberalen, waren ihnen entgegen. Der Figaro besonders, dieses reiche Nadelkissen, stach sie täglich auf das grausamste. Aber seit dem Tage, daß die Regierung sich plump, wie jede, in ein zartes Verhältniß des Geistes gemischt, hat sich alles geändert. Alle bisher feindlichen Blätter nehmen sich der Simonisten auf das freundlichste an. Der Figaro erklärt auf eine edle und rührende Weise, er werde von nun an kein Wort mehr gegen sie schreiben, sondern all seinen Spott der rohen Gewalt zuwenden. Ein Blatt für die protestantischen Interessen, das die religiöse Lehre der Simonisten stets mit Kraft und Ernst bekämpft, machte gleich am andern Morgen bekannt, es entsage von nun an seinem Kriege, und werde die Waffe nun gegen die gemeinschaftlichen Feinde führen. Ein Mann, der eine Schrift gegen die Simonisten zum Drucke fertig hatte, erklärte öffentlich, er werde sie unter solchen Verhältnissen nicht bekannt machen. Ist das nicht alles, wie bei uns? Auch dort, sobald die Regierung einen Menschen, ein Buch, eine Lehre verfolgt, erheben sich gleich die

lieben, guten, hochherzigen Deutschen zum Schutze und zum Beistande der Schwachen.

Das Gedicht auf den Preußen-Galgen ist wunderschön. Ich werde es dem General Uminski mittheilen.

Schrieb ich Ihnen nicht schon im Anfange dieses Winters, es würde noch dahin kommen, daß die Französische Regierung, von der man früher erwartet, sie würde andern Völkern beistehen, ihre Freiheit zu erkämpfen, sich mit allen despotischen Mächten verbindet, die Freiheit überall zu unterdrücken? Nun heute erzählt man, Schiffe mit Menschen wären aus einem Französischen Hafen ausgelaufen, um Ankona zu besetzen, und gemeinschaftlich mit Oesterreich und dem Papste die Italiener unter das alte schmähliche Joch zu bringen! Wahrhaftig ich schäme mich. Mein Argwohn hinkt lächerlich hinter der Tyrannei her, die, Hand in Hand mit der Thorheit, schneller als der Wind seinen Blicken enteilt.

Neunter Brief.

Paris, Dienstag, den 7. Februar 1832.

Vor einigen Tagen wurden hier, zum Erstenmale seit der Revolution, zwei Menschen hingerichtet. Da verlosch der letzte Strahl eines schönen Tages. Als damals das Volk über das Leben aller seiner Feinde gebot und es schonte, dachten einige edle Männer daran, diese Tugend des Volkes, so lange sie noch regierte zum künftigen Gesetze zu erheben, damit, wenn die Macht wieder an Jene käme, die nie geschont, sie ihren Rachedienst doch wenigstens nicht mit Blut sollen stillen dürfen. Sie trugen daher in der Kammer auf die Abschaffung der Todesstrafe an. Doch jene Andern, die es genau berechneten, wie viel in dieser betrübten Zeit, da ihr Gewerbe ganz darnieder lag, ihnen an Kapital und Zinsen verloren ginge, und daß sie das später

alle wieder herbeischaffen müßten, es zum alten Schatze zu legen, erschraken über die Abschaffung der Todesstrafe. All ihr Glück liegt in der Hoffnungslosigkeit des Unglücks — wie kann man regieren ohne Tod? Doch schwiegen sie. Denn damals standen ihre unglücklichen Freunde vor Gericht, die Minister Karl's X., die ganz in ihrem Geiste und nach ihrem Herzen gehandelt, denen es aber mißlungen wár. Man wollte sie vom Tode retten und ließ darum die Wünsche des Volks für die Abschaffung der Todesstrafe nicht kalt werden. Sobald aber die Minister zur Gefangenschaft verurtheilt waren, befreite man sich von der schweren Heuchelei und führte für die Beibehaltung der Todesstrafe alle die Gründe an, welche die Mächtigen, Vornehmen und Reichen seit jeher geltend gemacht, weil ihnen der Schutz ihrer Macht und die unbestrittene Herrschaft ihrer Leidenschaften und eine mathematische Sicherheit ihrer Reichthümer höher gelten, als Christus Lehre und als das Gebot der Menschlichkeit. Ihr eignes Herz zum Maßstabe nehmend, hatten sie ausgemessen, nach einem Jahre würde das Herz des Volks so klein geworden sein, daß die große Idee von der Abschaffung der Todesstrafe nicht mehr Platz darin findet. Aber sie täuschten sich.

Vor einigen Monaten wollte man auf dem Grève-Platze einen Verbrecher hinrichten, als aber das Volk die Vorbereitungen sah, zeigte es sich so aufgeregt und widersetzlich, daß man die Hinrichtung nicht vorzunehmen wagte. Jetzt haben sie den Richtplatz an das Ende der Vorstadt St. Jaques verlegt, außerhalb des Gesichtskreises des Volkes, eine Stunde vom Mittelpunkte der Stadt entfernt. Die letzte Hinrichtung haben sie ganz im Stillen vollzogen; erst zwei Tage später erfuhr Paris davon. Die Zeitungen der Minister haben es im Triumphe erzählt, wie schön Alles gelungen, und wie der Schleier des Geheimnisses alles dicht bedeckte. Das Schaffot wurde in der Nacht aufgerichtet und die Verbrecher morgens acht Uhr auf den Richtplatz geführt. Diese waren schon seit vielen Monaten verurtheilt, auf die Begnadigung hofften sie nicht mehr, sie war ihnen Gewißheit. Noch am Nachmittage gingen sie im Hofe der Conciergerie ruhig und rettungsfroh spazieren, und als sie sich Abends zu Bette legen wollten, kündigte man ihnen für den andern Morgen den Tod

an. Der eine Verurtheilte sagte am Fuße der Guillotine zum Henker: eilt Euch! eilt Euch! Aber sie haben ihn nicht verstanden, diesen Donner des Himmels. Eilt Euch! Eilt Euch! ruft es ihnen von oben herab; kurz ist Eure Zeit! Die heillos verblendeten Thoren! Als der edle Tracy in der Kammer auf die Abschaffung der Todesstrafe angetragen, da hätten sie nicht ruhen und rasten, sie hätten ihre Kinder nicht wiedersehn, nicht eher essen, trinken und schlafen sollen, bis das rettende Gesetz angenommen und verkündigt worden. Die Unglückseli en! Für wen denn haben sie das Schaffot aufgerichtet, für wen haben sie das verrostete Beil des Henkers wieder blank geschliffen? Für sich selbst. Nicht zum zweiten Male wird das Volk seine Freiheit Tyrannen anvertrauen, nicht zum zweiten Male wird es seinen Feinden das Leben schenken.

— Wenn Pfeilschifter's Blätter für den deutschen Adelstand nicht eben so unsichtbar sind, als es noch alle seine frühern Schriften waren, wenn man sie in Frankfurt finden kann, bitte ich Sie, mir einige davon hieher zu schicken. Es ist ein Werk der Menschlichkeit und ich wäre im Stande selbst daran zu arbeiten. Charpie für den deutschen Adelstand — er wird sie bald nöthig haben. Zupft! Zupft! Ihr habt es nicht für die Polen gethan: doch wir rächen uns nicht. Auch ein Edelmann wird zum Menschen, sobald er krank und unglücklich geworden. Ach, wie schön ordnet sich das jetzt alles; wir dummen Demokraten hätten das nie gefunden. In den frühesten Zeiten war das Volk nichts, der Fürst wenig, der Adel Alles. Aber die Fürsten wollten mehr werden, und verbanden sich mit dem Volke, den Adel zu unterdrücken. Das gelang nach einigen Jahrhunderten. Die Fürsten wurden viel, der Adel sank zu wenig herab, das Volk erhob sich zu etwas. Nun aber wollten die Fürsten Alles werden, und verbanden sich wieder mit dem Adel, um das Volk in sein altes Nichts zurück zu stürzen. Das gelang nicht; ja, das Volk wurde immer mächtiger und gelangte endlich zu der späten Einsicht, daß ihm allein Alles gebühre, und den Fürsten und Edelleuten, so lange sie außer dem Volke stehn, nicht das Geringste. Jetzt in unsern Tagen ist die Noth und Gefahr für die Fürsten so groß geworden, daß sie, wie immer in Gefahren, sich hinter die Fronte der

Streiter begeben. Den Adel, an dessen Spitze sie sonst standen, stellen sie vor sich hin, und das ändert die Lage des Kampfes auf das Allervortheilhafteste für uns. Den Völkern war eine Art religiöser Scheu vor ihren Fürsten anerzogen, und darum, ob sie zwar immer wußten, daß der Adel ihr eigentlicher Feind sei, trugen sie doch Bedenken, denselben mit aller Macht zu treffen, aus Furcht, die Fürsten zu verletzen, die vor ihm standen. Jetzt aber, da die Fürsten zurücktreten, wird die Völker nichts mehr abhalten, ihren ewigen Feind mit aller Kraft zu bekämpfen, und ihr Sieg ist sicher. Nach dem polnischen Kriege hat sich der mächtige Kaiser Nikolas ganz erschöpft in die Arme seines Adels geworfen; der absolute König von Preußen organisirt die Aristokratie der Schweiz, und dient als gemeiner Ritter in ihren Reihen. Der englische Adel drängt seinen König zurück, und der französische rüstet sich mit dem Gelde der dummen Banquiers. Darum schreibt, Ihr Pfeilschifter! Zupft, Ihr gnädigen Fräulein von Neufchatel! Zupft; das ist Weiberarbeit, das kömmt Euch zu! Aber erröthet, daß Ihr die alten Fischweiber von Paris übertroffen, und furienartiger, als jene einst die Aristokraten mißhandelt, mit Euern zarten adlichen Händen den Demokraten das Gesicht zerkratzt, die der galante Herr von Pfuel, einst der Bayard des Tugendbundes, gefesselt vor Euer Sopha geschleppt. Zupft, während wir die Schwerter wetzen!

— In der Allgemeinen Zeitung — nicht in der des Herrn von Cotta, sondern in der Deutschen Allgemeinen Zeitung — stehet: „Noch ein Wort über Börne;" ein sehr verdienstvoller Artikel, der wegen der vielen Wunden, die er empfangen, mit dem Censur-Orden geschmückt worden ist. Das ist nun einer der Wohlwollenden, der froh und emsig Alles herbeigeholt, was er zu meiner Vertheidigung für nöthig hielt, und der es herzlich bedauert, daß er mich nicht in Allem vertheidigen kann. Nun wohl, er hat mich besser verstanden, als die Andern; aber auch nur besser verstanden was ich gesagt, was gedruckt zu lesen war. Doch was ich nicht gesagt, was nicht gedruckt worden, das entging ihm, wie es den Uebrigen entgangen. Haben Euch denn die täglichen Gedankenstriche Euerer Censur nicht wenigstens im Errathen einige Uebung gegeben? Ach, das ist eben der Jammer mit den Deutschen. Weil sie immer

so gründlich, so vollständig sind; weil sie Alles, was sie thun, mit dem Anfange anfangen, und mit dem Ende aller Dinge endigen; weil, so oft sie lehren, sie Alles lehren, was sie wissen über Alles; weil sie, wäre auch nur zu reden von der Angelegenheit dieser Stunde, von den Verhältnissen eines beschränkten Raumes, sie die ganze Ewigkeit, die ganze Unendlichkeit durch sprechen; weil sie hinausschiffen in den großen Ocean, so oft sie sich die Hände waschen wollen — urtheilen sie, findet sich einmal ein Mann, der sagt, was zu wissen nur eben Noth thut, es sei ein oberflächlicher, einseitiger Mensch, der lustige Worte spräche und nichts g r ü n d l i c h e s sage. Was ist da zu thun? Ach, gestehet es nur, wenn wir uns wechselseitig unerträglich sind, so ist doch meine Last viel größer, als die Euere. Meine kleine Bürde unter dreißig Millionen Menschen vertheilt: das gibt jedem von Euch gar wenig zu tragen. Aber mir hocken dreißig Millionen Deutsche auf dem Rücken, und die sind sehr schwer, sehr schwer! Gestehet es nur, ich brauche mehr Geduld mit Euch, als Ihr Geduld mit mir braucht.

Mein wohlmeinender Freund in der Deutschen Allgemeinen Zeitung sagt: man möge nicht vergessen, daß ich ein J u d e bin. Aber das spricht er nicht als Vorwurf wie die Andern aus; nein, er gedenkt dessen zu meiner Entschuldigung, ja zu meinem Lobe. Er sagt: mit Recht wäre ich gegen die Deutschen erbittert, die mein Volk so gedrückt und geschändet; nicht der Haß, die Liebe habe mich verblendet. Ferner: „Der Ironie B ö r n e ' s ist das Franzosenthum der Riesenmaaßstab geworden, mit welchem gemessen die deutsche Nationalität in ihrer ganzen Zwerghaftigkeit und Verkrüppelung erscheinen soll." Ferner: „Auch die Ironie bedarf eines Gegensatzes, wie Alles in dieser Welt voll Licht und Schatten, und sie muß daher, um ihren Gegenstand in seiner ganzen Kleinheit darzustellen, ein wirklich oder scheinbar Großes ihm entgegensetzen." Ferner: „Die ernsten schlagenden Worte eines R o t t e c k und W e l k e r, aber wahrlich nicht die fliegenden Witze eines H e i n e und B ö r n e, streuen den Saamen künftiger Thaten über unser Vaterland aus . . . . Hat man Börne's Briefe zu Ende gelesen, so ist auch der Eindruck vorüber und es ist uns nicht anders zu Muthe, als hätten wir einem glänzenden Feuer-

werke zugesehen .... Allein alle diese einzelnen Winke können doch nimmer die Bahn bezeichnen, auf welcher die Nationen vorwärts zu schreiten haben; das vermögen keine blendenden, zuckenden Gedankenblitze, sondern nur das Licht der klaren unwandelbaren Sonne." Und noch mehrere Dinge solcher Art spricht der Freund, auf welche ich Dinge meiner Art erwiedern will.

Es ist wie ein Wunder! Tausend Male habe ich es erfahren, und doch bleibt es mir ewig neu. Die Einen werfen mir vor, daß ich ein Jude sei; die Andern verzeihen mir es; der Dritte lobt mich gar dafür; aber alle denken daran. Sie sind wie gebannt in diesem magischen Judenkreise, es kann Keiner hinaus. Auch weiß ich recht gut, woher der böse Zauber kömmt. Die armen Deutschen! Im untersten Geschosse wohnend, gedrückt von den sieben Stockwerken der höhern Stände, erleichtert es ihr ängstliches Gefühl von Menschen zu sprechen, die noch tiefer als sie selbst, die im Keller wohnen. Keine Juden zu sein, tröstet sie dafür, daß sie nicht einmal Hofräthe sind. Nein, daß ich ein Jude geboren, das hat mich nie erbittert gegen die Deutschen, das hat mich nie verblendet. Ich wäre ja nicht werth, das Licht der Sonne zu genießen, wenn ich die große Gnade, die mir Gott erzeigt, mich zugleich ein Deutscher und ein Jude werden zu lassen, mit schnödem Murren bezahlte — wegen eines Spottes, den ich immer verachtet, wegen Leiden, die ich längst verschmerzt. Nein, ich weiß das unverdiente Glück zu schätzen, zugleich ein Deutscher und ein Jude zu sein, nach allen Tugenden der Deutschen streben zu können, und doch keinen ihrer Fehler zu theilen. Ja, weil ich als Knecht geboren, darum liebe ich die Freiheit mehr als Ihr. Ja, weil ich die Sklaverei gelernt, darum verstehe ich die Freiheit besser als Ihr. Ja, weil ich keinem Vaterlande geboren, darum wünsche ich ein Vaterland heißer als Ihr, und weil mein Geburtsort nicht größer war, als die Judengasse, und hinter dem verschlossenen Thore das Ausland für mich begann, genügt mir auch die Stadt nicht mehr zum Vaterlande, nicht mehr ein Landgebiet, nicht mehr eine Provinz; nur das ganze große Vaterland genügt mir, so weit seine Sprache reicht. Und hätte ich die Macht, ich duldete nicht, daß Landgebiet von Landgebiet, daß deutscher Stamm von deutschem Stamm auch nur eine Gosse trennte,

nicht breiter als meine Hand; und hätte ich die Macht, ich duldete nicht, daß nur ein einziges deutsches Wort aus deutschem Munde jenseits der Grenzen zu mir herüberschallte. Und weil ich einmal aufgehört, ein Knecht von Bürgern zu sein, will ich auch nicht länger der Knecht eines Fürsten bleiben; ganz frei will ich werden. Ich habe mir das Haus meiner Freiheit von Grunde auf gebaut; macht es wie ich und begnügt Euch nicht, das Dach eines baufälligen Staatsgebäudes mit neuen Ziegeln zu decken. Ich bitte Euch, verachtet mir meinen Juden nicht. Wäret Ihr nur wie sie, dann wäret Ihr besser; wären ihrer nur so viele als Ihr seid, dann wären sie besser als Ihr. Ihr seid dreißig Millionen Deutsche, und zählet nur für dreißig in der Welt; gebet uns dreißig Millionen Juden, und die Welt zählte nicht neben ihnen. Ihr habt den Juden die Luft genommen; aber das hat sie vor Fäulniß bewahrt. Ihr habt ihnen das Salz des Hasses in ihr Herz gestreut; aber das hat ihr Herz frisch erhalten. Ihr habt sie den ganzen langen Winter in einen tiefen Keller gesperrt, und das Kellerloch mit Mist verstopft; aber Ihr, frei dem Froste blosgestellt, seid halb erfroren. Wenn der Frühling kömmt, wollen wir sehen, wer früher grünt, der Jude oder der Christ.

Sie sagen: Die Franzosen erschienen mir als Riesen, und die Deutschen stellte ich als Zwerge neben sie. Soll man da lachen oder trauern? Wem soll man begegnen? Was soll man beantworten? Unverstand und Mißverstand sind Zwillingsbrüder, und es ist schwer, sie von einander zu unterscheiden, für jeden, der nicht ihr Vater ist. Wo habt Ihr klugen Leute denn das herausgelesen, daß ich die Franzosen als Riesen anstaune, und die Deutschen als Zwerge verachte? Wenn ich den Reichthum jenes schlechten Banquiers, die Gesundheit jenes dummen Bauers, die Gelehrsamkeit jenes Göttinger Professors preise, und mich glücklich schätze, solche Güter zu besitzen — bekenne ich denn damit, daß jene glücklicher sind als ich, und daß ich mit ihnen tauschen möchte? Ich, mit ihnen tauschen? Der Teufel mag sie holen alle drei. Nur ihre Vorzüge wünsche ich mir, weil mir diese Güter fehlen. M i r würden sie zum Guten gereichen; aber jenen, die sie besitzen, gedeihen sie nicht, weil es die einzigen Güter sind, die ihnen n i c h t fehlen. Wenn ich den Deutschen sage: Macht, daß Euer

Herz stark genug werde für Euern Geist; daß Euere Zunge feurig genug werde für Euer Herz; daß Euer Arm schnell genug werde für Euere Zunge; eignet Euch die Vorzüge der Franzosen an; und Ihr werdet das erste Volk der Welt — habe ich denn damit erklärt, daß die deutschen Zwerge sind, und die Franzosen Riesen? Austauschen, nicht tauschen sollen wir mit Frankreich. Käme ein Gott zu mir und spräche: Ich will dich in einen Franzosen umwandeln mit allen deinen Gedanken und Gefühlen, mit allen deinen Erinnerungen und Hoffnungen — ich würde ihm antworten: Ich danke, Herr Gott. Ich will ein Deutscher bleiben mit allen seinen Mängeln und Auswüchsen; ein Deutscher mit seinen sechs und dreißig Fürsten, mit seinen heimlichen Gerichten, mit seiner Censur, mit seiner unfruchtbaren Gelehrsamkeit, mit seinem Demuthe, seinem Hochmuthe, seinen Hofräthen, seinen Philistern — — auch mit seinen Philistern? —
— —
— —
— — — — — — — — — — — — — — — — — Nun ja, auch mit seinen Philistern. Aber ich sage Euch, es ist schwer, ein gerechter Richter sein!

Ihr sagt: Die Ironie bedürfe eines Gegensatzes, die der meinigen fehle. Wie! Merkt Ihr, was ihr fehlet, dann fehlt Ihr ja nichts mehr, merkt Ihr nichts, dann fehlt ihr wieder nichts. Ihr ja seid selbst der Gegensatz! Soll ich Euch, breit wie Ihr seid, auf das schmale Papier hinstellen, das ja kaum für meine kleine Ironie groß genug ist? Man malt den Schatten, man malt nie das Licht. Soll ich Euch etwa l o b e n, ein Volk loben? Seid Ihr denn mehr als Sonne und Mond? Nun, wenn die Sternkundigen von Mond und Sonne lehren, dann reden sie nicht lange und breit davon, daß Mond und Sonne leuchten — das sieht jeder dumme Hanns — von ihrem Schatten, ihren Flecken reden sie. Das ist, was gelernt werden muß, darin ist die Wissenschaft. Von den Tugenden der Franzosen konnte ich sprechen, denn das sind L i c h t f l e c k e n. Ihr seid ein Ganzes mit meinem Buche. Beurtheilt es, aber beurtheilt Euch mit, daß Ihr es nicht falsch beurtheilet. Ihr sagt: mit solchen fliegenden Witzen streue man nicht d e n S a a m e n k ü n f t i g e r T h a t e n

über unser Vaterland aus! O schonet mich! Ich bekomme Krämpfe, wenn ich von Saamen ausstreuen reden hören. Jetzt reden sie noch von säen, da doch ihr Korn schon längst geschnitten ist, und es nur an Dreschern fehlt, die es ausschlagen! Nun, ich war einer von den Flegeln, die Euch gedroschen; dankt es mir! Saamen ausstreuen! Man verliert alle Geduld. So macht Euch auch eine neue Erde für Euern Saamen, das wäre noch viel gründlicher. So wirkt man nicht — meinet Ihr. Wenn man meine Briefe gelesen, bliebe nichts übrig, es war ein glänzendes Feuerwerk! Bin ich ein Gott? Kann ich Euch den Tag geben? Ich kann Euch nur zeigen, daß Ihr im Dunkeln lebt, und dazu leuchtet ein Feuerwerk lang und hell genug. Es bliebe nichts übrig? Wenn man meine Briefe gelesen, bleibt noch die ganze Göttinger Bibliothek übrig. Wie! Ich hätte nichts gewirkt? Hört doch die argen Schelme an! Sie zanken mit mir, daß ich ihnen Wasser statt Wein einschenkte, und können doch vor Trunkenheit kaum den Vorwurf stammeln. Was nennt Ihr wirken? Was nennt Ihr die Menschen bewegen? Heißt Ihr das, sie bewegen, wenn es Euch gelingt, sie zu Eueren Gesinnungen hinüber zu ziehen? Wenn so, dann bin ich bescheidener als Ihr. Ich nenne es auch die Menschen bewegen, wenn es mir gelingt, sie fortzutreiben, entfernten sie sich auch von meiner Gesinnung. Sie gingen doch, sie blieben nicht länger stehen. Und das ist mir gelungen. Welche Begebenheit der Welt hat denn seit der großen Sontag das deutsche Volk so in Bewegung gesetzt als mein Buch? Nun freilich, der Sängerin haben sie den Wagen gezogen, und nach mir, der gepfiffen, haben sie mit faulen Aepfel geworfen; aber sie haben sich bewegt für mich, wie für sie, und die Bewegung war ihnen gut. Freilich haben sie die Sängerin mit Flötenliedern in den Schlaf gelullt, und mich haben sie mit einer gräulichen Katzenmusik aus dem Schlafe geweckt; aber bis vor Mitternacht haben sie vor meinem Hause gekesselt und geklappert, sie sind später zu Bette gegangen, sie haben drei Stunden weniger geschlafen. Ist das nicht Gewinn? Habe ich nicht die Röthe des Zornes in tausend blutleere Wangen gejagt, und seid Ihr denn so ganz gewiß, daß nicht manche schüchterne Schaamröthe das benutzt, sich leise, sachte auch dar-

über hinzuschleichen? Habe ich nicht manches kalte Herz entflammt? Mag nun die Flamme meinen Scheiterhaufen anzünden, oder den Weihrauch, den man auf meinen Altar gestreut — was geht das Euch an? Das ist meine Sache. Genug, es flammt. Seid nicht undankbar gegen einen Euerer treusten Diener, der mit den Andern geholfen, Euch aus dem Schlafe zu rütteln. Als der große Friedrich in seinen hohen Jahren schlafbegierig geworden, da, seiner Fürstenpflicht eingedenk, befahl er seinem Kammerdiener, ihn früh zu wecken und wenn er nicht gleich das Bett verließe, ihm die Decke vom Leibe wegzuziehen. Er murrte immer über die Gewalt; aber war er einmal munter geworden, dann lobte er seinen Diener. Trinkt nur erst Eueren Kaffee, und dann werdet Ihr es mir danken, daß ich Euch die Bettdecke vom Leibe weggezogen Die Zeit wird kommen, wo Ihr alle meine Vorwürfe ungerecht gemacht; und dann werdet Ihr die Ersten sein, es zu gestehen, daß sie einst gerecht gewesen.

Sie verlangen, ich solle ihnen die Bahn bezeichnen, auf welcher sie vorwärts zu schreiten haben. Wenn ich ein Narr wäre! Ich weiß oft nicht: spottet Ihr über Euch selbst, oder wollt Ihr mich zum Besten haben? Wie? Soll ich Euch Bücher schreiben? Soll ich reden von Preßfreiheit und Censur, ja nicht zu vergessen die Caution; von öffentlichen Gerichten; von Geschwornen; von Abschaffung des Neubruchszehnten, des Blutzehnten, und anderer Teufelszehnten; von Aufhebung der Frohnden und Zünften; von Aufhebung der Universitäts-Gilden; von persönlicher Freiheit; von einem gemeinschaftlichen deutschen Gesetzbuche; von gleichem Maße und Gewicht und gleichem Münzfuße; von Freiheit des Handels; von wahrer freier Volksvertretung; von starker Wehrverfassung gegen das Ausland? Von dem Allen sollte ich Euch sprechen? Hat es denn noch Keiner vor mir gethan? Habt Ihr geschlafen die letzten fünfzig Jahre? Dankt es mir doch, daß ich Euch den Buchbinder-Lohn erspare. Positives wollen sie haben! Wahrhaftig, sie haben es mir vorgeworfen, es sei gar nichts Positives in meinen Briefen. Positives! Und ihr Postament ist die ganze Erde! Ist es Euch noch nicht hoch, noch nicht breit genug? Traut Ihr seiner Dauerhaftigkeit nicht, und bittet mich, noch eine

Lage Positives aufzusetzen? Ich verbürge mich für seine Dauerhaftigkeit. Wagt es, wagt es endlich einmal, die Bildsäule der Freiheit darauf zu setzen. Oldenburger! — Doch nein, ich will mich nicht ärgern und Euch auch nicht. Doch könnt Ihrs nicht mit Freundschaft anhören, was ich Euch mit Freundschaft sage, daß Ihr Alle wie die Oldenburger Herren seid? Diese arbeiten jetzt an guten Communalschuhen, und sind diese fertig nach hundert Jahren, stecken sie die Füße hinein; und nach hundert Jahren stellen sie den Leib auf die Füße; und nach hundert Jahren stellen sie den Hals auf den Leib; und nach hundert Jahren setzen sie den Kopf auf den Hals; und nach hundert Jahren setzen sie den Freiheitshut auf den Kopf; und dann hat Oldenburg eine Constitution, so gut und so schön wie eine. O Oldenburger! Oldenburger!

Neue Ideen wollen sie auch von mir haben! Ein anderer Narr hat erzählt, er habe in meinem Buche nicht eine, nicht eine einzige neue Idee gefunden. Spannet alle Euere Professoren auf die Folter, und wenn sie Euch beim dritten Grade eine neue Idee bekennen, dann hat ihnen der Schmerz die Lüge abgepreßt, die sie widerrufen, sobald Ihr sie von ihrer Qual befreit. — Schweigt! Ihr wißt nicht, wie man Völker erzieht. Ich verstehe es besser. Ein Volk ist ein Kind! Habt Ihr einen hoffnungsvollen Knaben, geschmückt mit allen Vorzügen des Körpers, ausgestattet mit allen Gaben des Herzens und des Geistes; aber eine unheilbare Schwäche, eine schlimme Angewohnheit verunziert des Knaben gute Natur, oder für einen gemeinen Fehler hat er Strafe verdient — werdet Ihr, wie folgt, mit ihm reden? „Komm her Junge, küsse mich. Du bist ein herrliches Kind, meine Freude und mein Stolz; deine Mutter lobt dich, deine Lehrer rühmen dich, deine Kameraden bewundern dich. Und jetzt hast du eine Ohrfeige, denn du warst unartig gewesen. Und jetzt küsse mich wieder, theures Kind!" Nein, so handelt Ihr, so redet Ihr nicht, so thöricht seid Ihr nicht. Ihr gebt dem Knaben eine Ohrfeige und von dem Uebrigen schweigt Ihr. Darüber gehen seine schönen Eigenschaften nicht zu Grunde. War aber ein reifer und verständiger Mann bei der Züchtigung des Knaben, dann vernahm er wohl etwas in der schwankenden Stimme des

Vaters, das wie eine frohe Rührung klang; dann sah er wohl etwas in seinem Auge, das wie eine Hoffnungs=Thräne schimmerte. Dann küßte vielleicht der fremde Mann den weinenden Knaben, doch ganz gewiß tadelte er den Vater nicht.

Donnerstag, den 9. Februar.

Es erzählte mir Jemand aus der Zeitung, die Juden in Frankfurt würden mehrere Freiheiten bekommen; statt fünfzehn Paare jährlich, sollen künftig achtzehn Paare heirathen dürfen. O Zeitgeist! Zeitgeist! Wer kann dir widerstehen?

— Wenn * * * * zu Ihnen kömmt, binden Sie sich einen dicken Shawl um den Hals, denn er haut Einem den Kopf ab, ehe man sich's versieht. Das ist ein Jacobiner!

— In Preußen hat man den Juden das deutsche Predigen verboten. Ach ja, ich will es wohl glauben. Wie glücklich wären sie, wenn sie auch in den Kirchen, den Gerichten, auf dem Markte, in den Zeitungen und sonst überall, wo man mit der Menge spricht, die deutsche Sprache verbieten und dafür die hebräische einführen könnten, die Keiner verstehet! Hebräisch regieren — das wäre etwas himmlisches! Ein Punkt kann den ehrlichsten Mann an den Galgen bringen; ein Punkt, ein Strich mehr oder weniger, da oder dort, gibt dem Gesetze einen ganz andern Sinn; man kann das Recht kneten wie Butter und eine grobe Constitution so fein machen, daß sie durch ein Nadelöhr geht. Denkt daran, Ihr christlichen Minister! werdet Rabbiner und ich habe das erfunden! Auch will man jetzt in Preußen allen Civilbeamten Uniformen geben. Das ist die rechte Höhe der Tyrannei, der Superlativ, der Deutsche Superlativ des Monarchismus; es ist eine allerhöchste Spitzbüberei. Dadurch will man die Regierung ganz vom Volke trennen, die Beamten unter den Corporalstock der Disciplin bringen, Vaterlandsliebe in blinden Gehorsam verwandeln, und aus dem sitzenden Heere der Schreiber ein stehendes Heer machen; aus Richtern und Hofräthen Soldaten, welche die Feder statt der Flinte schultern, statt Patrontaschen Wappen tragen und Verordnungen und Strafen wie Patronen gebrauchen. Die

Kammergerichts-Assessoren werden Schildwache stehen müssen und die Referendaire des Nachts patrouilliren. Das Ministerium wird das Hauptquartier und jedes Amt eine Wachtstube. So verknechtet man das Volk, so verknechtet man seine Hüter, so verknechtet man Alles von der Hütte bis zum Throne, vom Bettler bis zum Oberknechte. Ach! so viele Umstände wären gar nicht nöthig. Die Preußen sind gute Menschen und leitsam wie die Hämmel. Der Kühnste unter ihnen, der Herr Professor von Raumer, ist noch furchtsam wie ein Spatz. Er hatte einmal den Muth, von der Galeerenbank der Censur wegzulaufen. Es war in den Schreckenstagen der Cholera, wo Jeder den Kopf verlor. Er hätte ihn freilich nicht gehabt, wäre nicht Sr. Excellenz, der Geheimerath von Raumer, Galeerenhauptmann und sein Onkel gewesen, auf dessen Schutz er rechnen durfte, wenn man ihn wieder erwischte. Indessen er hatte ihn. Gleich ließ er seine Heldenthaten, als sein eigner Homer, in die Allgemeine Zeitung setzen. Das war zu viel. Dagegen konnte ihn auch sein gnädiger Onkel nicht schützen, das griff die preußische Monarchie zu gefährlich an. Man befahl dem Professor Raumer, seinen kühnen Schritt zu leugnen, und er hatte die Feigheit, es zu thun und öffentlich bekannt zu machen, e r habe die Nachricht nicht in die Allgemeine Zeitung geschickt, er wisse nichts davon. Und hätte er wirklich nichts davon gewußt, er hätte das doch nicht erklären dürfen. Braucht man Uniformen gegen oder für solche Menschen? Herr von Raumer kam wieder zu Gnade und zu größerer als vorher. Denn nicht aufrichtige, treuergebene Diener will man haben, Menschen, die mit Herz und Glauben dem Absolutismus dienen; nein, Herz und Glauben sind der Tyrannei verhaßt, auch wenn sie ihr dienen. Man will freigesinnte, aber gottvergessene Menschen, die ein Gewissen zu verkaufen, die eine ursprünglich gute Gesinnung dem Teufel zu verschreiben haben. Die sucht man, die belohnt man am besten. Die kann man dem Volke zur Verführung aufstellen, als hohnlächelnde Beweise vorzeigen, daß Tugend nichts ist und Ehre eine Waare. So verknechtet, so entadelt man die Menschheit, daß sie Gott selbst nicht mehr erkennt und sie der Gewalt der Tyrannei überläßt.

Freitag, den 10. Februar.

Heute bin ich ganz vergnügt, daß ich gestern keinen Brief bekommen. Dafür bekomme ich ihn heute, oder jeder Funke der Menschlichkeit müßte in Ihnen erloschen sein. Haben Sie meine erschütternde Ermahnungen vom Neujahrstage schon vergessen? Warten Sie nur, dann schreibe ich Ihnen wieder einen Brief, der Ihnen das Herz in tausend kleine Stücke brechen soll.

Den gestrigen Abend brachte ich in einer *Soirée St. Simonienne* zu, bis gegen Mitternacht. Es ist eine wöchentliche Zusammenkunft, die, wie jede Andere, der geselligen Unterhaltung gewidmet ist, und keine besondere religiöse oder doctrinaire Bestimmung hat. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, welchen wohlthuenden Eindruck das Ganze auf mich gemacht. Es war mir, als wäre ich aus der Winterkälte einer beschneiten nordischen Stadt in ein Glashaus gekommen, wo laue Frühlingslüfte und Blumendüfte mich empfingen. Es war etwas aus einer fremden Zone und aus einer schönern Jahreszeit. Und doch war ich mit keinem vorbereitet günstigen Gefühle, sondern ganz anders, mit unfreundlichen Gedanken dahin gekommen. Ich hatte mir fest versprochen; dort findest du Menschen, die einem Jahrhunderte und einer Welt vorausgeeilt oder die Jahrtausende zurückgegangen, um das Kinderparadies der Menschheit aufzusuchen; und du findest sie mit den neuesten Gesichtern vom 9. Februar 1832, mit den Meinungen, Reden, Gesinnungen, Witzworten, Fragen und Antworten und dem ganzen ewigen Kalender aller Franzosen und Pariser. Ich fand sie nicht so. Es schwebte ein Geist heitern Friedens über diesen Menschen, ein Band der Verschwisterung umschlang sie Alle und ich fühlte mich mit umschlungen. Eine Art Wehmuth überschlich mich, ich setzte mich nieder, und unbekannte Gefühle lullten mich in eine Vergessenheit, die mich dem Schlummer nahe brachte. War es der magnetische Geist des Glaubens, der auch den Ungläubigen ergreift wider seinen Willen? Ich weiß nicht. Aber schweigende Begeisterung muß wohl mehr wirken als redende; denn die Reden der Simonisten haben mich nie gerührt. Dabei war Alles Lust und Freude, nur

stiller. Es wurde getanzt, Musik gemacht, gesungen: man spielte Quartetts von Haydn. Es waren wohl hundert Menschen, ein Dritttheil Frauenzimmer. Die Männer waren mit ihren Weibern gekommen! Das sieht man freilich in andern Pariser Gesellschaften auch; aber dort kommen und gehen die Männer mit ihren Weibern, während sie aber beisammen sind, findet eine Art Ehescheidung zwischen ihnen statt. Hier aber konnte ich erkennen, welcher Mann zu welcher Frau gehörte. Im Vorzimmer saß eine ganze Reihe Kammer- und Dienstmädchen. Sie kamen oft in das eine Gesellschaftszimmer, um durch die offne Thüre des Salons ihre Herrschaften tanzen zu sehen und singen zu hören. Diese Gleichheit gefiel mir sehr. Noch beim Nachhausegehen auf den Boulevards fühlte ich mich seelenwarm und ich ging zu Tortonie und aß ein Glas Plombieres, wobei ich Ihrer gedachte, besonders als ich an die Vanille kam. —

Es geht dem * * * wie vielen Deutschen, welche die Nebensache zur Hauptsache gemacht. Die französische Leichtigkeit ist bei ihnen zum Leichtsinn, das so nothwendige und darum verzeihliche sich Hervorstellen zur Zudringlichkeit geworden, und wenn sie sich als die gemeinsten Charlatane betragen, glauben sie Leute von Welt, feine Pariser zu sein.

An der deutschen Tribüne zu arbeiten, dazu habe ich keine Zeit jetzt. Aber ich thue es, sobald ich frei werde. Das ist ein Schlachtfeld, auf dem kein Mann, der sein Vaterland liebt, fehlen soll. Aber die Zeitung, wird sie noch lange bestehen? Sie hat bis jetzt der Censur getrotzt, wofür der Redacteur zu sechs-monatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt worden.

Ich schicke Ihnen heute den Herings-Salat. Es ist eine große Schüssel und Sie werden Durst darauf bekommen.

Herings-Salat.

Beim Thor, beim hohen Odin, und beim höchsten Bör, meinem erhabenen Ahn, dieser Knabe Alexis kämpft mit einer Berserker-Wuth, für die ihm einst in Walhalla ein Zwiebelkuchen duften

wird! Aber noch bedenke ich mich. Soll ich, oder soll ich nicht? Kennten mich nur die Menschen alle, fühlten es nur alle mit, welch einen Stolz ich aufzuopfern habe, wenn ich solchen niedrigen Troßbuben das Gesicht zuwende. Aber auch diesen Stolz lege ich auf den Altar des Vaterlandes, und wahrlich, hätte ich ihm alles zu verdanken, was ich ihm zu verzeihen habe — ich wäre ihm jetzt nichts mehr schuldig. Oder glaubt Ihr, es wäre nichts, mit einem Philisterchen zu rechten, das es geworden, wie es die Natur in einer langweiligen Stunde aus dem Kern einer Haselnuß geschnitzelt? Wenig für einen Mann von Ehre und Gefühl, sich vor ein Nürnberger Schächtelchen hinzustellen, wie es beschaffen, wenn eben der letzte Nachtlichtdocht herausgenommen: offen und leer — und es ernsthaft zu fragen, warum es nichts enthalte, und wo seine Seele hingekommen? Es ist viel. Und doch dauert mich der arme Schelm! Sie haben ihm heimlich Branntwein in seine Bierkaltschale gegossen, und der blasse blöde Junge, der früher nicht den Muth hatte, eine rothwangige Bauerndirne zum Tanze aufzufordern, stürzt hervor, wird ein Held, fliegt die Sturmleiter hinauf, und erwacht nicht eher aus seinem Taumel, bis eine starke Faust dort oben ihn mit einer Ohrfeige lachend in den Graben hinunter stürzt. Dann jammert er: Ach, Papa Schlessinger! Ach, lieber Papa Schlessinger! Ach, wäre ich doch freimüthig und zu Hause geblieben! Ach, hätte ich doch kein Handgeld genommen! Ach, wäre ich nur fort von hier, man erwischte mich kein zweitesmal! Thörichter Knabe! Trinke Milch und gehe nicht hin wo Werber zechen. Sie haben dir wohl versprochen, du solltest Hauptmann werden; aber du bliebest Trommelschläger dein ganzes Leben. Du dauerst mich.

Ich habe des großen B ö r, meines göttlichen Ahns, gedacht. Das war er, und darum nenne ich mich B ö r n e (Sohn des Bör). Mütterlicher Seite stamme ich von B e l s t a ab, des Riesen Bergthor Tochter, und Gattin des Bör. Keiner, der mich kennt, wird mich des Ahnenstolzes fähig halten; ich erwähne nur meine Abstammung, um jenen thörichten Menschen, welche glauben, daß eine hohe Geburt ein niederes Leben gut mache, und eine niedrige Geburt ein hohes Leben verderben könne, mir vorwerfen, ich sei als Jude geboren, und darum

weniger als sie — um ihnen zu zeigen, daß ich mehr bin, als sie, wie durch mein Leben, so auch durch meine Geburt. Der Ursprung meiner Familie geht hoch über das Christenthum hinaus, und ist noch älter als das Judenthum. Wir stammen aus der Lichtwelt, Mußpellheim war unser Wiegenland; Ihr aber stammt aus der Nebelwelt, von Nilfheim seid Ihr hergekommen, seid Imer's böse Kinder, und die verzwergten Enkel der langweiligen, aber einst gewaltigen Eisriesen. Einst heirathete ein Mann aus meiner Familie eine Frau aus der Eurigen, die Kuh Andumbia, und diese Verwandtschaft spüre ich bei naßkaltem Wetter in allen meinen Gliedern.

Zwei tausend Jahre vor Christus zog der mächtige Heimball, Nachkomme Bör's und einer meiner glorreichen Vorfahren, mit einem zahllosen Heere dem Mittage zu, um dort die Teutonen, die Nachkömmlinge Imers, aufzusuchen, und mit diesen seinen tückischen Vettern einen alten Rechtsstreit auszukämpfen. Nach langem und beschwerdevollen Zuge kam Heimball mit seinem Heere an der Grenze des feindlichen Landes an. Die Nacht war angebrochen, aus allen Stätten und Dörfern schallten die Sturmglocken, und zahllose Wachtfeuer brannten rings umher. Heimball's kampfbegierige Streiter jauchzten dem kommenden Morgen entgegen. Als der Held eben sein letztes Horn ausgeleert, und sich unter einer Eiche zur Ruhe legen wollte, wurde ihm eine Botschaft gemeldet. Es erschienen fünf und zwanzig Zwerge in seidnen Kleidern und mit hundert Bändern und Goldblechen behangen. Der Kleinste derselben trat hervor, warf sich Heimball zu Füßen, küßte sie, stand dann wieder auf und sprach: Allerdurchlauchtigster Fürst und Herr, Allergnädigste Geisel Gottes! Mein Herr, der König der Hofräthe, sendet mich zu Allerhöchstderen allerhöchster Person, und flehet Allerhöchstdieselben, ihn in diesen kritischen Zeiten mit keinem Kriege zu überziehen, weil deren heilige Person gerade beschäftigt ist, mit ihren getreuen Unterthanen die Stumme von Portici einzustudiren. Allerhöchstdieselben mögen geruhen zu bedenken, oder wollen geruhen zu bedenken, wie es meiner schuldigsten Ehrfurcht am angemessensten lautet, daß von dieser neuen Oper das Glück des ganzen Volkes der Hofräthe abhängt, und darum

geruhen gefälligst umzukehren, und Allerhöchstderen Königreich, das gesegnete Mußpellheim, wieder mit Allerhöchstderen Gegenwart zu beglücken. Mein Herr und König übersendet Ew. glorreichen Majestät durch meine unwürdigen Hände dieses blaue Band der schönen Sängerin, deren Hausorden, als ein Zeichen seiner Freundschaft und unwandelbaren Gesinnung, und bittet Allerhöchstdieselben mit Allerhöchstdemselben einen Allerhöchsten Zollvertrag abzuschließen, zu wechselseitigem Vortheile der beiderseitigen Höfe." Als darauf der Zwerg dem großen Heimball das kleine Ordensband umhängen wollte, aber kaum seine Knie erreichen konnte, brach darüber Heimball's Heer in solch donnerndes Gelächter aus, daß achtzehn von den Zwergen vor Schrecken umfielen und starben. Deren Anführer und Vormund riß sich die Haare aus dem Kopfe, warf sich Heimball abermals zu Füßen und sprach mit thränenden Augen: Allerdurchlauchtigstes göttliches Wesen! Mächtiger Beherrscher von Mußpellheim! Mögen Allerhöchstdieselben in Allerhöchstderen gerechtem Zorne, wenn ich mich alleruntertänigst so ausdrücken darf, es unserm unglücklichen Lande nicht anrechnen, daß einige schlechte Hofräthe sich erkühnt, in Gegenwart Allerhöchstderen geheiligter Person umzufallen und zu sterben. Es sind junge Leute, die erst vor zehn Jahren von Jena zurück gekommen, wo ihnen die Burschenschaft heillose demagogische Schwärmereien in den Kopf gesetzt. Wollen Allerhöchstdieselben Gnade für Recht ergehen lassen, und sich damit begnügen, daß wir zu Allerhöchstderen Satisfaction gleich morgen früh unsern Censor aufknüpfen, weil er, wie dieses Beispiel der frechsten majestätsschändenden Todesart lehrt, den revolutionären Grundsätzen nicht streng genug Einhalt gethan. Gnade! Friede! O, wäre die Stumme von Portici hier, daß sie selbst für uns reden könnte!" Heimball gerieth in den heftigsten Zorn und sprach: „Ihr feigen Hunde habt nicht den Muth mit uns zu kämpfen, und wollt uns meuchelmörderisch in den Rücken fallen! Ihr sprecht von Frieden, und im ganzen Lande erschallen die Sturmglocken! Ihr sprecht von Ergebenheit, und rings umher verrathen zahllose Wachtfeuer ein zahlloses Heer!" — Der Zwerg schlug sich vor die Stirn und erwiederte: „O jammervolles, o allerhöchstbetrübtes Mißverständniß! Allerhöchstdieselben geruhen nicht zu wissen, was

Sie sprechen! Allerhöchstdieselben geruhen falsch zu hören und falsch zu sehen! Was Serenissimus für Sturmglocken gehalten, ist nichts als das festliche Geläute, womit wir Allerhöchstderen erfreuliche Ankunft feiern, und was Allerhöchstdieselben geruhten für Wachtfeuer anzusehen, waren die Illuminationen, die im ganzen Lande der Hofräthe von der Polizei anbefohlen worden. O Gnade! O Barmherzigkeit!" Heimball gab dem Zwerge einen Fußtritt und sprach „Fort, Hunde, mit Tagesanbruch seht Ihr mich wieder!"

Nach Aufgang der Sonne stand Heimball mit seinem ganzen Heere im Gebiet der Hofräthe. Der Zwerg vom vorigen Tage trat abermals hervor und sprach: „Allerdurchlauchtigster, ich wünsche wohl geruht zu haben. Allerhöchstderen heiterer Blick verkündet uns Ruhe und Frieden. Der Censor ist gehängt und die Güter der achtzehn Demagogen, die gestern Abend eines revolutionären Todes gestorben, sind confiscirt worden. Ich bin von meinem Könige und Herrn bevollmächtigt, dem durchlauchtigsten Beherrscher von Mußpellheim eine Oper=Allianz anzubieten. Die beiderseitigen respectiven Höfe sollen auf ewige Zeiten ihre Sängerinnen und Tänzerinnen mit einander austauschen, zum größten Vortheile des Handels, der Industrie, der Moral, der Gesundheitspolizei und Bevölkerung der beiden Staaten. Um Allerhöchstdenselben die Kosten der Kriegsrüstung zu ersetzen, will mein König und Herr die Hälfte seiner Staaten an Ew. Majestät abtreten. Höchstderen allerunterthänigster Zwerg hat seinem Herrn dazu gerathen. Wir sind unserer Hofräthe, Domainenverwalter, Gardeoffiziere, Minister, Kammerherren, Oberstallmeister, Ober=Ceremonienmeister, Hofdamen, Maitressen, General=Intendanten, und Hofbanquiers in allem nur 814. Für diese bleibt die Hälfte des Landes groß genug und wenn die uns bleibenden Unterthanen zwei Mal so viel Steuer bezahlen, als früher, verlieren wir nichts an den Andern. Geruhen jetzt Ew. Majestät ein ganz unterthäniges Frühstück einzunehmen, und dann der General=Probe der Stummen von Portici huldreichst beizuwohnen."

Nachdem der Zwerg=Hofrath so gesprochen, erhob sich im Hintergrunde ein wildes Geschrei: Zu den Waffen, zu den Waffen! Keinen schmachvollen Frieden! Auf Brü=

-der! Es lebe Teutonia! Es lebe die Freiheit! Heimball schob die Hofräthe, welche die Aussicht hemmten, weg, um zu sehen, was hinter ihnen vorging. Da gewahrte er eine Schaar edler Jünglinge, welchen der Muth in den Augen blitzte, welchen Kampfbegierde die Wangen röthete, und, den Ruf zur Schlacht erwartend, freudig mit den Schwertern auf den Schild schlugen. Heimball mit seiner Heldenschaar, streckten froh bewegt ihre Arme den Heldenbrüdern entgegen und riefen: „Gruß, Liebe und Dank Euch Brüdern! Wir kommen, Ihr seid es werth mit uns zu streiten, und Sieger oder besiegt, in Walhalla trinken wir aus einem Horn!" Da erbleichte der Zwerg, sprang auf einen Stuhl, sah die tapfern Jünglinge zornig an und sprach: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht! Heimball's Kriegern bot sich darauf ein Schauspiel dar, worüber sie zu Bildsäulen erstarrten, und ihnen Schwert und Schild mit donnerndem Getöse aus den leblosen Händen fiel. Sobald die teutonischen Jünglinge gehört: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht! legten sie ihre Rüstung ab, zogen Schlafröcke an, stopften ihre Pfeifen und fingen an zu lesen und zu schreiben. Heimball sprach darauf zu seiner Schaar: „Auf, tapfere Genossen, flieht fort von hier. Wir sind gekommen mit Männern zu kämpfen, nicht mit Schulmeistern und ihren Knaben. Fort von jener bedauernswürdigen Jugend, fort von diesen verächtlichen Alten! Flieht und schaut nicht rückwärts, bis wir nach Mußpellheim gekommen." So verließ Heimball mit seinem Heere Teutonia, ließ aber zur Bewachung der Hofräthe sechs Mann und einen Unteroffizier zurück."

Dieser Unteroffizier war Heimball's jüngster Sohn, der aber trotz seiner königlichen Abstammung nicht besser gehalten wurde, als der gemeinste Krieger. Nachdem aber sein Vater fortgezogen war, und der junge Mensch sich selbst überlassen blieb, konnte er den Schmeicheleien und Kriechereien der Hofräthe nicht lange widerstehen. Er verweichlichte, sein reines scandinavisches Blut artete aus, und von dem vielen Essen und Trinken, das man ihm alle Tage vorsetzte, bekam er die Gicht, welche Krankheit sich durch länger als zweitausend Jahre in seiner Familie fortgeerbt. Vier und zwanzig hundert Jahre nach Heimball reiste ein Nachkömmling jenes Unteroffiziers, Namens

Widar, wegen seines Podagra's nach Baden bei Rastadt. Auf dem Wege dahin, im Würtembergischen Städtchen Mergentheim, lernte er ein schönes Mädchen kennen, Namens Goldchen, Tochter des Juden Baruch. Er verliebte sich in sie, und verlangte sie zur Gattin. Er erhielt sie unter der Bedingung, ein Jude zu werden und den Namen Baruch anzunehmen. Widar lernte in Baden den berühmten Dichter Robert kennen, der ihn Tag und Nacht um Stoff zu einem Drama quälte. Widar erzählte ihm seine eigene Lebensgeschichte und daraus entstand Robert's europäisches Schauspiel: Die Macht der Verhältnisse. Darauf zog Widar oder Baruch an den Main, da, wo später Frankfurt erbaut wurde. Die Gegend gefiel ihm und er ließ sich da nieder. Sein Haus stand an der Stelle, wo jetzt in Sachsenhausen die untere Mühle liegt. Nach und nach siedelten sich viele Heiden und Juden dort an, und es entstand eine Stadt, die Widar nach seinem Namen nannte. Dieses zeigt auch das Wort Frankfurt ganz deutlich; denn Frank heißt im scandinavischen Wi, und furt heißt dar. Also waren es Juden, die Franfurt gegründet, und S. T. der Herr Senator Dr. Schmitt Wohlgeboren, waren daher im größten Irrthum, als sie gegen mich, der die Rechte der Juden vertheidigte, vor einigen Jahren im Gelehrtenvereine bemerkten: die Juden könnten keine Bürger sein in Frankfurt, weil es vor 1500 Jahren Christen gewesen, welche Frankfurt erbaut. Gerade im Gegentheile. Wenn hier die Religion ein Recht geben oder nehmen könnte, wären die Frankfurter Juden die einzigen Bürger, und die Christen wären blos Schutzchristen, welche die Juden in eine Christengasse einsperren und ihnen verbieten dürften, mehr als zwölf Ehen jährlich zu schließen, damit sie nach und nach aussterben, und den Handel der Juden nicht ganz zu Grunde richten.

Auf diese Weise ist meine früher heidnische Familie eine jüdische geworden, und ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Ich aber, als im Jahre 1818 die jüdische Familie Rothschild so übermächtig wurde, beschloß zum Christenthume überzugehen; denn es war immer meine Neigung, es mit der schwächern und unterdrückten Partei zu halten. Der Pfarrer wollte mich aber unter dem Namen Baruch

nicht taufen, und darum nahm ich den Namen B ö r n e an, um hiedurch das zerrissene Band mit meinem Ahnherrn, dem göttlichen Bör, wieder fest zu knüpfen. Seitdem heiße ich also B ö r n e und nicht *Baruch modo Bœrne*, wie das Frankfurter Polizei-Protokoll ohne Punkte vom 5. December sagt. Ich habe den Namen mit Wissen und gnädigster Erlaubniß meiner hohen Obrigkeit angenommen. Wenn ich von mir selbst spreche, heiße ich kurzweg B ö r n e; wenn aber andere von mir sprechen, heiße ich H e r r Börne. Und ich heiße mit viel größerem Rechte Herr, als irgend ein Frankfurter Senator der drei Bänke, den ältern und jüngeren Bürgermeister nicht ausgenommen. Denn ich bin wahrer Herr, ich diene keinem, ich bin keiner Macht Unterthan. Ich diene nur der Wahrheit und dem Rechte, ob es mich zwar nur soweit angeht, daß ich selbst es nicht zu verletzen habe. Wäre ich aber eine obrigkeitliche Person, ein Richter, ein Senator, ein Bürgermeister; wäre das Recht meiner Mitbürger meinem Schutze anvertraut und irgend eine zahnstochernde Excellenz, dem etwa einer meiner Schutzbefohlenen wegen der Form seiner Nase mißfallen, lächelte mir beim Desert den Befehl zu, dessen Recht zu kränken, ließ ich lieber meinen armen Leib in tausend Stücke hauen und ihn als Fraß den Schweinen vorwerfen, als daß ich meine unsterbliche Seele um das Spottgeld eines solchen Lächelns verkaufte. Also H e r r Börne heiße ich und werde jedem zu begegnen wissen, der mir mein H e r r anrührt. Als vor einiger Zeit einige junge Leute von der Gesellschaft der V o l k s f r e u n d e, wegen Vergehen, die mit fünfjähriger Einsperrung bestraft werden können, vor ihren Richtern standen, und angeschuldigt auf diese Weise, ihre Vertheidigung auf eine, wenn auch nicht strafwürdige, doch höchst straffällige Weise führten; Recht und Ordnung, ihre eigenen Richter, den König und die Verfassung verhöhnten und bei dem Verhör der Gerichts-Präsident die Angeklagten beim Namen rief, ohne H e r r vorzusetzen; da sprach R a s p a i l, einer derselben, zum Präsidenten: „Wenn ich das Wort an Sie richte, nenne ich Sie H e r r P r ä s i d e n t; wenn Sie mit uns sprechen, sagen Sie blos R a s p a i l, H u b e r t, T h a u r e t. Doch sind wir gleich vor dem Gesetze; geben Sie uns die Eigenschaft, die wir Ihnen selbst ertheilen.

Die Achtung, die Sie von uns selbst zu fordern das Recht haben, sind Sie auch uns schuldig." Lautes Bravorufen der Zuhörer folgte auf diese Anrede. Der Präsident aber nahm keine Rücksicht darauf und fuhr fort, Raspail zu sagen, ohne Herr. Darauf sprach Raspail: „Herr Präsident, nennen Sie mich Herr Raspail, ich verlange es; nicht für mich (man weiß, wie wenig wir auf so nichtige Dinge halten), aber ich fordere es im Namen der Würde der Vertheidigung und der Achtung, die man den Angeklagten schuldig ist. Die Beklagten, die man alle Tage auf diese Bänke schleppt, sind gewohnt vor Ihnen zu zittern. Nun wohl! Sie mögen sich selbst achten lernen, es ist ein gutes Beispiel, das wir ihnen geben." So wie Raspail vor den Assisen, stehe ich jetzt vor der Frankfurter Polizei. Mein Verbrechen ist mir unbekannt; aber die mir drohende Strafe ist fürchterlich. Wenn ich verurtheilt werde, muß ich den Galeeren-Dienst bei diesem Amte versehen. Darum sage ich im Gefühle meiner Würde dieser Polizei: „Madame! Wenn ich Sie anrede, nenne ich Sie Madame; nennen Sie mich Herr. Die Achtung, die ich Ihnen bezeuge, sind Sie auch mir schuldig. Den Doktor erlasse ich Ihnen, auch meine übrigen Titel, deren ich viele habe, brauchen Sie mir nicht zu salviren, auch dem Wohlgebornen entsage ich. Aber nennen Sie mich Herr Börne, ich bestehe darauf."

— Auf dieses Tutti lasse ich ein Solo folgen; denn ich spiele ein unparteiisches Doppel-Conzert, indem ich zwar als Componist und Concertgeber mir die erste Stimme vorbehalte, doch zur gehörigen Zeit mit der zweiten abwechsle. Jetzt kömmt die Reihe zu geigen an den Meister Alexis. „Noch nie habe ich ein Buch mit so steigendem Widerwillen, bis es zuletzt völliger Ekel wurde, durchgelesen. Börne ist ein deutscher Ultraliberaler, sagen Sie. Mein Gott, reicht denn das Wort aus, diesen Inbegriff von knabenhafter Wuth, pöbelhafter Ungezogenheit, diesen bodenlosen Revolutionsgeist, diese hohle, ans alberne streifende Begeisterung für negirende Begriffe auszudrücken, ja nur zu bezeichnen? Thut man nicht unsern Liberalen Unrecht, Börne als einen ihres Gleichen zu nennen? Mich dünkt, so etwas von erschütternd Nichtigem, in einer abschreckenden Gestalt, ist noch nicht da gewesen, wenigstens nicht in der deutschen Literatur.... Es

wälzt sich in Gemeinplätzen, in einem bachantischen Taumel, oder wie jener irische Häuptling, der sich vor der Fronte in den Koth warf, um sich abzukühlen, wenn ihn das Fieber brannte. Es juckt ihn und er kratzt sich, daß es eine Lust ist." Noch einmal, mich dauert der arme Schelm! Vor vierzig Jahren hatte irgend ein pfuschender Naturgesell, von Lappen, die er seiner Meisterin gestohlen, dem kleinen hagern Seelchen Röckchen und Höschen zusammengeschneidert. Zur Ruhe, zum Sitzenbleiben und zum Referiren geboren, war dem Seelchen das enge Kleidchen weit genug und die Nähte hielten. Aber da schlägt ein Blitz in seiner Nähe nieder, das Seelchen erschrickt, springt auf, zum ersten Male bewegen sich die Glieder, die knappe Sprache platzt, Lumpenworte hängen herum, und dem armen nackten Seelchen kann man alle Rippchen zählen. Edler! Warum bist du erschrocken? Nicht dir galt der Blitz; Lorbeeren verschont er. Uebrigens nehmen Sie mir es nicht übel, wenn ich mehreremale Du zu Ihnen sage. Zuweilen rede ich in Streckversen, und dann dutze ich jeden ohne Unterschied des Ranges, der mir in den Weg kömmt. Aber eines bitte ich Sie mir zu erklären. Ich erinnere mich ganz genau: es war im Jahre 1819, nach dem Karlsbader Congresse, da nahm ich Assafötida ein, und zwar in Mixtur; denn ich verabscheue die feigen Pillen. Es war ein einziger Löffel voll, es war der Ekel einer Minute und der Schauer von fünf Minuten. Aber hinge mein Leben davon ab, ich nähme keinen zweiten Löffel Assafötida. Sie aber, mein Bester, haben mehrere Stunden an meinem Buche mit immer steigendem Ekel gelesen! Wie ertrugen Sie das? Wer hieß Sie das? Wer bezahlte Ihnen das? Oder finden Sie solche Freude am Ekel, daß Sie ihn gutwillig suchen, warum erbrechen Sie sich vor den Augen aller Welt? Ich das artig? Thut das ein wohlerzogener Mensch? Zwar haben es die alten Römer auch gethan, aber Sie sind kein alter Römer, sondern im Gegentheil ein Referendair. Zweitens, beantworten Sie mir die Frage: ist das Literarisch Unterhaltungs-Blatt ein Nachtgeschirr? Endlich möchte ich wissen, wo sie gelesen, daß ein irischer Häuptling sich durch ein Schlammbad vom Fieber geheilt? Ich habe eben das Fieber, aber es nützt mir nichts.

Alexis: „Von diesem in ihm kochenden Grimme merkte man wenig, als er vor einigen Jahren eine Reise durch Nord-Deutschland machte. Man wußte bis dahin nicht viel mehr von ihm, als daß er um Frankfurt herum berühmt sei .... Die Meisten hörten zum ersten Male von ihm, weil er ins Morgenblatt eine Kritik über die Sontag einrücken lassen, und so wurde er in Berlin präsentirt." „Es ist der Mann, der über die Sontag geschrieben." Theurer Freund! Du gleichst dem Geiste, den du begreifst. Du saubergewaschenes, kuchenlächlendes, bimmbammelndes Sontagskind, erkennest nur den müßigen, schöngeputzten, lustigen Sonntag in mir; aber die Wochentage voll schwerer Sorgen, saurer Arbeit und lohngeiziger Bezahlung, die hast du nicht erkannt. Ja, es kochte damals, wie später der Grimm in mir, nur heißer noch; denn als in den Juli-Tagen der Vulkan sich in einem Feuerstrome Luft gemacht, da wurde mit Millionen Herzen auch das meinige friedlicher und stiller. Damals aber, da die Freiheit nur erst rauchte und knabenhaft mit Steinen warf nach der Tyrannei, da, zu stolz zum Kinderspiele, verschloß ich meine Brust, und ließ den Grimm darin kochen zum spätern Gerichte. Hättest du meine Glut geahndet, schwammiger Alexis, du wärest entsetzt vor mir weggelaufen, und hättest dich vor Angst in ein Wasserfaß gestürzt. Vielleicht hörtest du zuweilen, wie es siedete in mir; aber du dachtest wohl, ich summe ein Sonntags-Liedchen und liebtest mich darum. Doch über den Narren! daß er noch selbst herbeischleppt, was er verstecken sollte, damit es mein Spott nicht finde. Ja freilich, so ist es, man wußte in Berlin nichts von mir, als daß ich über die Sontag geschrieben, und so wurde ich jedem vorgestellt: es ist der Mann der über die Sontag geschrieben! Wenn ich jener Tage gedenke — doch ich will erst das Feuer schüren; mich friert, wenn ich daran denke. Komme her, Muse, setze dich zu mir beim Kamin und erzähle mir von jenen Tagen. Aber sei vernünftig und kichere nicht.

Ich wohnte in der Stadt Rom und doch war es fürchterlich kalt. Aber es war die Stadt Rom unter den Linden. Am zweiten Tage nach meiner Ankunft, Morgens zwischen zehn und zwölf Uhr und 22 bis 24 Grade, kamen Robert und Hering zu mir, schwarz ge-

kleidet, in seidenen Strümpfen und überhaupt sehr festlich zubereitet. Ich saß gerade beim Kaffee. Börne! sagte Robert, trinken denn die Geister Kaffee? Darauf sah er Hering an und wartete auf eine günstige Rezension seines Einfalls. Hering aber, der seinen Beifall für sich selbst aufsparen wollte, sprach: „Warum nicht? Im Kaffee ist Geist, schöne Geister begegnen sich, darum trinkt Börne Kaffee." Darauf sagte er: O Börne! Sontag! Göttlich! und fiel mir laut schluchzend um den Hals. Robert aber sprach, mit bewegter doch fester Stimme: ermannen Sie sich, Referendair; wir wollen gehen, das Volk harrt Ihrer, Börne. Wir gingen. Vor dem Hause begegnete uns ein Mann; wir blieben stehen. Hering sprach: Hofrath! Börne! Der Hofrath war erstarrt und rief: Börne? Sontag — göttlich! dann ging er. Nach zehn Schritten kam wieder ein Mann. Robert sprach: Hofrath! Börne! Der Hofrath war erstarrt und rief: Börne? Sontag — göttlich! Etwas weiter begegnete uns wieder einer. Hering sprach: Hofrath! Börne! Der Hofrath war erstarrt und rief: Börne? Sontag — göttlich! So wurde ich unter den Linden vier und dreißig Personen vorgestellt, die alle Hofräthe waren. Endlich erreichten wir den Pariser Platz. Ich hoffte meine Leiden würden jetzt geendigt sein; aber nein. Man schleppte mich dem Thiergarten zu. Unter dem Brandenburger Thor machten wir halt. Hering blieb mir zur Seite, damit ich nicht entwischte; Robert aber stellte sich mir gegenüber, zog ein dickes Manuscript aus der Tasche, es waren gewiß hundert Bogen, ich zitterte wie ein Espenblatt, und er fing zu lesen an. „Heil dir im Siegeskranz, Vater des Vaterlands!" — Da schlug sich Robert vor die Stirn und rief: ich Esel! da habe ich den Waldfrevel statt der Rede eingesteckt! Schadet aber nichts, ich weiß sie auswendig. „Edler Börne. Hier unter diesen Pferden, die einst die Franzosen schmachvoll nach Paris geführt, die wir aber glorreich wieder zurückgebracht; hier unter diesen Pferden, wo Jahn einem Turnjungen Ohrfeigen gegeben, weil auf die Frage: was er jetzt denke? der Junge geantwortet: er denke gar nichts, worauf Jahn gesagt: er solle daran denken, wie man die Pferde wieder schaffe; hier unter diesen Pferden denke ich" .... Lieber Robert, fiel ich in's Wort, ganz Berlin weiß, daß Sie unter Pferden ein den-

kendes Wesen sind, aber ... doch Robert ließ sich nicht einhalten und fuhr fort: „Hier unter diesen heiligen Hallen, glücklich nachgebildet den Propyläen in Athen, welche eben so viele Talente zu erbauen gekostet, als Sie besitzen, nämlich tausend und zwölf; hier unter diesen schönen Talenten — ich wollte sagen Propyläen — wo einst die verdienten Männer des Alterthums auf Kosten unsers geliebten Königs verpflegt worden, freie Kost, Wohnung, Heizung und Wäsche hatten, täglich eine Flasche Champagner, und monatlich hundert Thaler Taschengeld“ .... Der Referendair fiel hier dem Robert ins Wort, und sagte: lieber Robert, Sie faseln. Sie verwechseln Propyläen mit Prytanäen. Robert aber erwiederte ärgerlich: Prytanäen oder Propyläen, das ist mir alles eins. Er wollte fortfahren; ich aber, halb todt vor Hunger und Durst, raffte alle meine Kraft zusammen und sprach: „Lieber Robert! In den Prytanäen oder Propyläen, denn weil es Ihnen alle eins ist, ist es mir auch alle eins, bekamen die verdienten Männer des Vaterlandes, wenn sie Hunger hatten, ein Gebackenes zu essen, das man Madsa nannte. Sind Sie der Meinung, daß das Wort Mazza, womit Ihre Glaubensgenossen das ungesäuerte Brod bezeichnen, das sie an ihrem Pascha essen, mit jenen griechischen Madsa verwandt sei? Ich bin nicht der Meinung, sondern ich stimme mit der des berühmten seligen Wolf überein, der in seiner Prolegomenon zum Homer gezeigt, daß das griechische Madsa, nichts anders gewesen, als ein Berliner Pfannkuchen. Ach, lieber Robert! Ach, theurer Alexis! wie glücklich wäre ich, wenn ich jetzt ein Dutzend Pfannkuchen hätte! Aber wohlverstanden, von den Guten in der Jägerstraße, mit einer Zuckerglasur und mit Aprikosen gefüllt.“ Robert, an den Rest seiner Rede denkend, sagte schmerzlich lächelnd: Herr, dein Wille geschehe! Sie führten mich zurück. Bald kam ein Mann, wir blieben stehen, und Hering sagte: Justizrath! Börne! Der Justizrath erstarrte und sagte: Börne! Sontag — göttlich! Das wiederholte sich alle zehn Schritte, bis unter die Stechbahn. Dieses Mal aber waren es lauter Justizräthe. Endlich traten wir bei Justi ein, und dort wurde ich im Namen der preußischen Monarchie von deren Stellvertretern mit Pfannkuchen, Chocolate und Madera bewirthet. Hering überreichte mir den ersten

Pfannkuchen auf silbernem Teller, und sprach: Börne! Dieser Pfannkuchen ist ein Bild Ihrer schönen Seele! Darüber mußte ich aber in ein so unbändiges Lachen ausbrechen, daß ich die Chocolade umstieß, die herabfloß und mir ein ganz neues schwarzes Kleid zu Grunde richtete, das mir am nämlichen Morgen erst der Schneider gebracht hatte. Denn am Tage vorher, dem zweiten meiner Ankunft in Berlin, waren mir meine Kleider aus dem Zimmer gestohlen worden, woraus ich erkannte, daß Preußen wirklich eine von republikanischen Institutionen umgebene Monarchie sei; denn je freier ein Volk, je schlechter ist seine Polizei. In Paris wurde mir nie etwas gestohlen.

Und diese Menschen, die mir einen Purpurmantel umgeworfen, mich unter den Linden im Triumphe herumgeführt, vor mir hergingen wie Haman vor dem Mardochai, und ausriefen: so ehrt Ahasverus den Mann, der über die Sontag geschrieben! — diese Menschen, die mir tausend und zwölf Talente angeschmeichelt und meine Seele mit einem Pfannkuchen verglichen — machen mir jetzt die größten Grobheiten, aus Todesfurcht, Herr von Arnim, der Polizei-Präsident möchte es erfahren, daß sie bei einem Essen, das sie mir im Café Français unter den Linden gegeben, allen Königen den Tod zugetrunken!

Alexis: „Ihm zitterte das Herz unter seiner Brust, und die Brücke unter seinem Gesäß beim Gedanken, daß auf derselben Brücke der erste Freiheits-Kämpfer des Juli gefallen.“ .... Ach, die Nase! Die Königsnase — darauf sitzen jetzt schon dreihundert Mücken! .... Meinen Jammer, daß „deutsche Genies“ hungern mußten, den lobt und billigt der Philister; doch das ist seine einzige Unparteilichkeit .... „Man kann ihm keine größere Freude machen, als wenn man ihm deutsche Dummheiten mittheilt.“ Danke, lieber Herr! — „Der Patriot fingirt, daß ihm jemand aus Oesterreich folgendes schreibt.“ Das haben die andern Philister auch gesagt: ich hätte den Brief gedichtet, denn ich hätte den Muth nicht gehabt, in meinem eigenen Namen gegen Goethe zu schreiben; sie wollen mich nur allein stellen, alle Schuld auf mich allein häufen; das ist ein Pfiff, den sie von irgend einem abgesetzten Polizei-Diener gelernt.

Vielleicht hoffen sie auch auf diese Weise, mir den Namen des braven Mannes abzulocken, der den Brief geschrieben. O! geht, geht. Ich bin ein gerader schlichter Mann, aber für euch bin ich noch zehntausendmal zu schlau.

Der Referendair hat mir auch vorgeworfen, ich hätte nichts gelernt, ich wäre ein unwissender Mensch! Oder hat es mir Robert vorgeworfen, oder Pittschaft, oder ein Anderer? Die vielen Grobheiten haben mich ganz verwirrt gemacht; daher kann ich unmöglich darüber Buch und Rechnung führen. Ich muß es mit meinen Gegnern machen, wie es einmal Schinderhannes mit einem Trupp Juden gemacht, der ihm in seine Hand gefallen. Er zwang sie alle, ihre schmutzigen Stiefel auszuziehen; diese warf er untereinander und befahl ihnen, sie jetzt wieder anzuziehen. Nun hätte man das Geschrei und Zanken der Juden hören müssen, wie sie einander in die Haare fielen und sich die Stiefel aus den Händen rissen. Schinderhannes stand dabei und hielt sich die Seiten. Wie kommt es aber, daß mich noch keiner von euch Schinderhannes genannt? Ihr seid doch im S eures Schimpfwörterbuchs und schon über die Schmeißfliege hinaus. Aber jetzt ist es zu spät. Wer mich jetzt Schinderhannes nennt, der ist nichts als ein schlechter Nachdrucker. Ich verwahre feierlich meine Rechte auf den Schinderhannes, und der hohe deutsche Bund wird es gewiß nicht zugeben, daß man den 18. Artikel der Bundesakte übertrete, und meine Schriften ganz, oder zum Theile nachdrucke.

Also Einer von meinen Gegnern sagte, ich wäre ein unwissender Mensch. Ich? Wie viele Gelehrte gibt es denn in Deutschland außer mir, die einem armen Scribenten zu rathen wissen, wie er es zu machen hat, mit seinem Einkommen auszukommen, daß er nicht nöthig habe, für Tagelohn zu schimpfen? Er muß es machen wie der Thrazier Paräbius, der Freund des Königs Phinous. Er muß der Nymphe Thynis einen Altar errichten, dann wird es ihm nie mehr an Lebensmitteln fehlen. Ich weiß freilich nicht, wer der Apollonius ist, der die Geschichte des Paräbius erzählt — ob Apollonius Liminus, des Cressus Freigelassener, der correcteste Schriftsteller aller Zeiten, denn er hat nie etwas herausgegeben;

oder Appollonius der Rhodier, von dem man ein berühmtes Heldengedicht vom Argonautenzuge besitzt; oder Apollonius Cronus, der Philosoph aus der Megarischen Schule; oder Apollonius Parga, der berühmte Mathematiker, welcher ein Meisterwerk von den Kegelscheiben herausgegeben; oder Apollonius von Tyana, der Pythagoräer, von dem man die unglaublichsten und lächerlichsten Wunder erzählt, (so soll er in der kurzen Zeit von zehn Jahren einen ganzen Monat des Freimüthigen zweimal durchgelesen haben) — aber ein einzelner Mensch kann nicht alles wissen. Dagegen weiß ich, daß Carme die Tochter Eubulus und Enkelin Carmanors war, und daß Jupiter mit ihr die Britonortis erzeugte, und daß diejenigen Gelehrten, welche, wie Schwabe in seinem mythologischen Lexikon, behaupten, die Carme wäre eine Tochter des Phönix und Enkelin des Agenors gewesen, crasse Ignoranten, jämmerliche Wichte, verfluchte Kerls, und elende Schmeißfliegen sind, welchem Gesindel man einmal auf die Finger klopfen muß, daß etwas Furcht hineinfährt. Ich habe gelernt, daß man sich sehr hüten müsse, die *Δειπνα απο σκυριδος* der Griechen mit den Sportulis der Römer zu verwechseln, daß man ungebetene Gäste *σκιας* nannte und ich weiß auch den Grund davon. Nicht weniger ist mir aus meinen Studien bekannt, daß man bei den Römern diejenigen Causarii nannte, welche wegen Kränklichkeit vom Kriegsdienste befreit werden mußten, daß aber, weil dabei oft Betrügereien vorgingen, bei ausbrechendem Kriege strenge Untersuchungen angestellt wurden, weßwegen der hohe Frankfurter Senat, als er den Beschluß gefaßt, mich bei der Polizei anzustellen, welches ein Kriegsdienst ist, ein Platz im Genie-Corps, und da Einer der Senatoren die Einwendung gemacht: meine Kränklichkeit verstatte mir nicht, diesen Dienst zu versehen, erklärte: nun, so solle ich im Dezember von Paris nach Frankfurt reisen, um mich von dem dortigen Stadtphysikus untersuchen zu lassen! Und weiß ich nicht, daß, thät' ich dies auch, es mir nichts nützen würde, weil, wenn auch der Frankfurter Stadtphysikus mich aus alter Freundschaft krank machte, ich doch dienen müßte, da, so oft ein Tumult entsteht, oder die Stadt in höchste Noth geräth, gar keine Entschuldigung angenommen wird? War aber

nicht neulich in Frankfurt ein Tumult wegen der Thorsperre, und ist nicht die Stadt durch die preußische Mauth in die höchste Noth gerathen? Das Alles weiß ich, und ich wüßte noch tausendmal mehr, wenn ich aus Funke's Real-Schullexikon, worin ich das Zeug gestern Abend gelesen, noch einige andere klassische Werke von zu Hause mitgenommen hätte, wie: Eschenburg's Handbuch der klassischen Literatur; Heliodore die Lautenspielerin aus Griechenland; Thibault's Pandekten und Robert's Waldfrevel. Und jetzt kommen solche Mordbrenner, solche Mauerbrecher, Dornbüsche, lächerliche Thoren, heillose Gesellen und jämmerliche Wichte, und erfrechen sich zu sagen, ich hätte nichts gelernt! Aber ich werde dem seichten Geschwätze dieser elenden Schmeißfliegen bald ein Ende machen. Ich beschwöre Sie, lassen Sie auf der Stelle aus meinem Hause den großen Koffer holen, der in der Dachkammer steht. Nicht den englischen Koffer; denn darin liegen bloß meine Novellen, Romane, Tragödien, Vaudeville's, Romanzen, Xenien, und eine deutsche Uebersetzung von Willibald Alexis Schriften — welche mir alle zu meinem ernsten Zweck nicht dienen können. Sonder den größeren deutschen Koffer, welcher mit einem Felle überzogen ist, den drei Latten festhalten. Darin liegen meine gelehrten Manuscripte. Ferner ein großes gelbes Felleisen, worin die zu meinen Werken gehörigen Citate gepackt sind. Ganz oben im Koffer liegt ein Verzeichniß sämmtlicher Manuskripte, wovon ich eine Abschrift mit nach Paris genommen. Ich bitte Sie nun inständig, aus dem Koffer diejenigen Manuscripte zu nehmen, die ich Ihnen mit den Nummern bezeichnen werde, und sie mir durch die Post hieher zu schicken. Nur vier oder fünf will ich drucken lassen: das wird ganz hinreichen, der Welt zu zeigen, wer ich bin. Aber, um des Himmelswillen, lassen Sie den Koffer und das Felleisen in Ihrer alleinigen Gegenwart öffnen und untersuchen, aber ja keinen Ihrer gelehrten Freunde dabei sein. Es könnte mir Einer ein Manuscript, oder gar einen Gedanken, oder gar ein Citat stehlen; denn die Gelehrten haben in solchen Dingen weder Schaam noch Gewissen. Ich wünsche also zu haben: „No. 189. *De Confectione tractarum Berolinensium.* Auctore L. Boerne 1826. No. 214. *De captura barengorum* 1831. No. 215. Deutsche Uebersetzung des

nämlichen Werkes: Von dem Heringsfange. Mit Zeichnungen. Nr. 333. Commentar über die Gesetzgebung der geheimen Polizei, nach englischen und nordamerikanischen Grundsätzen bearbeitet. Mit Anmerkungen von Wurm. Endlich mein Hauptwerk: Nr. 709. Vollständiges Verzeichniß aller Trauerspiele, Lustspiele, bürgerlichen Schauspiele, Liederspiele, Melodramen und Opern, welche auf sämmtlichen deutschen Bühnen vom Jahre 1774 bis zum Jahre 1827 aufgeführt worden sind, nebst Angabe der darin aufgetretenen Schauspieler und Schauspielerinnen, Sänger und Sängerinnen, und Nachweisungen aller über die theatralischen Leistungen Deutschlands erschienenen Kritiken. Nach den Quellen bearbeitet von Ludwig Börne, und mit einer Vorrede von Ludwig Robert, zwölf Theile. Ich wollte dies Werk schon verflossenen Sommer in Baden drucken lassen, ließ mich aber durch Robert davon abwendig machen. Er widerrieth mir wegen der stürmischen Zeit, in welcher alle Talente untergingen. Ich hätte mich aber von Robert nicht sollen abwendig machen lassen. Grobe und schwere Talente, wie die Seinigen, gehen freilich leicht unter; aber meine, leicht wie Nußschaalen, schwimmen oben und haben keinen Sturm zu fürchten. Ich werde das Manuscript dem Herrn Brockhaus anbieten, der es gewiß gern verlegt, da es ein deutsches Nationalwerk ist, und gleichsam eine Fortsetzung von Ludens Geschichte der Deutschen. Es ist nur ein Jammer, daß er so schlecht bezahlt.

Der Referendair Hering oder Willibald Alexis, wie er mit seinem Süßwasser-Namen heißt, baut ein Pantheon für die großen deutschen Männer und stellt die Büsten von Menzel, Pustkuchen, Heine und Börne hinein .... Wie kömmt Pustkuchen hier her? Pustkuchen hat gegen Goethe geschrieben, und wer gegen Goethe schreibt, den hohen Priester von Karlsbad, ist ein Revolutionär. Hering macht die Inschrift für genannte Büsten. Als er aber an die von Heine kömmt, zupft ihm einer am Rock. Ich weiß nicht, wie er heißt, es ist aber Jemand von der hohen Polizei. Der sagt

ihm etwas in's Ohr, worauf der Referendair ein pfiffiges Gesicht macht, und lispelt: ich verstehe! Der Wesbinder, der deutsche Pantheos, schreibt nun, statt der Inschrift zu Heine's Büste, Folgendes von ihm: „Heine hat — doch halt! ich denke lieber an das, was Heine noch thun wird. Heine hat, so lang es eine kitzliche Opposition war, als Liberaler gefochten, jetzt ist er es nur noch aus jugendlichem Muthwillen. Sein Talent will Beschäftigung haben. Ich hoffe, die Zeit zu erleben, wo er denselben Kitzel darein setzt, gegen den jetzt bequemen Liberalismus sich in Ungelegenheit zu setzen. Ich lasse den Schleier über seine Büste im Pantheon der deutschen Republik ruhen, und denke an seine Büste in der deutschen Literatur." Ist das nicht merkwürdig? Eine ähnliche Aeußerung über Heine, einem andern Artikel entnommen, den man auch aus Berlin eingeschickt, und auf den ich zurückkommen werde, lautet wie folgt: „Ein Schriftsteller (Heine) nicht ohne Geist und auch nicht ganz ohne Poesie (obwohl der Funke schon zu erlöschen beginnt) und den man früher gern mit Börne oder Lord Byron zusammenstellte, wandelt eine ähnlich gefährliche Bahn, und wir wünschen es aufrichtig zu seinem Besten, daß er zeitig umkehre. Schon das Streben, der Mode und der Tagesneigung beständig zu huldigen, ist äußerst bedenklich. Ueberschreitet er auch einst nur um ein Haarbreit die Grenze, so stürzt er (wie jetzt Börne) erbarmungslos von seiner Höhe herab, und hinter ihm erschallen Verachtung und Hohngelächter."

Diese Zwerge fühlen selbst, daß sie dem Kampfe der Zeit nicht gewachsen sind, und darum möchten sie Heine anwerben. Nun, was gewönnen sie dabei? Wäre ein kleiner Vortheil der guten Sache mit der Schande eines verdienstvollen Mannes nicht zu theuer bezahlt, so wünschte ich, Heine ließe sich von den Polizei-Werbern verlocken. Nicht ihnen, uns würde das nützen. Die Wahrheit würde ihn treffen, wie die andern auch, nur tödtlicher, weil er stark ist und Widerstand leistet; während der Kleister der Andern sich um die Schärfe des Schwertes legt, sie einwickelt, und manchen guten Streich abhält.

Wie konnte gegen alle Naturgeschichte unter den literarischen Hasen, die gar keine Stimme haben, sich ein solches Geheul erheben?

Ein anderer Artikel in dem nämlichen Blatte, ein Brief aus Berlin, wahrscheinlich von dem nämlichen Hering, erklärt die wunderbare Erscheinung, und gibt die besten Aufschlüsse. Mir brauchte er sie nicht erst zu geben; die Naturgeschichte der deutschen Hasen im gesunden und im kranken Zustande war mir zu genau bekannt, als daß mir jene Erscheinung hätte unerklärlich bleiben können. Aber andern, die weniger belehrt als ich, werden die Aufschlüsse nützlich und willkommen sein. Der zweite Alexis schreibt von mir: „Der Verfasser genoß hier früher eines außerordentlich guten Rufes, der viel über seine Verdienste hinausragte . . . Der Mann wurde hier verehrt und vergöttert . . . . . Und jetzt auf einmal dieser ungeheure Abfall! Man spricht nur mit Abscheu und Widerwillen von ihm. Jeder möchte seine Hand in Unschuld waschen und nie bekannt mit ihm gewesen sein. Gewiß sind die in jenen Briefen niedergelegten Ansichten durchaus verwerflich, aber eben so gewiß ist es, daß die jetzt hier vorherrschende persönliche Erbitterung nicht allein aus dieser Quelle fließt. Theils tritt bei vielen gekränkte Eitelkeit in's Spiel, theils bei Andern, die Furcht, man möchte auch nun sie nach einem neuen Maßstabe zu beurtheilen versucht werden . . . . Die Juli-Revolution hatte ihn völlig berauscht, und in diesem Rausche zeigte er sich auf einmal wie er war. Daß ihn dies gereut, bezweifle ich gar nicht.“ O der große Menschenkenner! .. Doch ich will das Wichtigere besprechen. Ja freilich, das ist es. Sie haben mich verehrt und vergöttert in Berlin. Als ich aber anfing gegen die Gewaltigen im Lande zu reden, da ward ihnen todesangst. Sie dachten an die Hausvogtei, an Magdeburg, Köpenick, den Galgen und Pilatus-Kamptz. Sie verläugneten mich und werden mich noch hundert Mal verläugnen, ehe der Hahn kräht. Kräht aber einmal der deutsche Hahn, werden sie sich wie die Würmer zu meinen Füßen winden, und von denen mit Haß und Abscheu sprechen, welche sie jetzt verehren und vergöttern.

O Berliner! O Hasenpasteten! O Kuchenfresser! O Ihr dreizehn Bühnendichter, welchen erst die Knochen wieder hart gewor-

den, und die Ihr, seit die Katze nicht zu Hause ist, ganz lustig auf den Tischen herumspringt! — wenn ich jetzt unter Euch erschiene, mit meinem alten Herzen zu Eurem alten Herzen träte, würdet Ihr nicht entsetzt vor mir fliehen, wie vor dem Dämon der Cholera, und mit thränenden Augen vor Eurem Pilatus wimmern: O wir Unglücklichen! Wir kennen den Mann gar nicht. Ich komme! Wenn Ihr nicht artig seid, komme ich. Wahrhaftig, ich muß nach Berlin; das Herz hüpft mir vor Freude, wenn ich daran denke. Ich muß diese Menschen in Angstschweiß verwandeln, daß ihr ganzes Dasein in den Gossen abfließe. Den Einen suchte ich in dem Buchladen auf, wo nichts geheim bleibt, fiele ihm um den Hals und spräche: „Du siehst, theurer Freund, ich habe Wort gehalten und kam, sobald mich Preußens Söhne riefen!“ An den Andern drängte ich mich in der Oper, zeigte ihm den Messager und sagte ganz laut: „Du bist ein Schelm, Dein Styl ist gar nicht zu verkennen.“ Dem Dritten schrie ich bei Rehäly zu: Deine gestrige Nachricht, daß der König abdanke, bestätigt sich: um desto besser.“ Meinem vertrautesten Freunde aber, dem Referendair Hering, schriebe ich folgenden Brief:

„Theurer Brutus! Himmlisch warst Du wieder gestern Abend. Warum mußtest Du uns wegen Deiner Diarrhoe sobald verlassen? Als Du fort warst, tranken wir auf die Gesundheit des preußischen Marats. Deine Epigramme auf Herrn von Witzleben und den Prinzen von Mecklenburg wurden zum zweiten Male vorgelesen und mit jauchzendem Beifall aufgenommen. Der österreichische Gesandte läßt Dich erinnern, daß Du ihm eine Abschrift davon versprochen. Ich habe heute Briefe vom General Uminsky bekommen. Tausend Grüße für Dich. Nie wird er es vergessen, daß Du ihn drei Tage in Deinem Hause versteckt gehalten, und er seine Flucht von hier nur Deinen Anstrengungen zu verdanken hat. Morgen versammeln wir uns wieder zum Abendessen. Wir feiern den 31. Januar, den schönen Tag, an dem das Haupt eines Tyrannen gefallen. Du wirst doch kommen? Noch eine andere, noch eine schönere Begebenheit feiern wir. Aber Du erfährst das erst morgen. Doch nein, Du lieber ungeduldiger Mensch, noch heute, Du sollst es gleich erfahren. Rathe! Wie, Dein Herz sagt Dir, Du ahnest nicht? Du hast gewiß wieder

Leibschmerzen. Die Sontag ist in die Wochen gekommen und die hohe Kindbetterin und das neugeborne Kind befinden sich sehr wohl. Und jetzt? Bist Du heute im Stande ein vernünftiges Wort in den „Freimüthigen“ zu schreiben, dann will ich zwölf Dutzend Austernschaalen ohne ihren Inhalt hinunterschlingen. Dein Spartakus. N. S. Die Kisten mit den Dolchen werden heute Abend bei Dir abgeholt werden.“

Dieses Billet würde ich an den Referendair Hering adressiren, versiegeln, wieder aufbrechen, und damit auf die Polizei gehen, meinen Permissionsschein gegen acht Groschen erneuern zu lassen. Da ließ ich das Billet unbemerkt aus der Tasche fallen. Ein Polizeibeamter würde es aufheben, und es ganz natürlich finden, das es der Referendair dort verloren. Und jetzt die Untersuchung, die Herings-Angst! Das alle müßte köstlich sein.

Gott stehe mir bei! Ich wollte das Brod-Narren-Haus verlassen, in dem ich mich einige Stunden aufgehalten, da stürzte mir auf dem Corridor ein verrückter Philolog entgegen und hielt mich fest, und drehte mir alle Knöpfe vom Rocke. Ich weiß nicht, wie der Narr heißt; es muß aber ein ausgezeichneter deutscher Philolog sein, denn er versteht kein deutsch. Der Narr hat Nr. 97 im Hause. Der läßt sich, wie folgt, vernehmen. „Börne (der Philosoph, wie er sich selbst nennt) hat in den Briefen aus Paris einen Beitrag zur forcirten Judenliteratur geliefert, zu welcher auch Heine, sein Freund und Idol, schon manches steuerte, und damit ein sehr widerliches Buch geliefert, welches einer scharfen Geißel wird Stand halten müssen. Diese Briefe ganz zu durchlesen, ist ein Opfer, zu dem man sich nur in gerechter Indignation und mit großem Unwillen entschließen kann. Wenn sich glückliche Anlagen und Scharfsinn so mit Frechheit und Anmaßung paaren, vergißt man darüber das Hassenswürdige und Verworfene, was jedem Abtrünnigen, jedem Renegaten, und jedem an seinem angestammten Glauben seiner Väter zum Verräther gewordenen anklebt. Daß ein solcher auch sein Vaterland und was seinen Landsleuten heilig und verehrungswürdig erscheint, zu beschimpfen versucht, ist darum kein Wunder, und wird sich diese Untreue gewiß empfindlich strafen. Ein Herr Dr. Meyer hat in einer

kleinen Schrift, betitelt...... schlagend und tiefgreifend, doch fast zu flüchtig den ersten Streich dagegen geführt. Wie kann auf so wenigen Seiten mit zwei Bänden Auswurf gekämpft werden? Doch vielleicht findet ein tüchtiger Mann Ruhe und Resignation, um für Deutschland gegen Börne in die Schranken zu treten. Darum sei auch hier ein einzelner Fleck, der uns anzuhangen zugedacht wird, beleuchtet.“ Sehen wir jetzt, was diese Flecklaterne beleuchtet. Ich hätte die deutsche Sprache geschmäht und verächtlich herabgesetzt, und die französische über sie erhoben, diese fände ich sublim! Und das müsse „eine Verachtung bei jedem Freunde seiner Muttersprache unter uns hervorbringen die höher steigen muß, als irgend eine Scala auszudrücken vermag.“ Wo der Narr in meinen Schriften das gelesen, möchte ich wissen. O Schulmeister!

Mascula sunt panis, piscis, civis, crinis, ignis,
Funis, glis, vectis, follis, fascis, lapis, amnis,
Sic fustis, postis, sic axis, vermis et unguis,
Et penis, collis, callis, sic sanguis et ensis.
Mugulis et mensis, pollis cum caule, canalis;
Et vomis, sentis, pulvis, sitis, cucumisque,
Anguis, item cuspis, torris, cum cassibus orbis.

So wollen wir künftig mit einander correspondiren; aber nur ja nicht deutsch. Sie verstehen mich nicht und ich verstehe Sie nicht. Habe ich außer den Schimpfwörtern, worin ich seit einigen Monaten bei dem ersten deutschen Schullehrer fleißigen Unterricht genommen, sonst ein Wort in Ihrem Artikel verstanden, will ich kein ehrlicher Mann sein. Schreiben wir uns lateinisch.

— Jetzt will ich der Stuttgarter Hofzeitung einen Besuch machen. Ich habe mich über und über mit Kölnischem Wasser gewaschen, meine Kleider gewechselt, und bin herzlich froh, daß ich von der Bürger-Canaille einmal loskomme. So eine Hofzeitung, die hat doch eine ganz andere Art und Sprache, und noch in ihrem Morgenanzug von Löschpapier ist sie reizender, als eine bürgerliche Abendzeitung in ihrem Velinkleide. Ihr Zorn ist zarter Champagner-Schaum; ihr Spott, Prickeln auf der Zunge, das mehr schmeichelt

als wehe thut; und ihr Unmuth, ein trübes Wölkchen über der Sonne, an seinem Rande von ihrem Liebesblick gefärbt. Sie straft durch Vergebung und schweigt wenn sie verachtet. Und alle, die einer so lieben, gnädigen Hofzeitung nahe kommen, werden übergossen von ihrem Rosenschimmer, verzuckert, waren sie vorher noch so bitter; und fein, artig und gewandt, waren sie früher die plumpsten Grobiane und die schwerfälligsten Tölpel gewesen. Seht den ehrlichen Münch und den ehrlichen Lindner. Es sind, wie allgemein bekannt, ehrliche und brave Männer; es sind aber eben Bürgersleute, gerade aber knorrig, treu aber knurrig. Doch wie hat sie die Hofzeitung umgewandelt! Wie fein sind sie geworden, seitdem sie daran arbeiten! In diese Schule müßt Ihr gehen, Ihr Meyer, Ihr Würmer, Ihr Heringe, Ihr Roberts, Ihr Pittschaft, und wie Ihr sonst alle heißen möget. Dieser Stuttgarter Hofzeitung haben meine Briefe aus Paris auch nicht gefallen; aber wie fein gibt sie das zu verstehen! Und wendet nicht ein: ja die Herren, welche die Stuttgarter Hofzeitung schreiben, bekommen einen jährlichen Gehalt von dreitausend Gulden, und für drei tausend Gulden kann man schon fein sein, aber wir armen Schlucker, womit sollen wir die Artigkeit bestreiten? Das sind leere Entschuldigungen. Stehen nicht in dem nämlichen Wörterbuche die feinen Worte und Redensarten, wie die groben? Was hält Euch ab sie zu wählen? Schlingels seid Ihr. Bedenkt nur, welche gemeine Schimpfreden Ihr gegen mich geführt, und vergleicht damit die zarten Ausdrücke, deren sich die Stuttgarter Hofzeitung bedient. Frivoler Jude, herzloser Spötter, elender Schwätzer, toller Schwätzer, erbärmliche Judenseele, ehrlos, schaamlos, seichtes Geschwätz, inhaltloses Geschwätz, leichtfertiges Geschwätz, armer Revolutionsjäger, schaamlose Frechheit, seichte Frivolität, ungeheure Anmaßung, jüdische Anmaßung, schmutziges Buch, ekelhaftes Buch, niederträchtiges Buch, elende Schmeißfliege. Stand Euch das nicht alles auch zu Gebote? Schämt Euch! Und jetzt erst die unvergleichliche Syntax, mit welcher die artigen Worte zusammengesetzt sind! „Ueberall zeigt sich der fri-

vole Jude, dem nichts heilig ist, der herzlose Spötter auf Geist und Charaktere der deutschen Nation, der elende Schwätzer in's Blaue hinein, der der Menge gefallen will und der Erbärmlichkeit der Leidenschaften des Tages, und im Grunde doch selbst nicht weiß, was er eigentlich will. Wohl kann man sagen, daß sich Börne durch dieses Buch in jeder Rücksicht selbst gebrandmarkt hat; kein Deutscher, dem die Ehre seines Landes heilig ist, wird ihn fortan mehr in seiner Gesellschaft dulden können." Lieber alter Freund! Sie sind alt geworden und wissen nicht, was Sie sprechen. Um der Menge zu gefallen, hätte ich die deutsche Nation verspottet? Das wäre doch ein sonderbares Mittel! Was ist denn die Nation anders als die Menge? Verspottet man Einen, wenn man ihm gefallen will? Sie freilich und Ihre Bande, Sie verstehen unter Nation nicht die Menge, sondern nur die dreißigtausend unter dreißig Millionen Menschen, welche die Blutsauger des Volks sind, die ohne Vaterland und selbst ohne Fürsten nur den Hof kennen, an den sie festgeschlossen, und keinen andern Gott haben, als den Hofknecht, der ihnen ihr Futter vorwirft. Diese Nation würde ich wohl verspottet haben, wenn sie eine Ehre hätte, die man verwunden könnte, und wenn sie nicht, sobald sie satt ist, jedes Spottes spottete. Ach bester Freund, es wäre recht schön, wenn mich künftig kein Deutscher in seiner Gesellschaft duldete; aber ich fürchte, man duldet mich nach wie vor. Wie oft waren wir nicht in früheren Zeiten in der Gesellschaft manches braven Mannes, dem die Ehre seines Landes heilig ist, und doch wurden wir nicht zur Thüre hinaus geworfen! Man wußte, daß wir betrügerische Schuldenmacher, unverschämte Bettler, lausige Schmarotzer, ehrlose Kuppler, feile Lohnschreiber, und die niederträchtigsten Spione aller europäischen Höfe wären, und daß wir unser deutsches Vaterland für tausend Silberrubel zehntausend Mal verrathen — und doch warf man uns nicht zur Thür hinaus! Es ist aber ein geduldiges Volk, das Deutsche! Wie gerne ließe ich mich zur Thüre hinauswerfen, wenn nur das zur heilsamen Uebung unter den Deutschen würde, daß sie nicht länger niederträchtige Schurken, die sie im Grunde ihrer Seele verachten, aus weibischer Aengstlich-

keit wie ehrliche Leute, und Menschen, die sie hassen, aus dummer Höflichkeit mit Achtung behandeln! — „Bevor Ref. dieses im Vergleich zu der Niederträchtigkeit des Buches noch sehr gelinde Urtheil nur durch einige Belege, wie sie ihm gerade in die Augen fallen, motivirt, hat er sich dagegen zu verwahren, als ob er zu den Judenfeinden gehöre, zu welchen man seine Landsleute so gerne rechnet... Er schätzt den braven aufgeklärten redlichen Mann, wessen Religion er auch sein möge. Wenn er aber alle die Verworfenheit, welche man gewöhnlich dem jüdischen Volke schuld gibt, so schamlos ausgesprochen sieht, wie in diesem Buche des Herrn Baruch Börne .... dann kann er auch, tief empört über solche Schändlichkeit, gegen den Juden auftreten. Auch er muß am Ende überzeugt werden, daß solcher schamlosen Frechheit und seichten Frivolität nur der Jude fähig ist.“ Seht Ihr, Ihr gemeinen bürgerlichen Recensenten! Ihr habt Euch gegen mich, den Juden, ereifert; aber Ihr habt es mit Eurer gewöhnlichen tölpelhaften Art gethan. Lernet von diesem Hofzeitungsschreiber, wie man mit Hofmanier grob sei. Als er gegen den Baruch in Börne losziehen wollte, durch welche Theilung er nichts gewann, als was Goethe's Zauberlehrling durch Spaltung des Besenstiels gewonnen: daß er von zweien bedient wird, statt früher von einem — bedachte er: Halt! Dem Herrn von Moses bin ich Geld schuldig; von Herrn von Aaron will ich Geld borgen; bei Herrn von Jakob werde ich oft zu Tische geladen, Herr von Abraham zahlt mir meine russischen Gelder aus; Herr von Isaak hinterbringt mir, was am Münchner Hof vorgeht; Herr von Joseph besorgt mir meine Wiener Correspondenz — ich muß diese kostbaren Leute schonen, und nun sagen, die Juden wären brave scharmante Leute, und der Baruch Börne mache eine Ausnahme. Von dem lernt, Ihr Flegel. Und fragt Ihr mich, wie viele Dukaten und Flaschen Champagner es mich gekostet haben würde, den Stuttgarter Hofzeitungsschreiber zu meinem Lobredner zu machen? so sage ich Euch: ich bin ein Lump, wie Ihr alle seid; aber diese kleine Ausgabe hätte mich nicht belästigt.

Der arme Teufel fühlt es manchmal selbst, daß zum Schreiben die Finger allein nicht hinreichen, wie auch ein Geist dazu gehöre, und dann im Gefühle seiner Armseligkeit, ruft er den Geist Mendel-

sohn's aus dem Grabe hervor, daß er ihm beistehe in seiner Noth. „O edler Moses Mendelsohn, im Grabe mußt du dich umwenden, daß länger als ein halbes Jahrhundert nach dir einer deines Volkes also schwatzen kann." Und da der edle Moses Mendelsohn auf die Beschwörung eines Taugenichts natürlich nicht erschien, wurde er zum zweiten Mal hervorgerufen. „Nochmals rufe ich den Schatten des edlen Mendelsohn an. Zürnend erscheine deinem entarteten Enkel und bessere ihn, wenn es möglich ist." Vielleicht wundert man sich darüber, daß ein Hofzeitungs-Schreiber so romantisch ist; aber was kann man nicht alles sein für dreitausend Gulden jährlich? Gebet dem Manne sechstausend Gulden, und er wäre im Stande und würde ein ehrlicher Mann dafür.

Der Stuttgarter Hofzeitungs-Schreiber wie die ganze Schaafheerde, die gegen mich geblöckt, fürchtet mich mehr, als den bösen Wolf, und sähe daher gar zu gern, daß ich keine Gelegenheit versäumte, mich todtschießen zu lassen. So ein Schuß ist freilich eine Kritik, die keine Antikritik zu fürchten hat. Darum sucht der Narr auch meinen Ehrgeiz rege zu machen und sagt: „Bald will Hr. B. nur Revolutionen und zappelt krampfhaft darnach, bald fürchtet seine erbärmliche Judenseele sie ängstlich, wie im 19ten Brief. So oft Spektakel und Auflauf war in Paris, hatte er Zahnweh oder dicke Backen und jammert dann hinterdrein wahrhaft kindisch-komisch, nicht dabei gewesen zu sein." Mein guter alter Freund, wo haben Sie denn im 19ten Brief Furcht gefunden? Unser Muth und unsere Bangigkeit sind freilich sehr verschieden von einander. S i e fürchten alles, nur die Polizei nicht, weil Sie unter deren besonderm Schutz stehen: ich aber fürchte nichts als den Meuchelmord der Polizei, eine offene Kugel fürchte ich nicht. Wenn ich sie früher oder später einmal in Stuttgart besuche, werde ich Ihnen beweisen, daß eine dicke Backe einem wirklich am Ausgeben hindern kann, und daß, wenn man in Paris zu Hause bleibt, und man als Ober-Spion keine andern Spione unter sich hat, man nicht erfährt, was sich in der Stadt ereignet.

Es gab noch mehrere solcher Narren, die, um mich los zu werden, einen kindischen Ehrgeiz in mir aufzuregen suchten. Als sie erröthen mußten, daß ich, ich allein unter all den Stummen und Verschnittenen,

es gewagt, den Unterdrückten des Volks die Wahrheit zu sagen, da meinen sie: Welch ein großer Muth, sich in Paris hinzusetzen, und dort gegen deutsche Regierungen zu schreiben. Und jetzt hoffen sie, ich würde hurtig wie ein thörichter Knabe in die Höhle des Tigers laufen. Und was ist die Höhle des Tigers gegen das dunkle und heimliche Gericht, worin deutsche Regierungen die Beleidigung ihrer himmlischen Allmacht trügen? In dunkler Nacht aus dem Bette gezerrt werden von Räubern, die sich Gerichtsdiener nennen; dummen, tückischen, abergläubischen Staatspfaffen, die, ihren Gott im Bauche, der sie füttert, verehrend, die kleinste Beleidigung ihres Gottes grausam strafen — ihnen Rede stehen während sie sitzen und verdauen; und dann aus der Welt zu verschwinden, wie eine Seifenblase, nicht Luft, nicht Erde zeigt unsre Spur; ausgelöscht im Gedächtnisse seiner sehr deutschen Mitbürger, welchen der kleinste Schreck den Kopf trifft, welchen Polizeifurcht wie ein Sirocco das Herz ausdörrt; und dann zu schmachten in einem feuchten Gewölbe, ohne Licht, ohne Luft, ohne Buch, ohne Freundestrost, erfrierend von dem kalten Blicke der Kerkerwärter — den Muth verlangt Ihr von mir? Gebet mir offenes Gericht, gebet mir den Schutz, den in Frankreich noch der Mörder hat, gebet Preßfreiheit, daß meine Freunde aus den Zeitungen ersehen können, wo ich hingekommen, und dann will ich Euch zu Rede stehen. Aber Ihr werdet Euch wohl hüten, das zu thun; denn ich stünde dann Euch nicht Rede, Ihr müßtet mir und dem Volke Rede stehen. Fragt Massenbach, fragt Ypsilanti, fragt die andern Schlachtopfer alle, wie sie im Kerker gelebt, warum sie gestorben? Gehet hin, fragt sie, sie stehen jetzt vor Gott und brauchen nicht mehr zu schweigen. Fragt Jahn, der endlich freigekommen, was seine Richter ihn gefragt? Er schweigt, er darf nicht reden. An einer langen Kette hält man ihn fest — das ist seine Freiheit. Fragt Murhardt in Kassel, der schuldlos erklärt worden, warum er im Kerker geschmachtet? Er ist stumm. Er hat schwören müssen, die Geheimnisse der Tyrannei nicht zu verrathen. Die thörichten Menschen! Solch einen Eid halten, den man ihnen, den Dolch auf der Brust, abgezwungen? Der lästert Gott, und verräth die Liebe, der lebendig aus der Höhle der Tyrannei kömmt und

seinen Brüdern nicht erzählt, was im Dunkeln die Bosheit übt und die Unschuld leidet. Ich hielte solchen Schwur nicht; es ist Sünde, ihn zu halten.

Ich habe in meinen Briefen gesagt: im nächsten Jahre würde das Dutzend Eier theurer sein, als das Dutzend Fürsten — und jetzt, lieber alter Freund, machen Sie sich lustig über mich, weil von dieser Prophezeihung „gerade das Gegentheil eingetroffen." O ich möchte mich aufknüpfen! Das da habe ich nicht erfunden! Ich räume Ihnen ganz beschämt den ersten Platz ein, Sie sind ein viel feinerer Spaßvogel als ich. Warum sind Sie nicht immer so fein? Warum — Sie, ein Hofzeitungs-Schreiber, ein Dietrich zu den größten wie zu den kleinsten Kabinetskasten aller Fürsten Europa's, ein Meister-Schelm, der die Polizei selbst betrügt — warum sind Sie zuweilen so grob, daß Sie in Verdacht gerathen, ein ehrlicher Mann zu sein, und Ihren wohlerworbenen Ruf gefährden? Wie konnten Sie sich nur vergessen, „Ei, ei," zu rufen. Ei, ei — ist das nicht die Essenz der Dummheit? Riecht das nicht den Philister eine Meile im Umkreise? Ich ließe mich lieber todtschlagen, ehe ich ei, ei sagte oder schriebe. Und Sie haben, ei, ei drucken lassen — läugnen Sie es nicht. Um mich über die Eleusinien der deutschen Höfe lustig zu machen, erzählte ich, daß der parsamste aller Sterblichen, ein deutscher ungeadelter jüdischer Jüngling, in gemeiner Reitertracht auf einem Hofballe des Allerchristlichen Königs getanzt. Und Sie bemerkten darauf: „Ei, ei, Herr Baruch Börne, man sollte fast glauben, daß Ihnen doch die Zeit ein wenig lange wird, bis Sie sich herablassen können, einer Prinzessin oder Herzogin die Hand zum Tanze zu reichen!!" Ich bitte Sie, zeigen Sie mir die Brücke, die von meinem Spotte zu Ihrem führt; ich kann sonst nicht hinüber kommen. Und ei, ei! Ehe ich Ihr Ei, ei gelesen, war es mir eine Belustigung, mich mit Ihnen zu necken, aber dieses Ei, ei hat mich ganz verstimmt, und unwillig rufe ich aus: es ist eine Schmach! Mit solchem Ei-ei-Gesindel muß ich mich herumschlagen!

Der Stuttgarter Hofzeitungs-Schreiber, als er den höchsten Gipfel der Begeisterung erreicht — dort oben in jener reinen Höhe, wo der Hofzahlmeister wohnt; in jener seligen Stunde, wo er sein Quartal

empfangen, sagt er, schreibt er als heiße, gefühlausströmende Quittung: „O du elende Schmeißfliege!“ Nein, das ist zu arg, und „was zu arg ist, ist zu arg, sagt Eduard Meyer in Hamburg. Erst jetzt verstehe ich das große Wort. Und du mit einem kleinen d — so alles Herkommen und deutsche Sitte verhöhnend! Und O! Hätte er wenigstens gesagt: Ach, du elende Schmeißfliege! Eine Grobheit die mit Ach anfängt, kann ein vernünftigeer Mensch eigentlich gar nicht übel nehmen. Ach ist ein Ausathmen, und von einer Grobheit zeigt es an, daß die Grobheit in dem Menschen gesteckt, und daß er, blos sich Luft zu machen, sie ausgesprochen. O aber ist ein Einathmen, und verräth, daß eine Grobheit, die damit beginnt, außer dem Menschen gewesen, daß er sie vorsätzlich aufgenommen, und daß, wenn der Grobian das Maul gehalten, er nicht grob gewesen wäre. Man wird daher finden, daß alle Grobheiten in meinen gesammelten Schriften mit ach anfangen, in einigen wenigen Fällen ausgenommen, wo ich aus Ironie o gebrauchte.

Der Freund, der mir aus Stuttgart das Hofblättchen mit dem Stall-Artikel schickte, schrieb: er wäre von Lindner, und er erkenne seine Art in der Schmeißfliege. Aber das beweist nichts; es gibt oft täuschende Aehnlichkeiten und ich glaube es nicht. Doch wer ihn auch verfaßt! O du elende Schmeißfliege! ist zu arg und das lasse ich mir nicht gefallen. Glaubt Ihr denn, weil ich so lange geschwiegen, ich würde das fort geduldig anhören? Warum glaubt Ihr das? Etwa weil ich ein Deutscher bin? Aber höret, was Eduard Meyer sagt: „Der Deutsche ist geduldig, schweigsam und bedenklich, aber doch nur bis zu einem gewissen Grade. Wenn ihm die Geduld reißt, wenn er das Schweigen bricht und einen Entschluß gefaßt hat, so wird sich mancher wundern über die scheinbare Umwandlung seiner Natur. Und ich fühle es, daß auch ich ein Deutscher bin.... Man muß dem Gesindel einmal auf die Finger klopfen, daß etwas Furcht hineinfährt.“ Ja, ich fühle es, daß auch ich ein Deutscher bin! Wehe euch, wenn mir die Geduld reißt! Wehe dem Gesindel, wenn ich ihm

auf die Finger klopfe, daß Furcht hineinfährt! Ich gebe euch mein Wort: sie fährt nicht wieder heraus. Ja, ich bin ein Deutscher! Ja, mir reißt die Geduld! Ja, ich klopfe! Ihr Schlingels, Ihr Flegels, Ihr Ochsen, Ihr Esel, Ihr Schweine, Ihr Schaafe, Ihr Mordbrenner, Ihr Spitzbuben, Ihr jämmerlichen Wichte, Ihr Sch— doch ohne Leidenschaft! Alles mit Ordnung. Ihr!

A.

Aalquappen, Aasfliegen, Abdecker, Abendländer, Aberwitzige, Achselträger, Affen, Alltagsgesichter, Ameisenfresser, Anfänger, Angeber, Anschwärzer, Aristokraten, Auerochsen, Aufpasser, Aufschneider, Aufwischlumpen, Auskundschafter, Ausreißer, Ausrufungszeichen, Austerschaalen, Auswurf, Autoren;

B.

Bagage, Bandwürmer, Bengel, Bärenhäuter, Bauchdiener, Bauchredner, Bedienten, Bestien, Beutelschneider, Blattläuse, Blutigel, Bösewichter, Brecheisen, Brechpulver, Brobdiebe, Brudermörder, Brummbären, Brunnenschwengel, Büffel, Buschklepper, Butterfässer;

C.

Cabalenmacher, Censoren, Charlatane, Chinesen, Correcturbogen;

D.

Dachshunde, Delinquenten, Demokraten, Despoten, Dichterlinge, Diebe, Diebslaternen, Dienstboden, Diplomatiker, Doggen, Dompfaffen, Dornbüsche, Dreckkäfer, Druckfehler, Dubletten, Duckmäuser, Dummköpfe, Düten;

E.

Eintagsfliegen, Eisschollen, Elennthiere, Esel, Eselsköpfe, Eulen;

F.

Falschmünzer, Ferkel, Filzläuse, Fischweiber, Fladen, Fledermäuse, Flegel, Fratzengesichter, Frostbeulen, Fußschemmel;

G.

Galgenvögel, Gaudiebe, Gecken, Gegenfüßler, Geheimschreiber, Geifermäuler, Gelehrte, Gemeinschreiber, Giftmischer, Gimpel, Gliedermänner, Glockenschwengel, Grobiane, Grundeln, Grundsuppen;

H.

Halunken, Hasenfüße, Heringe, Hofhunde, Hofnarren, Hunde, Hundsvötter, Hungerleider;

J.

Janitschaaren, Insgesammt, Johanniswürmchen, Irrwische;

K.

Kammerdiener, Käsemaden, Kellerwürmer, Kerls, Kellerhunde, Kipper und Wipper, Kleckse, Kleinstädter, Klöse, Klötze, Knechte, Kostgänger, Kothkäfer, Krähen, Krautköpfe, Krebse, Krüppel, Kundschafter, Kürbisse;

L.

Laffen, Lästermäuler, Laxirmittel, Lebkuchen, Lehrjungen, Leibeigene, Lichtstumpen, Lieferanten, Lohnbedienten, Lotterbuben, Luder, Luftpumpen, Lümmel, Lumpen, Lumpenhunde;

M.

Makulatur, Maden, Mameluken, Mastvieh, Maultrommeln, Maulwürfe, Mispeln, Milchbrödchen, Mistkäfer, Mordbrenner, Murmelthiere;

N.

Nachtgeschirre, Nachtmützen, Nachtwandler, Narren, Nudeln;

O.

Ochsen;

P.

Papagayen, Pedanten, Pharisäer, Philister, Pinsel;

Q.

Quantitäten, Quappen, Quarke, Quintaner, Quitten;

R.

Rapunzeln, Räucherkerzchen, Recensenten, Rekruten, Referendaren, Renegaten, Resonanzböden, Rohrdommeln, Rotznasen;

S.

Schaafe, Schaafsköpfe, Schandbuben, Scheuerlappen, Schinderknechte, Schindmähren, Schlaraffengesichter, Schlingel, Schlucker, Schmarotzer, Schmeißfliegen, Schnitzel, Schufte, Schulfüchse, Schurken, Schweine, Scribler, Siebenschläfer, So so, Söldner, Spanferkel, Speichellecker, Spione, Spürhunde, Stiefelknechte, Stimmgabeln, Stockfische, Stöpsel, Sudler;

T.

Tagediebe, Tagelöhner, Taugenichtse, Theekessel, Tintenklekse, Tölpel, Trampelthiere, Tremulanten, Trommelschläger, Trompeter, Troßjungen, Trüffelhunde, Tuckmäuser;

U.

Unleserliche, Unterthanen, Unverschämte;

V.

Verschnittene, Verjagte, Vielschreiber, Vorhängschlösser;

W.

Wachsbilder, Waldfrevler, Wandläuse, Wanzen, Wassergeister, Wasserköpfe, Weihrauchfässer, Wespen, Wetterhähne, Wichte, Windmühlen, Wische, Wohledelgeborne, Wohlgeborne, Würmer, Wurstmäuler;

Z.

Zahnstocher, Zeitungs-Schreiber, Zeloten, Zeugdrucker, Zitteraale, Zwerge;

— Ihr sollt sehen, daß ich mit euch fertig werden kann.

Jetzt aber bitte ich den ersten Kunstkenner seiner Zeit, den Herrn Geheimen Kabinets-Sekretair Saphir in München, öffentlich zu entscheiden, wer von uns gröber gewesen. Nicht der Herr Saphir oder ich — so anmaßend bin ich nicht; sondern Hr. Meyer, Hr. Wurm, Hr. Hering, Hr. Robert, Hr. Pittschaft, die Münchner Hofzeitung, die Stuttgarter Hofzeitung, die Mannheimer Zeitung, die Berner Zeitung, und alle die andern Menschen und Blätter, die ich nicht gelesen, sie alle für Einen gezählt — oder ich, jenen Allen der einzelne gegenüber.

Ende des Herings-Salats.

Zehnter Brief.

Paris, Montag, den 15. Februar 1832.

Ich las kürzlich in einem englischen Journale eine gute Kritik von meinem Buche, mit sehr vielen Auszügen. Ich mußte im Lese-kabinet laut auflachen, als ich den Conrad mit seinen Abenteuern übersetzt fand. Was der Mensch Schicksale haben kann! Wurde es denn Conrad bei seiner Wiege vorgesungen, daß einst in einem Londoner kritischen Journale von ihm die Rede sein würde? Die Uebersetzungen lesen sich sehr schön und viel schöner, als das Original. Die englische Sprache eignet sich sehr für diese Art zu schreiben. Sie hat etwas kräftiges, schwer treffendes, braun und blau schlagendes. Jedes Wort ist ein Knotenstock, jede Rede eine Prügelei.

Der Mädchen-Verein für die Polen in Mainz hat an das hiesige polnische Comite (nämlich das aus Polen selbst zusammengesetzte, an dessen Spitze Lelewell als Präsident steht) ein Schreiben erlassen, das diese hochgeprüften unerschütterlichen Männer mit thränenden Augen gelesen. Ganz deutsch und fromm im schönsten Sinne des Wortes, ganz unterwürfig und mädchenhaft, und wie Mondesblick, freundlich aber wehmüthig auf die deutschen Männer herabsehend, welche schlafen. Der Brief wird von hier in die deutschen Blätter geschickt werden, und Sie werden ihn darin lesen. Diesen Mädchen-Brief haben die jungen deutschen Patrioten hier an sämmtliche Universitäten, mit folgendem Rundschreiben begleitet, geschickt:

„Nachstehendes Schreiben deutscher Jungfrauen haben uns mit thränenden Augen die Polen gegeben, damit wir es unserm Volke bekannt machen, und in Sonderheit euch akademischen Brüdern, in deren höhern Bildung und veredelten Gefühlen das Vaterland zweier Nationen den Keim seiner großen Hoffnungen niederlegte. Mit Stolz und Schamgefühl erfüllen wir den Wunsch der Männer. Er wird einen gewaltigen und folgereichen Wiederhall finden, denn es sind Worte der Wahrheit, aus deutscher Jungfrauen Munde hinüberströmend in deutscher Jünglinge Brust.

Als wir sie lasen, diese deutschen Worte, da schwuren wir bei unserer Ehre und bei unserm Vaterlande, uns würdig zu machen der Jungfrauen, welche sie dachten. Diesen Schwur, Brüder, wir senden ihn euch! Polen, Deutsche, Männer — diese Worte wird hinfort keine Verschiedenheit der Bedeutung trennen!"

Ich kenne die Jünglinge, die das geschrieben. Kennte ich sie nicht und hätte ich sie nicht erkannt, würde ich spotten, wie ich es oft gethan, über die hohlen Reden, die wie Seifenblasen glänzen und zerfließen. Aber ich kenne sie. Sie haben in Deutschland und in Belgien für die Freiheit muthig gekämpft, und ob sie zwar unglücklich waren und kein beredtsamer Sieg für sie sprach, sind sie doch bescheiden und fromm geblieben und haben nur Worte für ihre künftigen Thaten, keine für ihre vergangenen. Wenn das deutsche Volk viele solcher zählt, nun, dann kann es wohl fallen im Kampfe gegen Tyrannei, aber in die alte Gefangenschaft geräth es nimmermehr.

Der Doktor Gartenhof sollte mir eigentlich zur Warnung dienen. Der hat lange nicht so heftig geschrieben, als ich, und doch haben Sie ihn eingesperrt. Dabei hat er noch das Glück, daß der constitutionelle Geist in Hessen ihn gegen gesetzwidrige Gewaltthätigkeiten schützt. Wie würde es mir ergehen, wenn ich mich in Frankfurt der schnödesten Willkühr preis gäbe? Ich werde mich sehr bedenken, nach Deutschland zu kommen.

Lesen Sie denn die deutsche Tribüne nicht? Sind Sie nicht erstaunt, was der kleine Herkules, den Sie noch in der Wiege gesehen, für ein prächtiger Mann geworden? Ich war der kleine Herkules in der Wiege, der einige Schlangen zerdrückt, aber der Wirth, der schwingt die eiserne Keule und schlägt Ochsen und Löwen todt. Ach! wie bald werden sie kommen, und werden mich wegen meines sanften Wesens, wegen meiner mäßigen und bescheidenen Schreibart loben. Wie bald wird der Meyer drucken lassen: „was zu arg ist, ist zu arg. Die Börne'schen Briefe hatten meinen Unwillen in hohem Grade erregt, aber die Reden von Wirth übertreffen doch noch die dort aufgetischten Frechheiten. Man muß dem Gesindel einmal auf die Finger klopfen, daß etwas Furcht hineinfährt."

Das ist ein braver Wirth, der gibt seinen Gästen reinen Wein, und sie werden sich gesunden Muth daran trinken. Endlich, endlich findet sich doch einmal Einer, der einen deutschen Mann steckt in das hohle deutsche Wort, und jetzt hat es eine Art. Das Wort h i n t e r der That, der Diener hinter seinem Herrn, das ist seine Sitte. Die große Idee einer deutschen National-Association zur Vertheidigung der Presse, hat Wirth zugleich ausgeführt und besprochen. Man unterzeichnet monatliche Beiträge, die kleinste Summe wird angenommen, sogar ein Kreuzer monatlich. Mit diesem Gelde werden die liberalen Bücher und Zeitungen befördert, die Geldstrafen für Preßvergehen bezahlt, und nöthigenfalls für die Familie derjenigen Schriftsteller gesorgt, die wegen Preßvergehen eingekerkert werden. Das Eigenthum der Blätter gehört der Gesellschaft. Der Redakteur eines liberalen Journals wird aus der Kasse bezahlt. Die Journalisten werden als B e a m t e d e s V o l k s angesehen, und können, wenn sie sich unfähig oder des Vertrauens unwürdig zeigen, abgesetzt werden. Diese Idee, die öffentliche Meinung förmlich zu organisiren, um sie der Standesmeinung der Regierung entgegen zu setzen, und die Organe derselben, die Journalisten, als die Beamten des Volks zu betrachten, schwebte mir schon längst vor. Wenn dieser Plan, dessen Ausführung in Rheinbaiern schon begonnen, sich über ganz Deutschland verbreitet und Wurzel faßt, kann noch alles gerettet werden, sogar auf friedlichem Wege.

Dienstag, den 16. Februar 1832.

Ich gehe heute Abend in Gesellschaft und habe mich noch gar nicht entschieden, wie ich meine Halsschleife binden soll. Man knüpft sie jetzt: *en porte-manteau*, *en bec-de-lièvre* und *en chauve-souris*. M a n t e l s a c k ist sehr bequem und so trage ich sie gewöhnlich. F l e d e r m a u s ist eine uralte Mode. Ich erinnere mich, daß ich an dem Tage, wo ich confirmirt worden, eine Fledermaus-Schleife getragen. Aber was H a s e n - M a u l ist, weiß ich nicht. Ich will * * * fragen, der alles, was sich auf Hasen bezieht, sehr genau kennt.

. . . . . Man muß jetzt mit den Schuiten persönlich Krieg führen, ich thue es auch, ob es zwar sonst meine Art nicht war. Es ist

nothwendig. Im kleinen Kriege ist ein Mann ein Mann, und Einer weniger ist auch schon ein Sieg.

Es ist schön von den Frankfurtern, daß sie Bockenheim in Bann gethan. Das ist ganz in meinem Geiste gehandelt. Dadurch wird Bockenheim gegen seine Mauth und Regierung aufgeregt und das kann gute Folge haben. Sie werden sehen, die Leute lernen etwas aus meinen Briefen.

Sehen Sie, welch eine traurige und zugleich lächerliche Sache es mit der Censur ist. Frankfurt ist nur vier Stunden von Hanau entfernt, und man weiß nicht genau, was dort vorgeht, und Sie schreiben mir, vorgestern sollen dort Unruhen stattgefunden haben!

Eilfter Brief.

Paris, Sonntag, den 19. Februar 1832.

Alle Deutsche hier warnen mich auf's Dringendste, ja nicht nach Deutschland zu reisen, weil man ganz ohne Zweifel mich einkerkern würde. Mir schaudert vor dem Gedanken, unter die Bärentatzen einer aufgebrachten deutschen Regierung zu fallen.

Die Frankfurter Jahrbücher haben mir sehr gefallen und überhaupt macht mir die Sache große Freude. Es ist doch wenigstens ein Dämmerlicht, und da es in Frankfurt bis jetzt Nacht gewesen, so kann es keine Abenddämmerung, es muß eine Morgendämmerung sein. Die Artikel sind alle gut geschrieben, und bei der nöthigen Mäßigung fehlt es doch auch nicht an der erforderlichen Kraft. Dieses Lüftchen von Freiheit, wäre es denn je zu uns gekommen, hätten die Franzosen keinen Sturm gehabt? Hätten die deutschen Regierungen je etwas gehört von der Stimme des Himmels, hätte Frankreich nicht gedonnert? Schlimm genug für das deutsche Volk, daß die Furcht der Könige seine einzige Hoffnung, ihr Schrecken sein einziger Trost ist.

Montag, den 20. Februar.

Friede! Friede! Friede! Nicht Casimir Perrier seufzet so nach Frieden, wie ich seufze! Doch mein Friede ist wohl ein anderer. Wie bin ich dieses Kampfes müde! Wie ängstigen mich die Blutflecken, die mir vor den Augen flimmern! Ich möchte spielen und sollte ich darüber zum Kinde werden. Ich möchte in einem Colleg bei meinem Schoppen sitzen, das Wochenblättchen lesen und Anekdoten erzählen, bis ich darüber zum Philister würde. Die Zunge ist mir trocken; ich bin so durstig, daß ein Morgenblatt, ein Abendblatt, mir Labsal wäre. Ich bin nicht dumm und faul geworden, wie ich neulich meinte; ich bin der Politik überdrüßig geworden. Bestellen Sie sich etwas Lustiges bei mir, schlechte Witze, wohlfeile Späße; es wird mir alles gut thun. Soll ich Ihnen kleine Geschichten erzählen? Kürzlich vertheidigte ein Advokat einen Angeschuldigten vor Gericht. Es war ein Preßvergehen und die Sache von keiner großen Bedeutung. Der Advokat hatte schon zwei Stunden gesprochen, und war noch so ferne vom Ziele als zwei Stunden früher. Da erhob sich einer der Geschworenen und sagte: „Müßte ich auch fünfhundert Franken Strafe bezahlen, ich halte das nicht länger aus. Ich bekomme Krämpfe, ich falle in Ohnmacht, wenn der Advokat noch länger spricht; meine Langeweile ist unerträglich!" Der Advokat lächelte und schwieg. Der Präsident und die Richter lächelten; alle Zuhörer lächelten, und waren des Scherzes froh, der Allen wohlthat. Aber den folgenden Tag erfuhr man, daß der gute Geschworne, als er nach Hause gekommen, einen Anfall von Schlag gehabt, und daß man ihm zu Ader lassen mußte. Das vermag die Langeweile!

In ein Kaffeehaus in Mailand traten vor einiger Zeit zwei österreichische Offiziere in bürgerlicher Kleidung. Der Eine fragte den Andern, ob er Chokolate trinken wolle? Dieser antwortete: er möge lieber Thee. Gleich darauf wurden die Offiziere vor die Polizei geladen, und ihnen vorgehalten, sie wären Revolutionaire, Carbonari, Liberale und sie sollten nur alles gestehen, dann würde man ihnen

vielleicht das Leben schenken. Die Offiziere sahen sich einander verwundert an, und betheuerten ihre Unschuld. Unschuldig? donnerte der Polizei-Direktor. Herbei, Zeuge! Da kam ein italienischer Spion, und sagte den Offizieren in's Gesicht, sie hätten im Kaffeehause von Freiheit gesprochen. Der gute Spion hatte lieber Thee gehört und das für *Liberté* verstanden. Die Offiziere wurden mit einem ernsten Verweise wegen ihrer Unvorsichtigkeit entlassen. Den andern Morgen wurde bei der Parade dem Offiziers-Korps die Parole gegeben: Es solle bei Strafe der Degradation künftig Keiner mehr in einem Kaffehaus sagen: ich trinke lieber Thee, sondern: ich trinke Thee lieber. Der Spion bekam eine Extra-Gratification von zehn Dukaten.

Im preußischen Lande Posen haben zwei Brüder der heiligen Hermandad Rotteck's Weltgeschichte verbrannt. Sie sind dafür zu Hofräthen ernannt worden — Gestern ist hier ein Roman in zwei Bänden erschienen, mit dem Titel: *Crac! Pcheht! Barunhd!!!* Wie fordert man das Buch in der Leihbibliothek? — In Hannover erscheint ein Journal, worin dem Hannöverischen Volke periodisch bewiesen wird, daß es durch seine unvergleichliche Regierung das glücklichste Volk der Welt sei. Das Journal wird von drei Hofräthen redigirt. Sie heißen: Hüpeden, Wedemier, Ubbehohde. Wer solchen Namen nicht glaubt, der ist schwer zu befriedigen. — Der Rektor der Berliner Universität (ich glaube er heißt Marheineke) hat an alle deutsche Universitäten geschrieben, sie möchten doch subscribiren auf die Werke des Königlich Preußischen Hofphilosophen Hegel, die in einer stylverbesserten Ausgabe erscheinen werden.

— So eben verläßt mich Einer, der im Namen des Verlegers der angekündigten Uebersetzung meiner Briefe zu mir kam, und mich um biographische Notizen bat, die man dem Buche vordrucken wolle. Ich musterte in Gedanken alle Merkwürdigkeiten und Erinnerungen meines Lebens, um einige davon hinauszuschicken. Aber da erging es mir, wie der Viertelsmeisterin Wolf in den Hussiten vor Naumburg. Ich fand, daß es alle meine lieben Kinder sind und ich konnte nicht wählen. Ich ließ den Mann wieder gehen, und sagte ihm, daß

ich gar nichts von meinem Leben wisse, und er solle sich an Andere wenden, die besser unterrichtet wären, als ich in dieser Sache. Im Ernste, ich begreife gar nicht, wie Einer so unverschämt sein kann, von sich selbst zu reden, außer er müßte sich über sich lustig machen. Das wollte ich aber auch nicht. Darin sind meine Franzosen ganz andere Leute. Dr. * * * * hat vom Buchhändler Brockhaus den Auftrag, für ein biographisches Lexicon das Leben der hier wohnenden berühmten Männer zu schreiben. * * * wendete sich schriftlich an diese selbst, und gleich den andern Tag hatte er von Allen die vollständigsten Selbstbiographien, worin sie ohne alle Satyre sich auf das Schönste lobten. Mancher besuchte außerdem * * *, und firnißte noch mündlich sein schriftliches Lebensgemälde. In dem Namens-Verzeichnisse der Personen, deren Biographien geliefert werden sollen, welches Brockhaus dem * * * geschickt, wählte dieser auch meinen Namen aus. Aber Brockhaus entzog ihm diesen Artikel. Gewiß aus Furcht, er möchte als mein guter Bekannter Gutes von mir sagen. Jetzt läßt er sich ohne Zweifel meine Biographie von einem Hering oder einem andern solchen Vieh schreiben. Ich lache jetzt schon darüber. Solche Narren meinen, sie könnten einen jeden beliebigen Ruf machen. Von der siegenden Macht der Wahrheit haben sie gar keine Vorstellung.

Ich freue mich sehr auf Ihren nächsten Brief, worin Sie mir ganz gewiß von dem Aufruhr in Wisbaden erzählen werden, und von den Gefahren, welchen dort unser Geld ausgesetzt ist. Nun was mich angeht, so kann ich es gar nicht erwarten, bis sie mir den letzten Kreuzer genommen. Habe ich erst nichts, dann bin ich alles was ich habe, und das gäbe mir frische Lebenskraft und machte mich ganz wieder jung. Man fühlt die Leiden des armen Volks doch nicht ganz, so lange man sie errathen muß. Und Sie gar, ein Frauenzimmer, wie können Sie fürchten für Ihr Geld? Möchten Sie nicht jung bleiben bis zum Grabe? Ach! der Reichthum macht einen alt, sehr alt. Wissen Sie, warum man den Deputirten in Wisbaden arretirt hat, oder arretiren wollte? (Ich weiß nicht, wie weit es gekommen.) Weil man ihn in Verdacht hatte, Artikel gegen die Nassauer Regierung in die Hanauer Zeitung geschrieben zu haben. Sehen Sie, die

sind klug! Sobald sie eine Henne gackern hören, suchen sie die Revolution in der Dotter des frischen Ei's auf; sie warten nicht, bis sie herauskriecht. Und das ist das Geheimniß: die kleinen deutschen Fürsten alle sind von ihrem Adel an Oesterreich und Preußen verkauft. Die Minister dieser kleinen Fürsten drücken das Volk noch über ihre eigene Neigung hinaus, damit es sich empöre, und Oesterreich und Preußen Anlaß bekämen, die Staaten mit ihren Truppen zu besetzen. Dann jagt man die kleinen Fürsten fort, und die Judasse von Minister werden gut besoldet. Sind aber die kleinen Fürsten so dumm, daß sie das nicht einsehen? O nein, sie sind gar nicht so dumm, sie sehen das recht gut ein. Wenn sie aber ihre Bürger nicht wie Hunde regieren können, wollen sie lieber gar nicht regieren, und treten darum ihre Herrschaft gern an Mächtigere ab, denen es mit der Unterdrückung des Volks besser gelingt als ihnen. Ich kann es nicht verantworten, bis mein lieber Graf Bellinghausen von Wien zurückkömmt, und seine Pandora-Büchse öffnet. Es möchten wohl Uebel herauskommen, von denen er sich gar nicht erinnerte, sie eingeschlossen zu haben.

Höchst merkwürdig ist ein Artikel in den neuesten Blättern der deutschen Tribüne: „Der Kampf des deutschen Bundes mit der deutschen Tribüne." Der Verfasser sagt: Ohne Zweifel werde die deutsche Bundesversammlung ihren neuen Feldzug gegen die deutsche Freiheit damit beginnen, daß sie die Tribüne verbietet. Was wird nun darauf erfolgen! Die Tribüne wird sich nicht wehren lassen und fort erscheinen. Die Baierische Regierung wird dann durch Soldatengewalt die Presse zerstören wollen; dann aber werden die Bürger in Rheinbaiern sich bewaffnen und werden zur Vertheidigung ihrer Freiheit gegen die Königssoldaten kämpfen. Gelingt es ihnen nicht und sind sie zu schwach, dann wird man die benachbarten Franzosen zu Hilfe rufen, die trotz und entgegen ihrer „verächtlichen Regierung," den Deutschen beistehen werden. Und dann allgemeiner Krieg .... Dieser offene Trotz muß einen ganz besondern Grund haben. Und hätte er keinen, wäre er blos aus der sehr edlen Leidenschaftlichkeit des Redakteurs hervorgegangen, auch dann wäre er von den besten Folgen. In der jetzigen Lage der

Dinge können wir für die Freiheit gar nichts vernünftigeres thun; unsere ganze Hoffnung beruht auf der Unvernunft der Tyrannei. Diese herauszufordern, zu reizen, muß der Zweck jedes liberalen Schriftstellers sein, der von der Sache etwas versteht. Oesterreich und Preußen müssen die Revolution machen. Und man kann ihnen gerade heraussagen, was man von ihnen erwartet; denn sie werden uns zum Trotze und um unsere Erwartung zu täuschen, gewiß nicht vernünftig werden.

Von dem ersten März an erscheinen im Badischen zwei neue liberale Blätter, ohne Censur. Das Eine in Heidelberg vom Deputirten von Itzstein redigirt, das Andere in Freiburg von den Deputirten Duttlinger, von Rotteck und Welker. Das ist nun zum ersten Mal in Deutschland, daß bedeutende und angesehene Männer ein politisches Blatt schreiben. Das wird glückliche Folgen haben. Was aber wird die hohe Bundesversammlung thun? Die Art, wie ich geschrieben und die Tribüne, war den Herrn für einige Zeit wenigstens gewiß willkommen. Das gab ihnen Vorwand, gegen die Preßfreiheit mit Strenge zu verfahren, und Tausende von deutschen liberalen Philistern, die früher in der Abenddämmerung ein leises Wort mitgesprochen, sind von unserm lauten Worte am hellen Tage so in Schrecken versetzt worden, daß sie seitdem schweigen. Das war jenen in Frankfurt auch Gewinn. Wenn aber Männer, wie die genannten, mit Festigkeit doch mit Mäßigung, auf eine dem ängstlichen und frommen Gemüthe der Deutschen entsprechende Weise — — und sie wirken doch, nur langsamer — die constitutionelle Gesinnung zu verbreiten suchen, dann werden Oesterreich und Preußen, deren bisheriger Einfluß auf die kleinen deutschen Mächte hierdurch bedroht wird, alles anwenden, dem, was sie als ihr Verderben ansehen, Einhalt zu thun. Und was dann? Geduld. Wir werden sehen, wer am nächsten ersten April den Andern in den April schickt.

Dienstag, den 21. Februar.

Diesen Morgen besuchte mich Jemand aus Wisbaden und der von dort kömmt. Der erzählte mir, man habe nicht einen Deputirten,

sondern einen Beamten arretirt, den man in Verdacht hatte, Artikel gegen die Nassauer Regierung in die Hanauer Zeitung geschrieben zu haben. Der eigentliche Verfasser jener Artikel sei der Papierhändler Schulz in Wiesbaden, und als dieser von der Arretirung jenes Beamten erfahren, sei er vor Schrecken gestorben. Wir Deutsche empfinden jetzt die üblen Folgen, daß man Polignac und seine Gesellen nicht aufgeknüpft hat. Ein solches Beispiel hätte die deutschen Ministerchen doch etwas stutzig gemacht. Wie bequem es aber unsere Regierungen haben! Wie wohlfeil die Tyrannei bei uns ist! Die Regierungen können ein Schreckenssystem ohne Guillotine einführen. Sie brauchen ihre unterthänigen Philister nur mit Gefängniß zu bedrohen, und da sterben sie gleich vor Schrecken. So kriecht, kriecht, Ihr Regenwürmer, die Ihr nach dem Gewitter in Frankreich Euch aus der Erde hervorgewagt — kriecht, bis Euch der Fuß der Tyrannei zerquetscht! Welker hat in der Ankündigung seiner neuen Zeitung, die Der Freisinnige heißen wird, gesagt: „das neue Blatt wird zeigen, daß Baden werth ist, das unschätzbare Gut der Preßfreiheit zu genießen." Zeigen — werth ist — wem zeigen? Der Regierung? Der Bundesversammlung? Dieser zeigen, daß ein deutsches Volk der Freiheit würdig sei? Um den Beifall der Regierungen buhlen? Großer Gott! Wie kann man nur so wenig die Würde des Bürgers, so wenig die Würde eines Volks fühlen, in dessen Namen man spricht, daß man sagt, man wolle zeigen, daß das Volk des Beifalls seiner Regierung würdig sei? Die Regierungen müssen um den Beifall ihrer Völker buhlen; sie, aus dem Volke hervorgegangen, von ihm erhoben, von ihm theuer bezahlt — sie müssen zeigen, daß sie des Vertrauens würdig sind, das man in sie gesetzt, daß sie die Macht verdienen, die man ihnen geliehen zum Besten aller. Das Volk braucht nicht zu bitten, das Volk braucht nicht zu schmeicheln, ihm ist alle Macht, sein ist alle Herrschaft, und die Regierung ist sein Unterthan.

In einem deutschen Blatte las ich: in Preußen wäre ein junger Patriot wegen seines Patriotismus (welches man in der Schindersprache demagogische Umtriebe nennt) zu lebensläng-

licher Untersuchung verurtheilt worden. Man kann nicht wahrer und geistreicher die himmelschreiende Grausamkeit der deutschen Gerichte bezeichnen, die überlegend, ob sie einen armen gefangenen Vogel fliegen lassen oder braten sollen, ihn rupfen sein ganzes Leben lang. — In dem nämlichen Blatte stehen einige Strophen eines Ring- oder Dosen-Gedichts, welches der Hofrath Rousseau in Frankfurt an den Kaiser Franz gemacht hat. Er sagte darin : die Welt habe den Schwindel, und wenn sie Kaiser Franz nicht am Arme fest hielte, wäre sie schon längst umgefallen. Dann sagte er : Jakob hätte sieben Söhne gehabt, — so viel mir bekannt, hat er zwölf Söhne gehabt ; aber weil zwölf nur eine Silbe hat und sieben zwei Silben, hat der zarte Lyriker fünf Menschen todtgeschlagen. Also Jakob habe sieben Kinder gehabt und nur einen Benjamin. Aber Kaiser Franz mache keinen Unterschied zwischen seinen Kindern, und Ungarn, Böhmen, Italia stünden ihm in gleicher Liebe nah! Ich habe die größte Lust, das Gedicht ganz zu lesen. Bringen Sie mir es mit. Nicht schicken — es wäre schade um das Kreuz.

Zwölfter Brief.

Paris, Sonntag, den 26. Februar 1832.

. Der deutsche Bund zur Vertheidigung der Preßfreiheit hat hier die größte Theilnahme gefunden; mit steigender Wärme wird diese Angelegenheit behandelt, und der Kreis der Mitglieder erweitert sich täglich. Die hier befindlichen deutschen Handlungs-Kommis, von deren Gesinnung und Streben ich Ihnen schon früher geschrieben, haben sich vereinigt und ihre Liste mit Unterschriften ist schon bedeutend angewachsen. Die deutschen Handwerksgesellen haben schon, ehe diese

Veranlassung kam, ihren Patriotismus an den Tag gelegt. In dem Speisehause, das sie gewöhnlich besuchen, wo der Wirth ein Deutscher ist, wird der Westbote (ein in Rheinbaiern erscheinendes, im Geiste der Tribüne geschriebenes Blatt) schon längst gehalten, und mit einem Eifer gelesen, und mit einer Wärme und einem Verstande erklärt, daß es zum Bewundern ist. Diese tragen auch ihren Sou monatlich zur Association bei. Der Advokat Savoie aus Zweibrücken, einer der Gründer des Vereins, ist seit einigen Tagen hier und setzt für die gute Sache alles in Bewegung. Die Polen haben begriffen, daß diese Angelegenheit nicht blos eine deutsche, sondern eine europäische, und mehr als alles, eine polnische sei. Sie bedachten, daß der Rückweg nach Polen über Deutschland gehe, und daß nur ein freies Deutschland den Durchzug gewähre. Darum werden auch sie sich der Association anschließen, und im Namen des hiesigen polnischen Comités eine Bekanntmachung erlassen. Die italienischen Flüchtlinge werden diesem Beispiele folgen; denn noch mehr als die Deutschen selbst, drückt sie die deutsche Tyrannei. Die spanischen Patrioten werden es auch thun. Alle begreifen, daß Deutschland der Wall ist, der die Freiheit des westlichen Europa's gegen die Angriffe des östlichen schützt. Wenn wir nur drei Monate Zeit hätten! Jeder Tag ist ein Sieg. Denn nichts zu schaffen ist in Deutschland, es ist nur wegzuschaffen: das kleine Hinderniß, das die größte Bewegung aufhält. Es ist Mittag, das Volk sieht hell; doch ein Fensterladen macht Tag zu Nacht und macht das Volk blind. Ein schlechtes Stück Holz zerschlagen und alles ist gewonnen. Aber wir werden keine drei Monate Zeit haben! Das Gewitter in Frankfurt steigt schwarz empor und wird die Frucht auf dem Halme zerschlagen. Eins wird immer gewonnen und das eine rettet die Zukunft. Durch die Bewegungen der deutschen Patrioten, die trotz ihrer Heftigkeit und scheinbaren Unregelmäßigkeit, doch kalt und sehr gut berechnet sind, werden die in Frankfurt völlig den Schwindel bekommen, die letzte Haltung verlieren und ganz ohne Kopf thun, was sie bis jetzt mit wenig Kopf gethan. Völker sind, wie die Oliven. Dem leichtem Drucke geben sie süßes Oel, dem starken bitteres. Die Herren Diplomaten in Frankfurt pressen sie nun um einen Grad stärker als sie es bis jetzt ge-

than, bereiten sich einen bittern Salat und sie werden den Mund verziehen.

Haben denn nicht auch Frauenzimmer, und besonders Jüdische in Frankfurt für den Verein unterschrieben? Letzteren muß man vorstellen, das sei das einzige Mittel, die Heiraths-Freiheit (woran ihnen wohl mehr, als an der Preßfreiheit liegt) zu gewinnen. Thun Sie das.

Montag, den 27. Februar.

Gestern Abend hatten wir ein patriotisches Essen, etwa sechszig Deutsche, meistens Handlungs-Kommis. Der Zweck der deutschen Association für die Preßfreiheit wurde besprochen, und da zeigte sich denn wieder, was sich in jeder Gesellschaft zeigt. Einige sind begeistert; die Andern, der Wärme froh, die ihnen fehlt, sonnen sich gern; die meisten sind kalt, bleiben es gern und müssen mit Gewalt in's Feuer geworfen werden. Deutsche Bedenklichkeiten ohne Ende. Von den Juli-Tagen wollte der Eine nicht gesprochen haben: das könne uns verdächtig machen. Andere unterschrieben, aber nur mit Buchstaben, und erklärten alle Theilnahme zu verweigern, wenn sie ihre Namen nennen mußten. Es war zum Lachen. Sie stürzten nach dem Essen, als sie warm geworden, wie blind nach dem Tische zu, worauf der Subscriptions-Zettel lag, gleich Einem, der in Gefahr, vor der er zittert, die er aber nicht fliehen kann, mit geschlossenen Augen stürzt. Deutsche Art trat in dem Antrage mächtig hervor: sie müssen doch eine Regierung haben, ein Comite, Präsidenten, Sekretair. Sie wollten für eine Freiheit kämpfen, die ihnen fehlt, und wurden gleich anfänglich ihrer eigenen Freiheit müde, und suchten sich unter dem Namen eines Comite's eine Herrschaft. Ich stellte ihnen das Gefährliche einer Kommission vor; wie dann alle Bewegungen, alle Geheimnisse und Papiere in die Hände weniger kämen, wie dann leicht die Polizei Einfluß erhalte, durch wenige gewonnene Mitglieder alles leiten, alles verhindern könne; wie sie dann wisse, wo sämmtliche Papiere zu finden. Wie viel Eindruck meine Vorstellung gemacht, muß ich abwarten. Savoie hielt eine schöne Rede, die mit größerm Enthusiasmus hätte aufgenommen werden sollen. Auf Vaterland,

Freiheit wurden mit mäßiger Wärme Toasts ausgebracht. Als aber — kann ich es doch ohne Lachen kaum schreiben — veranlaßt durch einige anwesende Polen, die Gesundheit der Polen ausgebracht wurde, folgte stürmischer lauter Beifall. So sind sie! Für fremde Freiheit hellflammend, für eigne muß man sie erst einheizen. Die hiesigen deutschen Handwerker sollen sich aber vortrefflich benehmen. Gestern wurde an einem ihrer Versammlungsorte eine Liste aufgelegt, und gleich in den ersten Stunden waren dreißig unterschrieben. Ob man ihnen zwar gesagt, der monatliche Beitrag von einem Sou sei willkommen, wollte doch keiner weniger als einen Frank unterzeichnen und sagten dabei: gingen die Geschäfte besser, würden sie mehr geben.

Nachmittags, sagte ich zu Konrad: „Geben Sie Acht. In der Rue Tirechappe No. 7 am Ende der Rue St. Honoré, es ist eine kleine finstere Gasse, ist ein Speisehaus. Der Wirth ist ein Deutscher. Dort gehen Sie heute hin essen. Fordern Sie von dem Wirth die Liste für die Deutschen. Viele Handwerker und Andere haben unterschrieben. Wir machen Geld zusammen, und wollen die Fürsten wegjagen. Sie unterzeichnen auch mit einem Franken monatlich, und ich will das Geld für Sie bezahlen." Konrad lachte, und war sehr vergnügt über die Revolution und sagte: ich brauche ihm das Geld nicht wieder zu bezahlen, er gebe das selbst gern. Sein Freund, der Schreinergesell aus Kassel habe schon gestern mit ihm von der Sache gesprochen. Und er möchte gern wissen, „wenn der Spektakel losgeht," damit er gleich fort nach Deutschland eile. Also Konrad hat da gegessen, es waren schon 69 Unterschriften und meistens mit einem Frank. Das sind arme Leute. Die Komis, die doch alle guten Gehalt haben, und oft Söhne reicher Eltern sind, haben auch nur einen Frank gegeben! Konrad ein Verschworner! O Zeitgeist!

Es interessirt mich sehr zu wissen, wer im Gelehrten-Verein ja, und besonders wer nicht unterschrieben. Daß es * * * gethan, ist ein gutes Zeichen; denn es beweist, daß die Sache Mode ist.

Das Pereat: der deutsche Bund, der todte Hund, hat mir sehr gut gefallen. Vivat Pereat!

Dienstag, den 28. Februar.

O, prächtig, da haben wir sie schon! Sie heulen mit den Wölfen, damit sie selbst für Wölfe gehalten und nicht gefressen werden. Den einzelnen deutschen Regierungen wird bange vor der allgemeinen deutschen Association, die von Rheinbaiern ausgeht; sie wollen dieser fürchterlichen Einigung aller Deutschen zuvorkommen, und was thun sie jetzt in ihrer Schlauheit? Sie erfinden eine Badische, eine Würtembergische, eine Darmstädter Freiheit, daß nur keine deutsche sich bilde. Herr von Fahnenberg, Ober-Post-Direktor in Karlsruhe, sonst ein achtungswerther Mann, aber ein Mitglied der Regierung, also in ihrem Geiste, auf ihren Befehl, und zu ihrem Vortheile handelnd, stellt sich an die Spitze einer Großherzoglich—Badischen—Preßfreiheits-Association. Im Falle also der Absolutismus in seinem Kampfe unterläge — berechnen unsere vorsichtigen Regierungen—haben wir doch im schlimmsten Falle nur einen Großherzoglich Badischen, einen Königlich Baierischen, einen Herzoglich Nassauischen Liberalismus und mit diesen kleinen Freiheitchen werden wir in einer günstigeren Zeit schon fertig werden. Unterdessen genießt die Badische Regierung einen Finanzvortheil bei dieser Sache. Die Bundeskasse der Preßfreiheits-Association vermehrt die Kaution der Journalisten, und sichert ihre Bestrafung. Alles schön, alles gut; es kömmt nun darauf an, wie weit die Dummheit des deutschen Volkes geht. Und geht sie so weit, daß sie ihren Patriotismus provinzialisiren und mit 39 dividiren lassen, dann wären ja alle diese schlauen Mittelchen ganz unnöthig. Sind wir denn wirklich so dumm, als die Regierungen glauben?

Gestern steht in der Allgemeinen Zeitung, daß in Berlin wegen Heine's, zwischen einem Anhänger und einem Gegner desselben, ein Duell vorgefallen. Die politischen Duells sind seit einiger Zeit sehr häufig, auch hier zwischen den Polen. Das ist ein gutes Zeichen. Je größer die Erbitterung zwischen den Parteien, je näher der Kampf; je näher der Kampf, je näher der Sieg.

Dreizehnter Brief.

Paris, Donnerstag, den 1. März 1832.

Da ist die Adresse nach Zweibrücken. Sie hat mir den ganzen Vormittag verzehrt und ich muß darum über alles übrige heute schweigen. Sie sollen sich in alphabetischer Ordnung unterschreiben. Wenn nur nicht unglücklicher Weise der wahrscheinliche Abraham in der Gesellschaft ein furchtsames Herz hat, und sich bedenkt, den Anfang zu machen! Vorwärts, Israel! Die Mauern Jericho's sind von Trompeten eingefallen — aber es ist kein wahres Wort daran. Unter Trompete verstand die heilige Schrift die Preßfreiheit. Vor ihr werden auch die Mauern der Tyrannei fallen. Und leset das Kapitel von Samuel und Saul zwei Mal, zehn Mal, hundert Mal. Adieu.

An die Herren Vorsteher des Deutschen Preßvereins in Zweibrücken.

Wir haben die Ehre, Ihnen eine Liste von Einwohnern Frankfurts, die dem schönen Bunde für das freie deutsche Wort beigetreten, zugleich mit dem Betrage der Sammlung des ersten Monats zu übersenden. Alle die Unterzeichneten sind jüdischen Glaubens. Wenn dieses Verhältniß unserer Theilnahme eine besondere Bedeutung gibt, die sie ohne dies nicht hätte: so ist das weder unsere Schuld noch unser Verdienst, es ist nur unser Mißgeschick.

Wir hätten vorauseilen sollen in einem Kampfe, der uns mehr verspricht, als den übrigen Deutschen, weil uns alles fehlet; doch wir sind die Minderzahl, und es ziemte uns daher die Beschlüsse der Mehrheit abzuwarten, und ihrer Leitung zu folgen. Ihr dürft unserem Mitgefühle vertrauen; den Schmerz, kein Vaterland zu haben, kennen wir seit länger als Ihr.

In dem Kriege, den sie den Befreiungskrieg genannt, der aber nichts befreit, als unsere Fürsten von den Banden, in welche die große, mächtige und erhabene Leidenschaft eines Helden ihre kleinen schwachen und verächtlichen Leidenschaften geschmiedet, haben auch wir die Waffen geführt. Ehe der Kampf begann,

genossen wir in Frankfurt, wie überall in Deutschland, wo französische Gesetzgebung herrschte, gleiche Rechte mit unsern christlichen Brüdern. Und nicht etwa dem Murren des Volkes wurde diese neue Gleichheit aufgedrungen. Sie überraschte, wie alles Fremde, doch sie ward willkommen, wie alles was die Liebe bringt. Die nämlichen Bürger tranken herzlich aus einem Glase mit uns, die noch den Tag vorher uns mit Verachtung angesehen, oder mit Haß den Blick von uns gewendet. Denn das ist der Segen des Rechts, wenn es mit Macht gepaart, daß es wie durch einen Zauber die Neigungen der Menschen umwandelt: Mißtrauen in Vertrauen, Thorheit in Vernunft, Haß in Liebe. Dem Wasser gleichet Gerechtigkeit; sie fällt schnell herab und steiget nie hinauf. Jede Regierung vermag in allem, was gut und schön ist, die Meinungen und Gesinnungen, das Herz und den Willen der Völker umzuwandeln; aber Völker brauchen Jahrhunderte, ihre Regierungen zu veredeln, und nie der friedlichen Mahnung, nur der Gewalt gelingt es endlich, ihre Wildheit zu bezähmen.

Als wir aber aus dem Kampfe zurückkehrten, fanden wir unsere Väter und Brüder, die wir als freie Bürger verlassen, als Knechte wieder, und das sind wir geblieben bis auf heute. Nicht blos die Rechte des Staatsbürgers, nicht blos die des Ortsbürgers hat man uns geraubt, wir genießen nicht einmal die Menschenrechte, die, weil sie älter als die bürgerliche Gesellschaft, kein Recht unterdrücken noch modeln darf. Man hat sich uns gegenüber das Recht der Pest angemaaßt, das Recht, unsere Bevölkerung zu vermindern, und um dieses fluchwürdige Ziel zu erreichen, verstattet man uns, die wir in Frankfurt fünftausend an der Zahl sind, jährlich nur funfzehn Ehen zu schließen. Höre es, deutsches Volk! Und wenn Freiheit, Recht, Menschlichkeit in Deinem Wörterbuche stehen, erröthe, daß Du ohne Erröthen diese Schmach, die das ganze Vaterland schändet, so lange ertragen konntest.

So wurde uns gelohnt. Wir waren nicht die einzigen, aber wir waren die am meist Betrogenen; und wahrlich, nicht die einzigen zu sein, hat uns mehr geschmerzt, als die am meist Betrogenen zu sein.

Verdienten wir unser Schicksal? So wenig als Ihr es verdientet. Doch hat es je der Tyrannei an Unverschämtheit gefehlt, wenn sie aus Spott eine Rechtfertigung sucht, über die sie ihre Gewalt erhob? Dich, christlich deutsches Volk, haben Deine Fürsten und Edelleute als ein besiegtes Volk, Dein Land als ein erobertes Land behandelt. Und uns, jüdisch deutschem Volke sagte man, wir wären aus dem Orient gekommen, hätten zur angenehmen Abwechslung die Babylonische Gefangenschaft mit der Deutschen vertauscht, wir wären fremd im Lande und wir betrachteten ja selbst unsere Mitbürger als Fremdlinge. Doch das ist unser Glaube, was auch die Verläumdung gelogen, das ist die Lehre unserer Väter; was auch die Schriftgelehrten herausgedeutelt! Als Gott die Welt erschuf, da schuf er den Mann und das Weib, nicht Herrn und Knecht, nicht Juden und Christen, nicht

Reiche und Arme. Darum lieben wir den Menschen, er sei Herr oder Knecht, arm oder reich, Jude oder Christ. Wenn unsere christlichen Brüder dieses oft vergessen, dann kommt es uns zu, sie mit Liebe an das Gebot der Liebe zu ermahnen — uns, die wir älter sind als sie, die wir ihre Lehrer waren, die wir den einen und wahren Gott früher erkannt, und der reinen Quelle der Menschheit näher stehen als sie.

Viele unserer Glaubensgenossen, und wie hier so gewiß auch überall, zögern noch dem Vereine beizutreten. Sie theilen unsere Gesinnungen, ihr Herz schlägt so warm als das unsere für die Freiheit des Vaterlandes; aber sie sind bedenklich, sie, die Reichen unter uns, weil sie, den Räthen der Gewaltherrscher näher stehend, sich einflüstern ließen: wenn das Volk zur Macht käme, werde es die Ketten der Juden noch enger schließen.

Schenkt diesen Einflüsterungen kein Gehör, geliebte Glaubensgenossen! So sprechen jene nur, um Bürger von Bürger zu trennen, damit sie das so getrennte, sich wechselseitig mißtrauende Volk leichter nach ihrer Willkühr beherrschen können. Tretet dem Bunde bei. Die Freiheit der Presse gründet die Herrschaft der Vernunft, und unter dieser Herrschaft sind Alle gleich, gibt es keine Knechte.

Sie aber, würdige und muthige Männer, die für das deutsche Volk das Wort genommen, sprechen Sie es aus, was unsere Glaubensgenossen zu erwarten haben von der Freiheit des Vaterlandes. Reden Sie klar und offen, nicht für uns, nur für die Andern, die ängstlich noch zurückgeblieben.

Doch wie auch Ihre Antwort günstig oder nicht, wir treten nicht zurück. Als die Polen ihren Kampf begannen, so erhaben er auch war, lud man dort die Juden nur zum Kampfe ein, aber nicht einmal zur Hoffnung der Siegesbeute. Polen unterlag! Beginnt jetzt Euren Kampf, wir theilen ihn und vertrauen auf Gott. Wir wissen: das Schuldbuch des Himmels hat nur noch wenige leere Blätter, die Thorheiten und Sünden der Menschen in Rechnung zu bringen. Dem Undanke, dem verrathenen Vertrauen folgt bald die Strafe nach. Ihr werdet frei mit uns, oder Ihr werdet nicht frei.

Euch aber, geliebte Glaubensgenossen, sei es gesagt: wenn einst unsere christlichen Brüder die Freiheit sich gewonnen, und wir theilen, wie den Kampf, so die Beute des Sieges mit ihnen, dann — nichts vergessen, nichts vergeben, keine Versöhnung, die nur die Grenze des Hasses ist. All unser Gedächtniß liege bei den Gebeinen unserer Väter; nur in der Zukunft wollen wir leben, nur für die Zukunft wollen wir sterben

Vierzehnter Brief.

Paris, Montag, den 5. März 1832.

Der Lindner ist zum Legationsrath in München ernannt worden, und hat die allergnädigste Erlaubniß, die Uniform des königlichen Hauses tragen zu dürfen, taxfrei bekommen. Ich möchte ihn sehen in seiner Livree. Dieser Lindner ist die vollendetste Lakaien-Seele, die ich je kennen gelernt; er ist mit gelben Aufschlägen und geprägten Knöpfen auf die Welt gekommen. Er und Hormayer schreiben die neue Baierische Staatszeitung, und der Letztere hat das Feld der Literatur zu bebauen übernommen. Das wird eine schöne Landwirthschaft werden!

— Ach, was habe ich für einen schönen neuen Ueberrock! Haselnußfarbe, bequem über den Frack zu tragen, wattirt, lang, ein Meisterstück. Sie hätten Ihre Freude daran. Auch hat ihn der berühmte Staub gemacht, der Rothschild der Schneider. Als ich ihm sagte: Noch nie hätte mir ein Pariser Schneider einen Ueberrock nach Wunsch gemacht und ich bäte ihn darum, die Sache mit Ernst zu bedenken, lächelte er ganz mitleidig und sagte: une maison comme la nôtre! Und der Mann hat Recht, stolz zu sein. Was die Natur an mir verdorben, hat er wieder gut gemacht. Meine Taille sollten Sie sehen!

Mit diesem schönen Ueberrock ausgeschmückt (und in dieser Absicht schone ich ihn und ziehe ihn selten an), werde ich künftigen Sommer den Redakteur der Mannheimer Zeitung in Heidelberg besuchen, und werde ihm sagen: „Ich bin der Verfasser der Briefe aus Paris, zu dem die Stuttgarter Hof-Zeitung gesagt hat: O, du elende Schmeißfliege! Die zwei Haupt-Redakteurs an dieser Zeitung sind der ehrliche Lindner, und geheime Hofrath Münch, von denen jeder dreitausend Gulden Gehalt bekömmt. Dafür müssen sie grob sein. Sie aber werden weit schlechter bezahlt, und sind daher auch weit weniger grob. Indessen haben Sie von mir gesagt: Ich hasse die Fürsten, weil ich keine Hoffnung hätte, selbst ein Fürst zu

werden, und haßte die Reichen, weil ich kein Geld hätte. Das eine ist dumm, und darum verzeihe ich es Ihnen; aber das andere ist gelogen. Betrachten Sie mich in diesem Rocke; sehe ich aus, wie ein Mann der arm ist? Der Rock hat eine Haselnußfarbe, einen Sammetkragen, und ist mit Seide gefüttert und wattirt von oben bis unten. Er hat fünf Taschen und eine sechste geheime für Verschwörungslisten, und kann bis zum Halse zugeknöpft werden. Fühlen Sie einmal dieses Tuch an; fragen Sie Herrn Zimmern daneben, wie viel die Elle von solchem Tuche kostet und Sie werden erstaunen. Und Sie nennen mich arm? Wenn Ihre ganze Garderobe so viel werth ist, als mein einziger Rock, sollen Sie mich zum Fenster hinaus in den Neckar stürzen. Hundert und dreißig Franken hat er gekostet. Ueberhaupt für wie reich halten Sie mich? .. Der Redakteur, dem mein grimmiges Gesicht ganz angst gemacht, möchte gern höflich sein und mich für sehr reich erklären; aber so ein armer Teufel von Pescheräh hat nicht weit zählen gelernt, und er antwortet: O, Herr von Börne, Sie sind gewiß drei bis vierhundert Gulden reich . . . Vierhundert Gulden! Sie sind ein Narr. Eine Million bin ich reich, sowohl an baarem Gelde, als an Manuscripten und guten Eigenschaften. Sie aber, wie viel sind Sie werth? Gar nichts sind Sie werth. Sie sind nicht werth, daß Sie der Teufel holt!“ Dann ginge ich fort und lachte mich todt. Nur eines ist mir unerklärlich: Warum der Redakteur der Mannheimer Zeitung von den Heidelberger Studenten noch niemals Prügel bekommen.

— Soviel ich das undeutlich geschriebene Motto aus dem Tacitus lesen kann, heißt es in deutscher Uebersetzung ohngefähr wie folgt: „Nicht blos gegen die Schriftsteller, sondern auch gegen deren Werke, wurde auf Befehl der Triumviren mit Erbitterung verfahren, und die Denkmäler der erhabensten Geister wurden auf dem Forum verbrannt— als könnten durch Feuer die Klagen des römischen Volks, die Freiheit des Senats und das Gefühl des ganzen Menschengeschlechts vernichtet werden!“

Mittwoch, den 7. März.

Nicht auf Myron's Kuh wurden zu ihrer Zeit so viele Epigramme gemacht, als in Deutschland seit einigen Monaten auf mich gemacht wurden! Und es sind nicht blos kleine Schaumuster von Witz, von Fingerslänge, wie jene griechischen waren; sondern es sind ganze lange, breite, schwere Witzstücke, woran drei Blei hängen, das bekannte Fabrikzeichen der deutschen Satyre. Es ist aber merkwürdig, was ich bei den Fabrikanten Kredit habe! Sie schicken mir ihre Waare unbestellt, unverlangt, und scheinen ganz unbekümmert, ob ich sie einmal bezahlen werde oder nicht. Aber ich bezahle sie — ehrlich währt am längsten.

Ein solches Witzstück erhielt ich gestern in meinem Briefe, der das Postzeichen: Hamburg, 15. Nov. trug. Der Mensch denkt's, Gott lenkt's. Ich wollte darauf schwören, daß der Briefsteller acht Tage nach dem 15. November sich Morgens vergnügt die Hände rieb und jubelte: heute kommt mein Brief nach Paris, heute wird er braun, roth, gelb und weiß vor Aerger, und zerbricht sich den Kopf, wer das Sonnet gemacht haben mag. Goethe oder Platen, oder Uhland, oder Heine, oder Chamisso — und kann es nicht errathen. Aber es kam ganz anders. Den Brief erhielt ich erst gestern, also vier Monate später, weil die Adresse falsch war. Die Straße Rue de Provence war zwar richtig angegeben, aber die Hausnummer war falsch. Ich wohne Nr. 24, und die Adresse hatte Nr. 21. Vier Monate suchte mich der Briefträger, bis er mich endlich fand! Und ich wohne doch der Nr. 21 gerade gegenüber! Und ich erhielt den Brief zugleich mit dem ersten Veilchen, zu einer Zeit, wo mich nichts ärgern kann, weil ich dann meinem Ost entgegendämmere, weil ich dann des baldigen Wiedersehens froh bin. So weise hat mein Schutzgeist alles gelenkt, um die Bosheit des Hamburger Sonnetiers zu vereiteln.

Aber so ist der Deutsche! Dieser unbekannte Hamburger — ein Mensch, der so gar keine Schulkenntnisse hat, der so wenig von Geographie, Statistik, Historie, Topographie, Biographie gelernt hat, daß er nicht einmal weiß, daß ich in der *Rue de Provence* Nr. 24

wohne und nicht Nr. 21 — nimmt sich heraus, ein Dichter sein zu wollen, nimmt sich heraus, ein Sonnet auf mich zu werfen! Und mit welcher Bosheit ging er dabei zu Werke! Daß ich ja nichts ahnden möchte; daß ich ja in der Erwartung schwelgte, das Innere des Briefes werde so rücksichtsvoll und so artig sein als sein Aeußeres, und die Ueberraschung, der Schrecken mich so fürchterlicher darnieder werfe — schrieb er auf die Adresse: à Monsieur L. Boerne, *savant Allemand* und frankirte den Brief. Wie man Einem Grobheiten frankirt schicken mag, begreife ich nicht; nie hätte ich das Herz dazu.

Hier folgt die Abschrift des Sonnet's. Das „Entwichner Wechselbalg" wird Ihnen gefallen. Ich bitte, sehen Sie in meinem Schimpfwörterbuche nach, ob in W. Wechselbalg steht; wenn nicht, tragen Sie es nach.

An L. Börne,

den Briefsteller aus Paris.

Ist der ein Deutscher, der mit frechem Hohne,
Den Deutschen Namen schändet, ihn entehrt,
Was Deutschen heilig ist, giftig zerstört,
Es richtend nicht, hinrichtend gleich dem Frohne!
Schütz Himmel uns vor dem verworfenen Sohne
Des Vaterlands, der Jud' und Christ empört,
Der Lug und Trug zu lehren nur begehrt,
Sich flechtend selbst der ew'gen Schande Krone!
Du wähnst Dich sicher im Asyl der Franken,
Und nicht zu Deutschen, nicht in Deutsche Schranken,
Entwichner Wechselbalg, kehrst Du zurück!
Doch wohin Dich die flücht'gen Sohlen tragen,
So lang' im Busen Deutsche Herzen schlagen,
Ist auch Verachtung Dein gerecht Geschick!

Donnerstag, den 8. März.

Als ich gestern den Wechselbalg suchte, war er nicht zu finden. Erst einen Tag in meinem Zimmer und schon verschwunden! Darum heißt er auch mit Recht ein flüchtiger Wechselbalg. Endlich fand ich ihn unter meinen Papieren versteckt und niedergekauert. Und als ich so Nachsuchung hielt, fiel mir noch ein anderes Blatt in die Hände,

ein köstliches Blatt, eine wahre papierene Krone, und ich kann darum wie Saul sagen: ich war hingegangen, einen Esel zu suchen und habe eine Krone gefunden. Doch nein! O Gott nein! Jetzt nicht scherzen, nicht lachen! Lesen Sie, lesen Sie. Dieses schwefelfarbige Aktenstück aus dem Archive der Hölle, wurde mir im Winter vor unserem Aufenthalte in Soden von * * * vertraulich mitgetheilt. Ich sollte es zum Drucke befördern. Nun hatte mich wohl damals meine schwere Krankheit unempfindlich, später die französische Revolution hoffnungstrunken gemacht. Es war mir ganz aus dem Sinne gekommen. Jetzt gesund genug und nur zu nüchtern, fänd ich das Papier wieder. Jetzt will ich es drucken lassen. Schreiben Sie mir es ab, und verbrennen Sie sogleich das Original. Die Handschrift möchte vielen in Frankfurt wohl bekannt sein. O! es kocht, es kocht in mir! Aber meine bevorstehende Reise läßt mir nicht Zeit zu warten, bis meine Zorn-Suppe gar geworden. Unglückliches Volk! Unglückliches Vaterland! Kein Wahnsinniger wird so bevormundet und gepeinigt. Es ist mir, als sähe ich das ganze deutsche Volk im Drillhäuschen. Doch genug, genug!

Bericht des Oesterreichischen Generals von Langenau an den Fürsten von Metternich.

(Frankfurt, 1823).

In die Majorität der Bundes-Gesandten ist ein Geist des Widerspruchs gefahren, der sich in zweifacher Beziehung in der Form des Liberalismus manifestirt, obwohl er durch und durch politischer Natur ist

Die erste Form ist die Gesetzlichkeit. Kein Antrag darf ohne strenge Prüfung zur Abstimmung gebracht werden. An jeden wird der Buchstabe des Gesetzes als Maßstab gelegt; jede Discussion wird auf Grundsätze zurückgeführt. Alles wird unter die Lupe der Bundes-Versammlung gebracht; kein Gesetz wird für oder wider angeführt, ohne durch künstliche Exegese den Sinn desselben auf so folgenreiche Weise auszudehnen, daß der Convenienz bald gar kein Spielraum mehr übrig bleiben wird. Aber nicht die Gesetzlichkeit, die Verfassungsmäßigkeit ist der letzte Zweck dieser Sophisten. Dieser liegt vielmehr darin, den großen Bundesmächten die formale Rechtsgleichheit aller Bundesglieder so unerträglich zu machen, daß sie, um sich in ihren Interessen nicht binden zu lassen, sich genöthigt sehen, im Bunde nur eine passive Rolle zu spielen, und nur durch diese

Passivität gegen die Action der Mindermächtigen zu reagiren. Allein dies gerade fördert ihren Zweck, in dem die kleinern Staaten, eben durch diese Thätigkeit, die öffentliche Meinung in dem Grade für sich gewinnen, in welchem die größern durch ihre Unthätigkeit, die als hemmendes Prinzip erscheint, dieselbe verlieren.

Die zweite Form ist die der Nationalität. In dieser Form suchen sie die verschiedenen, oft sich widerstrebenden Interessen der einzelnen kleinen Staaten in Separathandlungen auszugleichen und zur Erhaltung der so errungenen gemeinsamen Interessen förmliche Bünde im Bunde zu stiften. Warum wird mit so großem Eifer, mit so vieler Umsicht an der Organisation der gemischten Armee-Corps gearbeitet? Warum der Vereinigung darüber alle Rangverhältnisse so leicht geopfert? Warum stehen die Theilhaber dieser Corps, so bald sie die Selbstständigkeit derselben nur von weitem gefährdet glauben, gleich für einen Mann? Warum hat man in den Staaten, welche von Protestanten regiert werden, mit so unwandelbarer Hartnäckigkeit allen Schwierigkeiten, die sich der Gründung eines gemeinsamen Systems für die Katholischen Kirchenangelegenheiten in den Weg stellten, Trotz geboten? Hat nicht, um nur das System zu Stande zu bringen, Würtemberg seinen Landesbischof einem Badischen Erzbischof untergeordnet, Darmstadt der Metropolitanwürde, welche Mainz so lange zierte, entsagt, Kurhessen dem Großherzogthum Hessen den Vorrang eingeräumt? Hat man nicht selbst die kleinen Staaten Norddeutschlands in den süddeutschen Verein zu locken gewußt? Warum wird auf einmal jede Finanz-Rücksicht und jedes Provinzial Interesse für nichts geachtet, um nur den süddeutschen Handelsbund, an welchem in Deutschland so eifrig gearbeitet wird, zu Stande zu bringen? — Die öffentliche Meinung soll damit gewonnen werden, die Völklein sollen an die Möglichkeit glauben, daß sie ein Volk werden könnten; sie sollen in solchen Vereinen ihr Wohl gegründet finden, sie sollen Parthei nehmen gegen die, welche, weil sie andere Interessen haben, den gleichen Weg nicht nehmen können, und in dieser neuen Liebelei mit den Völkern und der öffentlichen Meinung, wollen jene Liberalen dem Einflusse ein Ziel stecken, den, zu ihrem großen Verdrusse, die großen Mächte noch immer auf die innern Angelegenheiten der einzelnen deutschen Staaten ausüben und auszuüben berufen sind. Diese Menschen die oft weniger liberal sind, als sie, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, sich darstellen, theilen sich zwar wieder in zwei verschiedene Klassen, in die Idealisten und Realisten; allein, wenn auch von verschiedenen Gesichtspunkten ausgehend, streben sie doch beide nach dem einen Ziele, gegen die beiden großen Mächte einen Antagonismus zu organisiren.

An der Spitze der Idealisten steht der Freiherr von Wangenheim. Ihm schließen sich mehr oder weniger an die Herren von Carlowitz und

Harnier. Realisten sind der Freiherr von Aretin und der Herr von Lepel. Jener läßt die Idealisten sprechen und zieht, indem er sie zu bekämpfen scheint, die Conclusa, wie sie es wollen, gegen Oesterreich; dieser stimmt offen und unverholen für Alles, was gegen die großen Mächte ist. — Ihm folgt, wenn irgend möglich, der Herr von Roth. Auf Graf Eyben, Graf Grüne, Graf Beust und Baron Penz ist nicht zu rechnen; sie sind den Idealisten und Realisten persönlich befreundet, und, wenn sie auch gegen die großen Mächte nichts unternehmen, sind sie doch auch nicht für sie zu gebrauchen. Macht man Ansprüche auf sie, so schützt der eine die Forderungen der Ehre, der andere gar die des Pandektenrechtes vor — im Grunde liebäugeln auch sie mehr oder minder mit der Popularität. Aus Freiherrn von Blittersdorf ist nicht klug zu werden, er lebt in allen Elementen mit gleicher Leichtigkeit.

Was bleibt uns? Ein Präsident, der zwar sagen muß, was wir wollen, es auch gern und mit Heftigkeit sagt, aber es nicht vertheidigen kann, so daß er mit dem besten Willen oft das Gegentheil von dem selbst mit beschließen hilft, was er durchsetzen sollte; ein Graf Goltz, der das, was Graf Buel bejaht, zwar nie verneint, aber zur Vertheidigung der Sache nie auch nur das mindeste beizutragen vermag; der Herr von Hammmerstein, der uns nur bei seinem ersten Auftritte liberal und also gefährlich erschien, jetzt aber sich täglich besser zeigt. Er hat Kenntnisse, Verstand und einen gewissen Geist der Intrigue, und den Stolz, der über die Kleinen hinwegsieht; er wird uns, wenn Sie ihn mit dem Bande, das er uns selbst darreicht, vollends fesseln, wichtige Dienste leisten können. Der Minister Marschall, auf den unter allen Umständen und für jeden Zweck zu bauen ist; der Freiherr Leonhardi, der nicht mucksen darf, und die Gesandten der sogenannten freien Städte, obwohl auch diese, der Mehrzahl nach, die Faust in der Tasche machen.

Hieraus folgt, daß, so gute Elemente wir auch haben, dennoch an der Begründung des Stabilitäts-Systems, und mithin an der Herstellung der Ruhe, nicht zu denken ist, wenn man nicht die Idealisten zusammt den Realisten bannen kann. — Die Bundes-Versammlung muß epurirt werden. Darauf müssen Oesterreich und Preußen vor allen Dingen wirken. Die auf diesen Zweck berechneten Schritte müssen zwar gemeinschaftlich verabredet, aber nur abwechselnd von Einem dieser beiden Staaten allein und sehr nach und nach gemacht werden, damit nicht Andere als die Angegriffenen sich in ihrer Würde gefährdet glauben mögen. Deshalb darf man die Epuration auch nicht beim Freiherrn von Aretin anfangen, obwohl seine Entfernung, weil er vor allen Andern der Verstockteste und daher der Gefährlichste ist, am wünschenswerthesten wäre. Bayern hält am meisten auf seine Unabhängigkeit, würde also am ersten Lärm blasen, und nicht ohne großen Anhang bleiben. Daher muß das bayerische Gouvernement nicht gereizt, sondern in's Interesse gezogen und für die Epuration gewonnen werden. Dies ist zum Glück gar nicht so schwer, da der Minister Rechberg das bayerische anti-öster-

reichische System vergißt, sobald man ihm in irgend einem magischen Spiegel die Revolution und den Fürsten Metternich als deren Bändiger zeigt.

Nicht ohne Erfolg hat Preußen in seinen Cirkular-Bemerkungen über die Köthen'sche Streit-Angelegenheit den Freiherrn von Aretin nicht nur geschont, sondern sogar gelobt. Rechberg findet diese Bemerkungen vortrefflich, das Benehmen der Mehrzahl der Bundesgesandten abscheulich. Gelingt es, das bayerische Gouvernement in dieser Stimmung zu erhalten, so wird der Epuration kein großes Hinderniß im Wege stehen. Es kommt dann nur darauf an, immer nur Einen Gesandten auf ein Mal und zuerst einen solchen zu attaquiren, dessen Hof von den übrigen aus irgend einem Grunde am leichtesten zu isoliren ist. Es ist ziemlich gleichgültig, wer dieser erste sei. Alles ist gewonnen, wenn um seines Benehmens gegen die großen Mächte willen nur Einer rappellirt wird. Zeigt man dann nur den festen Entschluß, daß, wenn es sein muß, der nämliche Prozeß sofort werde von vorn angefangen werden; so darf man mit Sicherheit darauf rechnen, daß der böse Geist, der jetzt in der Bundes-Versammlung sein Unwesen treibt, bald gebannt sein wird. Keinem Gesandten wird es alsdann so leicht wieder einfallen, in seinen Berichten, die wir ja meistens perlustriren können, den Geist der Opposition, der allerdings in den deutschen Fürsten zu leicht nur geweckt werden kann, zu nähren, vielmehr werden sie, um sich in ihren einträglichen und zugleich ruhigen Posten zu befestigen, selbst dazu mitwirken, ihre Höfe dem österreichischen, also auch dem preußischen An- und Absichten, aus treuer Anhänglichkeit an das alte Kaiserhaus entgegen zu führen.

Dies ist der einzige Weg, auf welchem meines Dafürhaltens wir das wieder erobern können, was wir uns in unbegreiflicher Sorglosigkeit haben entreißen lassen.

Fünfzehnter Brief.

Paris, Samstag, den 10. November 1832.

Diesen Brief, vom Samstag datirt, fange ich heute Sonntag erst an. Ich habe mich einer Treulosigkeit gegen Sie schuldig gemacht; nicht wegen Mademoiselle * * * * — denn diese besuchte ich erst um zwei Uhr, ich hätte also den ganzen Vormittag Zeit gehabt Ihnen zu schreiben — sondern wegen eines Buches, das mich so angezogen

Ich empfehle Ihnen Scènes de la vie privée par M. Balzac. Ein moralischer Erzähler von seltener Vortrefflichkeit und der die Tugend so liebenswürdig darzustellen weiß, daß man sie, zu seinem eignen größten Erstaunen, noch vierzig Jahre nach der Kindheit lieb gewinnt. Sie hatten also einen ganzen Tag lang keine andere Nebenbuhlerin als die Tugend selbst.

Montag, den 12. November.

Sie wundern sich gewiß, daß ich noch kein Wort Politik gesprochen in diesen sechs Briefen; ich wundere mich selbst darüber und ich weiß nicht wie es kömmt .... O! es ist so langweilig, so langweilig! ich knurre wie ein alter Hund der unter dem Ofen liegt und kann es vor lauter Bosheit nicht zum Bellen bringen. Bosheit gegen wen? Nicht gegen den bürgerfreundlichen Großherzog von Baden, der die Professoren Rotteck und Welcker abgesetzt: sondern gegen die Letzteren, die aus Schaafs-Gutmüthigkeit, ein aktives Verbum haben zum passiven werden lassen. Nicht gegen den Minister Winter in Karlsruhe, der sich für einen freisinnigen Mann ausgegeben und den ich immer für einen Pascha von drei Fuchsschweifen gehalten; sondern gegen die Narren, die ihm das geglaubt. Nicht gegen die Schamlosigkeit der baierischen Regierung, die Landeskinder nach Griechenland schickt, um deutsches zahmes Kuhpockengift in das edle griechische Blut zu bringen, damit ein Heldenvolk bewahrt werde vor dem Fieber und den Blatternarben der Freiheit und ein hübsches, weibliches, polizeiglattes Gesicht behalte; sondern gegen die Baiern, die ruhig und breit darstehen, wie die Bocksbierfässer, und ohne sich zu rühren, sich anzapfen lassen von dem unersättlichen Gewalts-Durste ihres Königs. Nicht gegen die hessische Maitressen-Regierung, welche alle freisinnigen Deputirten mit Fächerschlägen aus der Kammer jagt; sondern gegen diese selbst, die sich wie Spatzen durch ein Husch! Husch! vertreiben lassen. Die in Kassel begreife ich nicht. Die Cholera ist dort und wie ich gelesen, haben sie große Furcht davor. Wenn man aber die Cholera fürchtet, wie kann man zugleich Gefängniß und

Geldstrafen fürchten? Aber der Deutsche hat ein großes Herz! Als einst Napoleon einen Offizier ausschmähete, antwortete dieser: Ihr Zorn ist nicht gefährlicher als eine Kanonenkugel — und darauf schwieg der Kaiser und lächelte. Es war freilich Napoleon; wäre es ein deutscher Wachtparadenfürst gewesen, er hätte den Offizier kassirt und ihn auf die Festung geschickt. Es ist doch etwas sehr geheimnißvolles in der Furcht; den Heldenmuth begreift man viel leichter. Hunderte von freisinnigen Bürgern in Frankfurt lassen sich dort von der Polizei schulbübisch examiniren und abstrafen, und denken gar nicht daran, daß wenn sie, hundert wie ihrer sind, sich Alle in eine Reihe stellten, Alle für Einen, für Jeden sprächen und handelten, man ihnen ja gar nicht beikommen könnte, da Frankfurt nicht genug Gefängnisse hat sie zu einzusperren.

So knurre ich; ich wollte aber ich wäre im Ernste ein Hund. Wenn ein Hund von seinem Herrn geprügelt wird, so ist es doch ein höheres Wesen, das ihn beherrscht; der Mensch ist der Gott des Hundes, es ist seine Religion ihm treu und gehorsam zu sein. Läßt sich aber je ein Hund von einem andern Hunde beißen ohne sich zu wehren? Oder hat man gar je gesehen, daß tausend Hunde einem einzigen gehorchen? Der Mensch aber läßt sich von einem andern Menschen prügeln; ja tausend Menschen erdulden es von einem einzigen und wedeln dabei mit den Schwänzen! Und Jarke in Berlin, ist an die Stelle von Genz nach Wien gekommen. Erinnern Sie mich an diesen Jarke, wenn ich ihn vergessen sollte. Ich habe etwas über ihn zu sagen. Zwar hat mich Heine gebeten, ich möchte ihm den Jarke überlassen; aber ich denke es ist genug an ihm für uns Beide.

Die andere europäische Tyrannei gefällt mir weit besser als die Deutsche. Ich weiß nicht — es ist etwas Genialisches, Großes darin. Es ist wenigstens eine hohe Mauer, die jeder sieht, der jeder ausweichen kann, und es müßte einer sehr zerstreut sein, mit dem Kopfe dagegen zu rennen. Unsere aber — das ist ein Scheitholz mitten auf dem Wege, in der Nacht und keine Laterne dabei; man fällt darüber und bricht das Bein. So fiel neulich der Geburtstag des Kaisers von Rußland ein, oder solch' ein anderer heilloser Tag, und da befahl die Polizei in Warschau: es müßte Jeder illuminiren und für

jedes Fenster das dunkel bliebe, müßte man dreißig Gulden Strafe bezahlen. Das ist deutlich! Eine Dame in Neapel schrieb an ihren Sohn nach Marseille, sein alter Vater säße schon einige Monate im Kerker, weil er, der Sohn, liberale Artikel in eine Marseiller Zeitung schriebe! So weit bringt es der Bundestag in seinem Leben nicht. Doch wer weiß!

Schreiben Sie mir ja recht oft und viel und freundlich, daß mir gar nichts von meinem Herzen übrig bleibe; denn ich wüßte nicht, wie ich diesen Winter auch nur den kleinsten Rest verwenden sollte. Die Malibran ist nicht hier und sie kömmt auch nicht. Ich wollte ich wäre zwanzig Jahre jünger, daß ich darüber weinen dürfte.' Während der Schneetage von Paris log sie mir den Sommer vor; wenn sie sang, sah ich blitzen, hörte ich donnern und wo in meiner Brust noch ein altes Körnchen Pulver lag, da kam ihr Feuer hin und verzehrte es! Ihr armer Freund! Jetzt bleibt meine einzige Lust, die Seifenblasen der Bundesknaben steigen sehen und nach den Schuldoktrinairs mit Schneeballen zu werfen.

Sechszehnter Brief.

Paris, Montag, den 12. November 1832.

.... Fragen sie doch allerlei und verschiedenartige Leute — es müssen aber natürlich solche sein, welchen hierin ein Urtheil zuzutrauen: ob sie mich für fähig halten eine Geschichte der französischen Revolution zu schreiben? Ich selbst habe es oft überlegt, konnte es aber noch zu keiner entschiedenen Meinung bringen. Ich weiß nur, daß ich Lust dazu habe; welches aber gar nicht beweist, daß ich auch das Talent dazu habe. Zu den Speisen die man am wenigsten vertragen kann, hat man oft den größten Appetit. Ich möchte eher ur-

theilen, daß ich die Fähigkeit nicht habe, als das ja. Zu einer Geschichtsschreibung gehört ein künstlerisches Talent und die Leute sagen, daß mir das durchaus fehle. In einer Geschichte müssen die Dinge dargestellt werden wie sie sind, wie sie sich im natürlichen Tageslichte zeigen; nicht aber, wie sie durch das Prisma des Geistes betrachtet, als Farben erscheinen, noch weniger wie sie in der Camera obscura des Herzens sich abschatten. Glauben Sie nicht auch, daß ich zu viel denke und empfinde! Die gefährlichste Klippe in einer Geschichte der französischen Revolution ist: daß diese noch nicht geendigt ist, ihr Ziel noch nicht erreicht hat; daß man also, je nach der Gesinnung ohne Furcht und Hoffnung von der Sache gar nicht sprechen kann; und Furcht und Hoffnung drücken sich oft als Haß und Liebe aus, und das darf nicht sein. Ein Geschichtsschreiber muß sein wie Gott; er muß Alles, Alle lieben, sogar den Teufel. Ja, er darf gar nicht wissen, daß es einen Teufel gibt. Also fragen Sie Den und Jenen, und theilen Sie mir genau mit, was Jeder von ihnen sagt. Es ist ein Werk langer und schwerer Arbeit und ich möchte es, ohne Hoffnung, daß es gelinge, nicht unternehmen. Ich bin jetzt schon gerührt, wenn ich daran denke, wie ehrwürdig ich mich ausnehmen werde, wenn ich als großer Gelehrter und Narr unter tausend Büchern sitze, und sie Eines nach dem Andern durchlese und ausziehe, und wie mir dabei heiß wird und ich seufze: ach! wie glücklich war ich in frühern Zeiten, da ich noch leicht wie ein Schneidergesell, dem man in der Herberge das Felleisen gestohlen, durch Feld und Wald zog, und überall ohne Geographie und Führer den Weg und jeden Abend ein Wirthshaus fand. Aber es ist Zeit, daß ich das Schwärmen einstelle und mich in eine Arche zurückziehe; denn ich sehe die Sündfluth kommen. Vierzig Monate wird sie dauern, und dann, wenn die Gewässer abgelaufen sind und der Regenbogen am Himmel steht, werde ich mit einer versöhnlichen Geschichte der französischen Revolution hervortreten, voller Liebe und Feuchtigkeit — und da alsdann alle Rezensenten ersoffen sein werden, das einzige Rezensentenpaar ausgenommen, das ich aus Liebe zur Naturgeschichte in meine Arche gerettet, so wird auch mein Werk allgemeinen Beifall finden, wenn es ihn verdient. Auch denke ich daran, wie ich meine baldigen grauen

Haare verberge, sei es unter einem Lorbeerkranze, sei es unter einer Schellenkappe — gleichviel. Nur gefragt.

Von den bedeutenden Männern, welche in der französischen Revolution eine wichtige Rolle gespielt, lebt noch Mancher, wie Lafayette, Talleyrand, die Lameths. Aus diesen lebendigen Quellen schöpfen zu können ist ein großer Vortheil. Aber man muß die noch kurze Zeit benutzen ehe sie der Tod entführt, oder sie altersschwach werden. So lebt Sieyes noch, aber wie ich höre in großer Geistesschwäche. Auch von den Volksmassen, welche die Revolution unter freiem Himmel getrieben, leben in Paris noch ganze Schaaren. Man sollte es nicht denken — kürzlich hat die Regierung Allen, welche an der Bestürmung der Bastille Theil genommen, eine Pension bewilligt und es fanden sich noch fünf bis sechshundert von jenen Sappeurs der Monarchie, die noch am Leben sind und deren Namen der Moniteur mittheilte. Auch diese zu berathen ist nützlich, um von den entscheidenden Gassengeschichten, und den seitdem so sehr umgestaltenen Schauplätzen der französischen Revolution eine lebhafte Anschauung zu gewinnen

Dienstag, den 13. November.

Ein herrliches deutsches Buch habe ich hier gelesen; schicken Sie gleich hin es holen zu lassen. „Briefe eines Narren an eine Närrin." Auch in Hamburg bei Campe erschienen, der seine Freude daran hat, die Briefe aller Narren an alle Närinnen drucken zu lassen. Es ist so schnell abwechselnd erhaben und tief, daß Sie vielleicht müde werden es zu lesen, ich bin es selbst geworden und bin doch ein besserer Kopfhänger als Sie. Aber es ist der Anstrengung werth. Der Narr ist ein schöner und edler Geist und so unbekümmert um die schöne Form, welcher oft die besten Schriftsteller ihr Bestes aufopfern, daß diese, wie jede Kokette, weil verschmäht, sich ihm so eifriger zudringt. Der Verfasser schreibt schön ohne es zu wollen. Er ist ein Republikaner wie alle Narren; denn wenn die Republikaner klug wären, dann bliebe ihnen nicht lange mehr etwas zu wünschen übrig und sie gewönnen Zeit sich zu verlieben und Novellen zu schreiben. Nichts kommt ihm lächerlicher vor als das monarchische Wesen, nichts

sündlicher gegen Gott und die Natur. Er theilt meinen Abscheu gegen die vergötterten großen Männer der Geschichte und meint, die schöne Zeit werde kommen, wo es wie keine Hofräthe, so auch keine Helden mehr geben wird. Die Klügsten unter den Gegnern des Liberalismus haben diesen immer vorgeworfen, es sei ihm gar nicht um diese oder jene Regierungsform zu thun, sondern er wolle gar keine Regierung. Ich trage diese Sünde schon zwanzig Jahre in meinem Herzen und sie hat mich noch in keinem Schlafe, in keiner gefährlichen Krankheit beunruhigt. Die Tyrannei der Willkür war mir nie so verhaßt, wie die der Gesetze. Der Staat, die Regierung, das Gesetz, sie müssen alle suchen sich überflüssig zu machen, und ein tugendhafter Justizrath seufzt gewiß, so oft er sein Quartal einkassirt und ruft: O Gott! wie lange wird dieser elende Zustand der Dinge noch dauern? Und bei dieser Betrachtung hat der Verfasser eine schöne Stelle, die ich wörtlich ausschreiben will. „Freilich ist das Firmament ein Staat, und Gott ein Monarch, der sich die Gesetze und die Bahnen unterordnet; aber die Sterne des Himmels werden einst auf die Erde fallen, und Gott wird sein strahlendes Scepter und die Sonnenkrone von sich werfen, und den Menschen weinend in die Arme fallen, und die zitternden Seelen um Vergebung bitten, daß er sie so lange in seinen allmächtigen Banden gefangen gehalten." Küssen Sie den Unbekannten in der Seele, der über die Wehen, die Geburten und Mißgeburten dieser Zeit so schöne Dinge gesagt. Auch eine betrübte räthselhafte Erscheinung unserer Tage, erklärt der Verfasser gut. Woher kömmt es, das so Viele in Deutschland, die früher freisinnig gewesen, es später nicht geblieben? Spötter werden sagen: sie haben sich der Regierung verkauft; ich aber möchte nie so schlecht von den Menschen denken. Ich war immer überzeugt, daß ein Wechsel der Hoffnung, gewöhnlich dem Lohne vorausginge, mit dem Regierungen, zur Aufmunterung der Tugend, diesen Wechsel bezahlten. „Sie könnten den Nachwuchs eines neuen Geschlechts nicht ertragen; sie wollten nicht, daß man munterer, dreister dem gemeinschaftlichen Feinde die Spitze bieten könne. Es ist in Frankreich ebenso gegangen. Die in der alten französischen Kammer einst die äußerste Linke bildeten, die ausgezeichnetsten Glieder der ehemaligen Opposition sind nur darum in

die rechte Mitte des Centrums hinaufgerückt, weil sie nicht ertragen mochten, daß eine Weisheit, die ihnen geborgt war, sich in jugendlichern Gemüthern lebendiger bethätigte. So sind in Deutschland die ehemaligen Heerführer des Liberalismus die loyalsten Organe der Regierung geworden. Früher sprachen sie allein über gewisse Wahrheiten, jetzt thun es ihnen hundert Andere nach."

An dem Buche habe ich nichts zu tadeln, als seinen Titel. Man soll sich nicht toll, oder betrunken stellen wenn man die Wahrheit sagt. Auch nicht einmal im Scherze soll man eine solche Maske vorhalten, denn es gibt unwissende Menschen genug, welche die Vermummung als einen Beweis ansehen, daß man nicht jeden Tag das Recht habe die Wahrheit zu sagen, sondern nur während der Fastnachtszeit und in der Hanswurstjacke. Ueberhaupt sollten wir jetzt keinen Spaß machen, damit die großen Herren erkennen, daß uns gar nicht darum zu thun sei, witzig zu sein, sondern sie selbst zu witzigen.

Mittwoch, den 14. November.

Ich muß noch einmal auf die Briefe eines Narren zurückkommen: das Wichtigste hätte ich fast vergessen. Stellen Sie sich vor es wird in dem Buche erzählt: der goldene Hahn auf der Frankfurter Brücke sei abgenommen worden, und unsere Regierung habe es auf Befehl der Götter des tarischen Olymps thun müssen, weil der Hahn ein Symbol der Freiheit sei, der, ob er zwar nicht krähen könnte, sintemal er von Messing ist, doch als Kräh-Instrument in dem Munde eines Sachsenhäuser Revolutionairs Staats- und diner-gefährlich werden könnte. Es wäre merkwürdig! aber ich glaube es nicht. Vielleicht war es ein Scherz von dem Verfasser, oder er hat es sich aufbinden lassen. Aber was ist in Frankfurt unmöglich? Ich bitte, lassen Sie doch * * * * auf die Sachsenhäuser Brücke gehen und nach dem uralten Hahne sehen. Ist er noch da, dann werde ich den närrischen Briefsteller öffentlich als einen Verläumder erklären.

Donnerstag, den 15. November.

Heute marschiren die Franzosen in Belgien ein, angeblich nur um Antwerpen zu erobern, vielleicht aber auch um den König Leopold gegen sein eigenes Land zu schützen, das seiner in den nächsten Tagen überdrüßig werden dürfte. Den Franzosen gegenüber ziehen sich die Preußen zusammen, darauf zu wachen, daß das Volk in seiner Lust nicht übermüthig werde, und sich nicht mehr Freiheit nähme, als man ihm zugemessen. Wie ist dieses Frankreich gesunken! Wenn noch ein Stäubchen von Napoleon's Asche übrig ist, es müßte sich jetzt entzünden. Gleich schwach und verächtlich wie heute, war Frankreich unter den Direktoren; aber die Ohnmacht damals war zu entschuldigen, sie war Erschöpfung nach einem ungeheuren Tagewerke. Die jetzige Regierung aber ist schwach und schlaff von vielem Schlafen. Und der Ernst gegen Holland soll nur Komödie sein, gespielt, der doktrinären Regierung Gelegenheit zu geben mit Kraft zu paradiren, daß sie sich befestige; denn von den Doktrinärs erwartet die heilige Allianz den Ruin Frankreichs. Es ist die wohlfeilste Art Krieg zu führen. Schon um acht Uhr diesen Morgen erhielt ich ein Billet von einem guten Freunde von Rentier, der mich auf heute zu Tische bittet, um ihm den Triumph des Juste-Milieus feiern zu helfen. Ich werde essen und lachen. Ich fange an einzusehen, daß die Menschheit keine Genie hat für die Wissenschaft. Seit einigen tausend Jahren geht sie in die Schule und sie hat noch nichts gelernt. Gott hätte sie nicht sollen zum Studiren bestimmen, sondern ein ehrliches Handwerk lernen lassen.

Die arme Berry! Ihr verzeihe ich alles, denn sie ist Mutter, und sie glaubt an ihre Rechte. Das ist ihr von der frühesten Kindheit an gelehrt worden wie der Katechismus. Die heillosen Königs-Pfaffen aber, die Bürgerblut für Wasser ansehen, womit sie ihren verkümmerten Thron-Sprößling begießen — diese möchte ich Alle in dem Stübchen hinter dem Kamine einsperren, in welchem die Berry sich versteckt hatte, und dann wollte ich das Feuer recht schüren Was aber die neue Geschichte schöne Romane schreibt! wer es ihr nachthun

könnte! Es that mir noch niemals so leid als jetzt, daß ich keine Geschicklichkeit zu so etwas habe. Das Ereigniß mit der Berry, welch ein herrlicher Stoff zu einem Romane. Ihr Verräther der getaufte Jude, welch ein schönes Nacht- und Rabenstück! Man begreift nicht warum dieser Judas katholisch geworden ist. Als hätte er als Jude nicht auch ein Schurke werden können. Ich glaube es ist kein gewöhnlicher Bösewicht; sein Gewissen hat ein halbe Million gekostet, und er ist blaß geworden, als er den Verrath vollendete.

Ein Münchner Bierbrauer und der Dr. Lindner, werden mit dem Könige Otto nach Griechenland ziehen, um dort baierisch Bier und russische Treue einzuführen. Griechenland soll ein Theil des deutschen Bundes werden, und die griechischen Zeitungen müssen Alle in deutscher Sprache geschrieben werden, damit sie der Hofrath Rousseau verstehe, der zum Censor in Nauplia ernannt worden ist. Carove tritt zur griechischen Religion über und wird Consistorial-Rath in Athen. Der Professor Bömel wird Censor aller griechischen Classiker, die ohne Censur nicht neu gedruckt werden dürfen. Diese Neuigkeiten standen gestern Abend im Messager.

Adieu für heute.

Siebenzehnter Brief.

Paris, Mittwoch, den 21. November 1832.

Schon gestern wollte ich zu schreiben anfangen; aber da lag mir der Schrecken von vorgestern zehn Pfund schwer in den Fingern, und ich konnte nicht. Sie wissen jetzt, daß man unsern guten König hat umbringen wollen, und daß die beste aller Republiken in großer Gefahr war. Nie hat sich die Vorsehung so glänzend gezeigt als dieses Mal. Sie hat nicht allein verhindert, daß der König getroffen werde, welches ihr als Leibwache der Fürsten Pflicht war; sondern sie hat auch verhindert, daß keiner von den Hunderten von Nicht-Kö-

nigen, die den König eng umschlossen und um die sie sich nicht zu bekümmern hat, verletzt werde. Sie hat noch mehr gethan. Sie hat, was ihr ein Leichtes gewesen wäre, den Mörder (oder den Elenden, wie die Minister in allen Blättern sagen) nicht den Händen der Gerechtigkeit überliefert, sondern ihn entwischen lassen, damit er ohne Buße sterbe und jenseits in ewiger Verdammniß leide. Der Mörder gab sich alle mögliche Mühe entdeckt zu werden, aber es half ihm nicht. Statt einen andern Tag zu wählen, wo dem Könige, da er weniger bewacht ist, so leicht beizukommen wäre, wählte er gerade einen Tag, wo viele tausend Soldaten alle Straßen besetzt hielten, wo unzählige Polizei-Agenten unter dem Volke gemischt waren, und der König selbst von einem dichten undurchdringlichen Gefolge umpanzert war. Statt sich auf die freie Straße hinzustellen, wo nach der That Hoffnung zur Flucht blieb, stellte sich der Mörder auf die Brücke, wo auf zwei Seiten nicht auszuweichen war, und die zwei engen Zugänge augenblicklich gesperrt werden konnten, wie es auch wirklich geschehen. Die Kugel war nirgends zu finden, und der König war naiv genug, Abends bei Hofe zu erklären, er habe die Kugel nicht zischen hören. Sehen Sie, das nennt man r e g i e r e n, und wenn Sie das jetzt nicht begreifen, bleiben Sie dumm Ihr Leben lang. Bei dieser Gelegenheit aber konnte ich mich schämen, daß ich, ein Liberaler, erst nach anderthalb Jahren begreife, was die Absolutisten schon längst verstanden und erklärt haben: daß nämlich nichts lächerlicher sei als eine constitutionelle Monarchie. Wenn in Petersburg, Wien und Berlin solche Polizei-Komödien aufgeführt werden, dort, wo nur Kinder und unerfahrne Menschen auf der Galerie sitzen, die alles für Ernst nehmen, und gleich Kotzebue's Landedelmann in der Residenz, im Stande sind einen Schauspieler durchzuprügeln, der als Graf Leicester die schöne Maria Stuart verrathen — dort hat doch der Spaß einen Zweck, und findet sich ja einmal ein naseweiser Theater-Kritiker, der das Spiel beurtheilt, dreht man ihm den Hals um. Hier aber, wo Oeffentlichkeit, wo Preßfreiheit herrscht, wo tausend Menschen es laut aussprechen, es sei ein Polizeischuß gewesen — wozu? Darum ist ein constitutionelle Monarchie ein lächerliches Ding, darum bin ich Republikaner geworden, und verzeihe es den andern, wenn sie Abso-

lutisten sind. Einer von uns wird den Sieg davon tragen; das Juste-Milieu aber, diese Mißgeburt mit zwei Rücken, bestimmt auf beiden Seiten Prügel zu bekommen — wird sie belommen und wird, nachdem ihm aller Saft ausgedrückt worden, wie eine Citronenschale, auf die Gasse geworfen werden.

Aber in diesem Augenblicke erhalte ich Ihren Brief und ich will mich eilen ihn zu beantworten, ehe das Gemetzel in Antwerpen angeht, das vielleicht die Sperrung des Postenlaufs nach Deutschland zur Folge haben kann. Die Holländer in der Citadelle haben zwei hundert Mörser, die Franzosen in der Stadt vierhundert. Diese sechshundert Mörser können in Zeit von einer Stunde zwölftausend Menschen zerstoßen. Dann gäbe es zwar zwölftausend Narren weniger in der Stadt; aber sie dauern mich doch die armen zerquetschten Menschen! Es bleiben so viele Narren noch übrig, daß man den kleinen Abgang nicht spüren wird. Sich todt schießen zu lassen um einen Taufnamen, daß ein König Wilhelm oder Leopold heiße! Die Erde ist das Tollhaus der Welt und alle Narren des Firmaments sind da versammelt.

Es darf Sie nicht wundern, daß die vier Bände Tugend von Balzac mir keine Langeweile gemacht. Denn erstens ist es weibliche Tugend, die mich nicht hindert, ich meine n i c h t m e h r. Dann sind es gerade nicht immer tugendhafte Personen die auftreten, sondern im Gegentheile. Nachdem man aber mit den andern den Blumenweg der Untugend gewandert, stellt der Verfasser tugendhafte Betrachtungen an, die man sich gefallen läßt, weil sie nichts kosten, denn man hat den Profit voraus. Aber ich kann Ihnen den Balzac nicht genug loben. Noch ein anderes Werk liegt auf meinem Tische von dem nämlichen Schriftsteller; ich habe es aber noch nicht gelesen: *Physiologie du mariage ou méditations de philosophie éclectique sur le bonheur et le malheur conjugal. Publiée par un jeune célibataire.* Zwei Theile. Es wird aber noch lange dauern, bis ich mit Ihnen von dem Buche sprechen kann; denn ich will es nicht bloß lesen, sondern studiren. Und warum s t u d i r e n? Darüber hängt noch der Schleier des Geheimnisses; aber man wird erstaunen zur gehörigen Zeit. Wichtige Dinge sind im Werke.

Schicken Sie mir doch künftig zur Erleichterung des Briefporto's ein Verzeichniß derjenigen Personen in Frankfurt, die noch nicht arretirt sind. Sie treiben es dort in's Große und es fehlt ihnen wenig mehr zu einer Macht des ersten Ranges. Wenn sie in Frankfurt einen J a r k e gebrauchen, sollten sie sich an mich wenden; ich habe hier einen guten Freund, der gar zu gern ein Spitzbube werden möchte; er hat aber bis jetzt noch keine Gelegenheit dazu gefunden. Er besucht mich um keinen Preis und weicht mir aus soviel er kann, aus Furcht für einen ehrlichen Mann gehalten zu werden und dadurch seinem Fortkommen zu schaden. Nach dem Eschenheimer Thurm wässert mir der Mund, ich möchte gar zu gern darin sitzen. Welch' ein romantisches Gefängniß! Auf der einen Seite die Aussicht nach der Promenade, auf der andern in die Zimmer des Herrn von Nagler. Sein erster Legationssekretair stünde den ganzen Tag am Fenster, meine Seufzer zu dechifriren. Welch' einen schönen Roman könnte unser Frankfurter Walter Scott daraus machen! Ist es wahr, daß der Senat den Mehlberg will befestigen lassen, angeblich gegen die Franzosen, eigentlich aber um die rebellischen Frankfurter im Zaume zu halten, und daß man alle Staatsverbrecher nach der Brückeninsel deportiren will? Gestern in der Kammer hat man davon gesprochen.

Hören Sie. Ein Deutscher hier, der sich für die Auswanderung nach Amerika interessirt und dafür schreibt, forderte mich neulich auf, auch dahin zu ziehen. Ich antwortete ihm: das thäte ich wohl gern, wenn ich nicht fürchtete, daß, sobald unserer Vierzigtausend am Ohio wären, und nun der neue Staat organisirt werden sollte, von diesen vierzigtausend guten deutschen Senaten, neun und dreißig tausend neun hundert neun und neunzig den Beschluß fassen möchten, sich aus Deutschland ein geliebtes Fürstenkind zum Oberhaupte kommen zu lassen. Es war ein Scherz des Augenblicks; aber nachdem er verschallt, fiel mir bei, wie viel Ernst in der Sache sei. O! wäre ich nur sicher in meiner Vermuthung — auf der Stelle ging ich nach Amerika blos um unsterblich zu werden; denn es wäre ein gewürzhafter Spaß, der mich einbalsamirte, meine Gebeine ein Jahrtausend gegen Verwesung schützte — es wäre ein unsterblicher Spaß.

Donnerstag, den 22. November.

Die Rede, mit welcher der König die Kammer eröffnet, ist wieder die alte Vorrede der Tyrannei. Die Regierung erklärt sich für schwach und verlangt Kraftbrühen. Man weiß aus welchen Bestandtheilen diese zusammengesetzt werden: förmliches Recht zu jedem beliebigen Unrechte, Unterbrechung der Constitution und Belagerungszustand, so oft man Furcht hat, besonders Beschränkung der Preßfreiheit, um der heiligen Allianz eine Bürgschaft für Frankreich's Ohnmacht zu geben. Vielleicht fällt aber noch heute eine Bombe aus Antwerpen in den Topf. Die Kammer hat gestern ihre Majorität ausgesprochen. Sie hat sich nicht für die linke Seite erklärt, aber auch nicht für die Doktrinairs. Düpin ist zum Präsident ernannt worden, er wird also Minister werden. Sein Blatt ist der Constitutionell, daraus können Sie also sein System kennen lernen. Es ist aber besser, Sie lesen den Balzac. Ich bin so kleinlaut und genügsam geworden, daß ich mit Düpin zufrieden genug bin. Da mir eigentlich nur an Deutschland liegt, so hoffe ich, daß Düpin Casimir Perrier's Krämer-Politik gegen das Ausland nicht fortsetzen wird.

Daß sich Dr. Bunsen steif gemacht, das hat mich sehr amüsirt. Wenn sich alle steiften, ginge alles besser. Aber wenn man einen Deutschen in's Gefängniß führt ist er im Stande und zieht Schuhe an, um recht flink zu gehorchen.

Adieu. Ich gehe auf die Börse um Neuigkeiten zu erfahren. Das thue ich jetzt oft. Man hat gestern einen jungen Mann arretirt, der den Schuß nach dem König gethan haben soll. Er hat dadurch sich verdächtig gemacht, daß er seine großen Backenbärte abschneiden ließ. Was man vorsichtig sein muß! Gerade heute wollte mir der Barbier auch meine Backenbärte stutzen; um mich nicht unkenntlich machen, ließ ich es nicht geschehen. Ich warte damit bis der Mörder eingestanden, dann bin ich sicher.

— Ich danke es den unbekannten Freunden sehr, daß sie mir die Polizeihunde angeben, die nach Paris geschickt werden. Zwar bringt mir selbst die Warnung keinen Nutzen, da ich nichts zu vertrauen

habe und auch Keinem trauen würde als dem Teufel selbst, der eigentlich ein ehrlicher Mann, weil er sich für nichts anders ausgibt als was er ist. Aber es gibt Andere hier, die etwas zu verschweigen haben und welche von der schwarzen Magie der heiligen Allianz nicht viel wissen. Diese werde ich warnen. Uebrigens so oft ein Liberaler als ein Judas ausgegeben wird, muß man das ohne Untersuchung nicht annehmen. Es ist eine von den Künsten der Polizei, um unter den Patrioten Mißtrauen zu erregen und Verbindungen zu verhindern. Ich werde sehen. Es ist etwas in den Augen eines Menschen was der geübteste Schurke nicht in seiner Gewalt hat. Dieses Etwas verräth ihn. Adieu!

Achtzehnter Brief.

Paris, Samstag, den 24. November 1832.

Abends. Heute Mittag ging das Ungeheuer von Briefträger an meinem Hause vorbei und brachte mir nichts. Darüber war ich sehr verdrießlich, ging früher als gewöhnlich aus und besuchte die ****. Aber es gelang mir nicht, Sie dort zu vergessen. Auch war es thöricht, daß ich es versucht. Ist ein Frauenzimmer langweilig, kommen Sie mir zurück; ist sie liebenswürdig, noch mehr; es ist keine Rettung als ich bleibe bei Ihnen. Gegen sieben kam ich nach Hause. Da lag der Brief auf meinem Pulte ...

Den Gedanken des * * * *, statt einer förmlichen französischen Revolutionsgeschichte, französische Revolutions-Charaktere zu beschreiben, hatte ich früher selbst schon gehabt. Er hat aber auch darin Recht, daß dieses eben so viel Arbeit als eine vollkommene Geschichte nöthig machen würde. Robespierre war die höchste Spitze der Revolution und da hinauf zu kommen, müßte ich auch den ganzen Weg zurücklegen; nur brauchte ich freilich mich nirgends so lange aufzuhalten, als wenn ich die ganze Geschichte schriebe. Aber * * * * hat

Unrecht, wenn er meint ich wäre zu viel Patriot, nicht unbefangen genug. Ich bin es nur zu sehr, zu sehr Fatalist. Ich würde den Adel entschuldigen, wie es noch keiner gethan; aber freilich auch Robespierre. Ich übernähme es, alle rein zu waschen von ihren Sünden, die Aristokraten von ihren Rostflecken, die Demokraten von ihren Blutflecken — nur nicht die welche Geld genommen, wie Mirabeau. Diesen Schmutz nimmt keine Liebe weg.

Also mit dem Brückenhahn war es gelogen? Da sehen Sie, da sehen Sie, so sind die Liberalen! Mit Feuer und Schwert sollte man das Gesindel ausrotten. Nichts als Lug und Trug und Brand und Mord und Plünderung! So ist es auch vielleicht nicht wahr, was in einigen französischen Zeitungen steht: Daß die Sachsenhäuser die Staatsgefangenen zu befreien gesucht, und daß darüber ein Aufruhr stattgefunden: warum schreiben Sie mir denn gar nichts davon? Sie glauben es nicht, welche lächerliche Lügen über Deutschland täglich in den hiesigen Blättern stehen. So las ich heute in der Tribüne: der bekannte Vidocq sei als Professor der Spitzbüberei nach Heidelberg berufen worden, mit drei tausend Gulden Gehalt und dem Titel als geheimer Hofrath. Soviel ist gewiß, daß Vidocq von der Pariser Polizei seinen ehrenvollen Abschied bekommen, und daß er weggereist, man weiß nicht wohin? Nur geschwind von etwas anderem, sonst komme ich in die Fronterie hinein — und in die Effronterie.

Von D i d e r o t ' s „Briefen an seine Freundin" (Mademoiselle V o l l a n d hieß sie) habe ich Ihnen im vorletzten Winter geschrieben. In diesen Tagen las ich die Fortsetzung. Da wir — Diderot und ich — seitdem zwei Jahre älter geworden, bewunderte ich noch mehr die Jugendlichkeit dieses Mannes. So viel Punkte, so viel Küsse sind in seinen Briefen. Und die unnachahmliche Kunst, daß man durch die zehn Jahre, die der Briefwechsel dauert, nie merkt, wie alt s i e denn eigentlich ist. Anfänglich war ich ein dummer tugendhafter Deutscher und urtheilte: weil er mit ihr von gewissen Dinge auf eine gewisse Art spricht, muß sie wohl ihre Jugendzeit hinter sich haben. Als ich aber den dritten Band las, sah ich ein wie ich mich geirrt. Da spricht Diderot einmal von und mit seiner eigenen Toch-

ter, die sechszehn Jahre alt ist. Nein, das Blut kann einem dabei gefrieren! Ueber Dinge in welchen ein Frauenzimmer nicht eher Schülerin werden darf, als bis sie Meisterin geworden, und worin sie nur die Erfahrung belehren soll, wird Diderot's Tochter von ihrem Vater wissenschaftlich unterrichtet. Und er erzählt seiner Freundin umständlich und mit väterlichem Entzücken, wie verständig sich seine Tochter dabei benommen. Gut — sagt sie zuletzt — wir wollen keine Vorurtheile haben; aber der Anstand, die Uebereinkunft, der Schein ist zu achten. Dann spricht sie von Geist und Materie wie Holbach und die Andern. Der Satan von sechszehn Jahren erkennt keine Seele an. Sie trägt an dem Ta e eine Art Haube, die man damals C a l e ch e nannte. Sie lächelt, sagt ihrem Vater, wie auf der Straße sie alle jungen Leute schön fänden, und wie ihr das Freude mache. „Ich will lieber Vielen ein wenig gefallen, als einem viel." Der Vater weint vor Freude. Gott! wenn ich eine solche Tochter hätte — es käme auf die Jahreszeit an — Sommers würde ich sie in das Wasser, Winters in den Kamin werfen. Doch genug moralisirt. „I ch b i n d e s t r o c k n e n T o n e s s a t t, m u ß w i e d e r e i n m a l d e n T e u f e l z e i g e n." Hören Sie. —

Damals kam ein König von Dänemark, blutjung, erst neunzehn Jahre alt, nach Paris. Les deux rois se sont vus. Ils se sont dit tout plein des choses douces : — vous êtes monté bien jeune sur le trône ! — Sire, vos sujets ont encore été plus heureux que les miens. — Je n'ai point encore eu l'honneur de voir votre famille. — Cela ne se peut pas : vous ne nous restez pas assez de temps, ma famille est si nombreuse; ce sont mes sujets. — Et puis tous les Crocodiles qui étaient là présent se sont mis à pleurer. — Ueber den Brutus! der König von Dänemark besuchte Diderot in seiner Wohnung im vierten Stocke und blieb zwei Stunden bei ihm. An dem nämlichen Tage traf er ihn Abends bei Holbach. Dieser wußte nicht, daß Diderot den König schon gesehen, und hatte seine heimliche Freude daran, daß Diderot glaube er spräche mit einem gewöhnlichen Menschen. Und Diderot lachte heimlich über Holbach's Täuschung. Und wie liebenswürdig dieser König sei (er war den größten Theil seines Lebens blödsinnig und starb 1808 wahn=

finnig). Und was er Schönes während seines Aufenthalts in Paris gesprochen — über alle diese Erbärmlichkeiten zu sprechen, wird der Philosoph Diderot nicht müde. So sind die Liberalen!

Etwas was ich nicht früher bemerkt, ist mir beim Lesen von Diderot's Briefen plötzlich klar geworden. Es ist zum Erstaunen! Voltaire starb eilf Jahre, Diderot fünf Jahre vor dem Ausbruche der französischen Revolution. Andere berühmte Staatsphilosophen des achtzehnten Jahrhunderts haben noch länger herab gelebt. Und keiner dieser Schriftsteller (wenigstens so viel ich mich erinnere) hatte auch nur eine Ahnung von dem Herannahen einer socialen Umwälzung Frankreichs. Ja man kann nicht einmal sagen, daß sie einen deutlichen systematischen Wunsch darnach ausgesprochen. Sie tadelten zwar viel und stark die bestehende Ordnung der Dinge; aber ihr Eifer war doch mehr gegen die Staatsverwaltung als gegen die Verfassung gerichtet. Rousseau's System machte auf praktische Wirkung keinen Anspruch. Voltaire schrieb nie auch nur ein einziges Wort gegen den Adel. Nur von Chamfort ist mir bekannt, daß er aufrührerische Wünsche und Hoffnungen ausgesprochen; aber das geschah sehr spät, nur in vertrauter mündlicher Unterhaltung, und seine Gleichgesinnten selbst haben ihn wie einen tollen Menschen angehört. Der Haß und der Kampf aller jener revolutionären Schriftsteller waren nur gegen die Geistlichkeit gerichtet. Es scheint also daß die geistliche Macht, wenn auch nicht die stärkste, doch die vorderste und höchste Mauer bildete, welche als Befestigung die Tyrannei umzog, und daß man erst, nachdem diese Mauer durchbrochen war, dahinter Adel und Fürstenthum als Graben und Wall, gewahrte, ausfüllte und stürmte. Waren selbst damals die Philosophen so blind, darf man sich über die Verblendung des Adels und der Fürsten gewiß nicht wundern. Wie wurden die französischen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts von allen Großen geliebkost! Freilich stellten sie sie nicht höher als gute Schauspieler und schöne Operntänzerinnen; aber sie wären gewiß nicht so freundlich gegen sie gewesen, hätten sie deren Gefährlichkeit eingesehen. — Quand la raison vient aux hommes? — wollte Diderot's Freundin wissen. Le lendemain des femmes, et ils attendent toujours ce lendemain — antwortete er.

Neunzehnter Brief.

Sonntag, den 25. November.

Ist es wahr, was heute die hiesigen Blättern erzählen, daß die Polizei in Frankfurt so unverschämt gewesen, dort den Frauenverein vor ihr brutales Gericht zu laden, weil er für die vertriebenen und eingekerkerten Patrioten, Geldbeiträge gesammelt und daß der Frauenverein sich die große Freiheit genommen, die Polizei auszulachen und nicht zu erscheinen? Es wäre gar zu schön, und daß die Männer erst von ihren Frauen lernen müssen, wie man den Muth habe sich dem Uebermuthe entgegen zu setzen. Ich sage nicht die Deutschen wären feige, denn ich bin ein warmer Anhänger von Lichtenberg's menschenfreundlicher Moral. Lichtenberg aber behauptete, es sei boshaft und lächerlich, eine Tugend die irgend ein Mensch nur im kleinen Grade besitzt, Laster zu nennen. Statt zu sagen ein Mensch habe einen kleinen Grad von Thätigkeit, einen kleinen Grad von Verstand, sage man er sei faul, dumm. Ich thue das nicht. Ich lobe die Deutschen daß sie einen kleinen Grad von Muth haben. Nur das tadle ich, daß sie nicht alle ihren Pfennigsmuth in eine gemeinschaftliche Kasse werfen, wodurch sich die Nation zu ihrem eignen Erstaunen eine Million von Heldenthum sammeln könnte. Es ist unglaublich was man durch eine beharrliche und allgemeine Association, selbst der kleinsten Kräfte für eine große Macht bilden kann. Kürzlich wurden den englischen Ministern, welche für die Reformbill gestimmt, von einem Theile der Stadt London große goldene Becher als Zeichen des Dankes überreicht. Jeder der Beitragenden hatte nur einen Pfennig gegeben. Aber es waren dreimalhundert tausend Pfennige. Wenn unter den dreißig Millionen Deutschen, nur sechs Millionen, jeder nur eine Minute lang Muth hätte — und so lange hat ihn selbst ein Hase, der, von Hunden verfolgt, sich zuweilen auf die Hinterfüße setzt — so hätten die sechs Millionen Helden

zusammengerechnet Muth auf zwölf Jahre, und reichte der auch nicht hin den Senator Miltenberg und den Herrn von Guerike einzuschüchtern, so würde doch der Bundestag dieser imposanten Macht nicht widerstehen können. Association — das ist das ganze Geheimniß. Die tapfern Würtemberger Liberalen haben alle eine Minute Muth, sie verstehen aber nicht Stunden und Tage daraus zu machen, wodurch sie den falschen aber traurigen Schein gewinnen als wären sie feige. Neulich hat der König von Würtemberg einigen hochgeachteten Deputirten in Stuttgart auf ihr Allerunterthänigstes Ansuchen die allergnädigste Erlaubniß ertheilt, sich jede Woche einmal, an einem bestimmten Tage, in einem Hause außerhalb der Stadt zu versammeln, um die Paragraphe der Verfassung juristisch zu erläutern — juristisch nur, bei Leibe nicht politisch — setzte das menschenfreundliche königliche Rescript, mit aufgehobnem Finger lächelnd drohend hinzu. So verfährt eine gute Polizei auch mit dem Schießpulver und allen stinkenden Gewerben. Zur Stadt hinaus! Nun, ich nehme die allergnädigste königliche Erlaubniß nicht übel, im Gegentheile, ich finde sie sehr erhaben. Aber, daß die Deputirten um solche Bewilligung allerunterthänigst nachgesucht, das empört mich. Ich mag mich gegen den guten Staberl, der mir so viele frohe Stunden gemacht nicht undankbar bezeigen; sonst würde ich das deutsche Volk mit ihm vergleichen. Ich sah einmal Staberl als Ehemann. An einem rauhen Wintermorgen saß seine Frau vor dem Ofen und trank Chocolate. Da kam Staberl mit einem großen Korbe, der mit Gemüsen, Eiern, Hühnern angefüllt war, vom Markte zurück. Die Frau lobte oder schmähte den Gimpel, je nachdem sie mit seinen Einkäufen zufrieden oder unzufrieden war. „Wo sind denn die Krebse?“ fragte die Frau. „Ach“ — erwiederte Staberl — „sie sind aus dem Korbe gesprungen, ich ihnen nach; da sie aber rückwärts gingen, konnte ich sie nicht einholen.“ Darauf gibt ihm die Frau eine Ohrfeige. Aber Staberl ärgert sich nicht, sondern bittet seine Frau unterthänigst freundlich um einen Kreuzer, sich damit eine Brezel zu kaufen .... Ist das deutsche Volk nicht ein ächter Staberl. Seine Regierung, wie jede, ist seine Frau, bestimmt seine Wirthschaft und Haushaltung zu führen Statt

dessen aber geht das Volk, der Mann, auf den Markt, während die Frau Regierung sich gütlich thut, und das Gimpelvolk bettelt bei seiner Regierung um einen Kreuzer, und ist glücklich wenn es ihn erhält! . . Und die Krebse? Nun, das sind die constitutionellen Fürsten, und die Staberl von Liberalen, entschuldigen sich, daß sie sie nicht hätten einholen können, weil sie rückwärts gelaufen. Ohrfeigen den Gimpeln!

— Victor Hugo hat vor einigen Tagen ein neues Drama *Le roi s'amuse* auf das Theatre français gebracht. Hinein zu kommen war mir nicht möglich an diesem Tage; denn alle brauchbaren Plätze waren lange vorher bestellt. Das Stück wurde fast ausgepfiffen und nur mit der größten Anstrengung vermochten die Freunde des Dichters es von gänzlichem Sturze zu retten. Ich habe gestern einen flüchtigen Blick in die Zeitungskritiken geworfen. Alle Blätter und von den verschiedensten Farben verdammen das Drama. Doch ich traue nicht recht. Sie sagen Hugo habe Scherz und Ernst, Possen und erhabene Reden unter einander gemischt. Nicht Aristoteles, nicht Racines Lehren habe er gekränkt — über solche Pedanterie sei man längst hinaus. Nein, die Natur selbst habe er beleidigt. Es muß etwas Ungeheures sein, was Hugo begangen; er muß eine entsetzliche Schuld auf sich geladen haben — seit Müllner ist Hugo ein Name schlimmer Vorbedeutung. Wir werden sehen; in einigen Tagen wird das Stück gedruckt erscheinen. Dazu kömmt noch, daß — auf allerhöchste Veranlassung, wie wir in Deutschland sagen würden, die fernere Aufführung des Drama's von dem Minister verboten worden ist. Um Aristoteles und die Natur bekümmert sich kein Minister, das Verbot muß also einen andern Grund haben. Adieu.

Zwanzigster Brief.

Paris, Montag, den 26. November 1832.

.... Dabei fiel mir ein, wie nöthig und nützlich es wäre, einmal mit Ernst und Würde, doch in einer faßlichen, Kindern und Weibern, und kindisch weibischen Männern verständlichen Sprache, die Gräuel und Verrücktheiten der monarchischen Regierungen zu besprechen. Es ist unglaublich mit welcher Unverschämtheit die Fürsten und deren Götzendiener die Fieberphantasien und Krämpfe der französischen Revolution zu vorbedachten Verbrechen stempeln, und diese Verbrechen als Nothwendigkeit, als angeborene Natur jeder Republik darstellen! Es ist unglaublich, mit welcher blöden Geistesträgheit so viele Menschen diese dummen Lügen annehmen; denn sie brauchten nur die Hand nach ihrem Bücherschranke auszustrecken, sie brauchten nur eine Stunde lang die Weltgeschichte zu durchblättern, um mit Schamröthe zu erfahren, wie grob man sie getäuscht. Drei Jahre haben die Gräuel der französischen Revolution gedauert, diese rechnet man; aber daß die schweizerische Republik jetzt schon fünf hundert Jahre schuldlos lebt, daß die amerikanische Republik keinen Tropfen Bürgerblut gekostet, daß Rom ein halbes Jahrtausend, daß Athen, Sparta, die italienischen Republiken des Mittelalters, die vielen freien Städte Deutschlands ein vielhundertjähriges Leben glücklich und ruhmvoll vollendet, das rechnet man nicht! Seitdem der letzte Römer fiel, von Augustus bis Don Miguel, durch neunzehn Jahrhunderte, haben tausend Königsgeschlechter die Welt gemartert, durchmordet, vergiftet — das rechnet man nicht! und die Gewaltthätigkeiten der französischen Revolution haben nur das sinnliche Glück derer zerstört, welche jene betroffen; aber die Gewaltthätigkeiten der Monarchien haben die Sittlichkeit der Bürger verdorben, haben Treue, Recht, Wahrheit, Glaube und Liebe rund umher ausgerottet und haben uns nicht blos unglücklich gemacht, sondern uns auch so umgeschaffen, daß wir unser Unglück

verdienten. Am Grabe der Schlachtopfer der Revolution darf man doch weinen; die Schlachtopfer der Fürsten verdienen keine Thränen. Darum habe ich mir vorgenommen: es soll mein nächstes Werk sein, die Unschuld der Republiken zu vertheidigen und die Verbrechen der Monarchien anzuklagen. Zwanzig Jahrhunderte werde ich als Zeugen um mich herumstellen, vier Welttheile werde ich als Beweisstellen auf den Tisch legen, fünfzig Millionen Leichen denke ich, werden den Thatbestand des Verbrechens hinlänglich feststellen, und dann wollen wir doch sehen, was die Advokaten der Fürsten, die wortreichen Jarkes darauf zu antworten finden.

Dieser Jarke ist ein merkwürdiger Mensch. Man hat ihn von Berlin nach Wien berufen, wo er die halbe Besoldung von Genz bekommt. Aber er verdiente nicht deren hundertsten Theil, oder er verdiente eine hundert Mal größere — es kömmt nur darauf an, was man dem Genz bezahlen wollte, das Gute oder Schlechte an ihm. Diesen katholisch und toll gewordenen Jarke liebe ich ungemein, denn er dient mir, wie gewiß auch vielen andern zum nützlichen Spiele und zum angenehmen Zeitvertreibe. Er gibt seit einem Jahre ein politisches Wochenblatt heraus. Das ist eine unterhaltende Camera obscura; darin gehen alle Neigungen und Abneigungen, Wünsche und Verwünschungen, Hoffnungen und Befürchtungen, Freuden und Leiden, Aengste und Tollkühnheiten und alle Zwecke und Mittelchen der Monarchisten und Aristokraten mit ihren Schatten hinter einander vorüber. Der gefällige Jarke! Er verräth alles, er warnt Alle. Die verborgensten Geheimnisse der großen Welt, schreibt er auf die Wand meines kleinen Zimmers. Ich erfahre von ihm, und erzähle jetzt Ihnen, was sie mit uns vorhaben. Sie wollen nicht allein die Früchte und Blüthen und Blätter und Zweige und Stämme der Revolution zerstören, sondern auch ihre Wurzeln, ihre tiefsten ausgebreitesten festesten Wurzeln und bliebe die halbe Erde daran hängen. Der Hofgärtner Jarke geht mit Messer und Schaufel und Beil umher, von einem Felde, von einem Lande in das andere, von einem Volke zum Andern. Nachdem er alle Revolutionswurzeln ausgerottet und verbrannt, nachdem er die Gegenwart zerstört hat, geht er zur Vergangenheit zurück. Nachdem er der Revolution den Kopf

abgeschlagen und die unglückliche Delinquentin ausgeglitten hat, verbietet er ihrer längst verstorbenen, längst verwesten Großmutter das Heirathen; er macht die Vergangenheit zur Tochter der Gegenwart. Ist das nicht toll? Diesen Sommer eiferte er gegen das Fest von Hambach. Das unschuldige Fest! Der gute Hammel! Der Wolf von Bundestag der oben am Flusse soff, warf dem Schafe von deutschem Volke, das weiter unten trank vor: es trübe ihm das Wasser, und er müsse es auffressen. Herr Jarke ist Junge des Wolfes. Dann rottet er die Revolution in Baden, Rheinbaiern, Hessen, Sachsen aus; dann die englische Reformbill; dann die polnische, die belgische, die französische Juli-Revolution. Dann vertheidigt er die göttlichen Rechte des Don Miguel. So geht er immer weiter zurück. Vor vier Wochen zerstörte er Lafayette, nicht den Lafayette der Juli-Revolution, sondern den Lafayette vor fünfzig Jahren, der für die amerikanische und die erste französische Revolution gekämpft. Jarke auf den Stiefeln Lafayette's herumkriechen! Es war mir, als sähe ich einen Hund an dem Fuße der größten Pyramide scharren, mit dem Gedanken sie umzuwerfen! „Immer zurück!" Vor vierzehn Tagen setzte er seine Schaufel an die hundert und fünfzigjährige englische Revolution, die von 1688. Bald kömmt die Reihe an den älteren Brutus, der die Tarquinier verjagt, und so wird Herr Jarke endlich zum lieben Gott selbst kommen, der die Unvorsichtigkeit begangen, Adam und Eva zu erschaffen, ehe er noch für einen König gesorgt hatte, wodurch sich die Menschheit in den Kopf gesetzt, sie können auch ohne Fürsten bestehen. Herr Jarke solle aber nicht vergessen, daß sobald er mit Gott fertig geworden, man ihn in Wien nicht mehr braucht. Und dann Adieu Hofrath, Adieu Besoldung. Er wird wohl den Verstand haben, diese eine Wurzel des Hambacher Festes stehen zu lassen.

Das ist der nämliche Jarke, von dem ich in einem früheren Briefe Ihnen etwas mitzutheilen versprochen, was er über mich geäußert. Nicht über mich allein, es betraf auch wohl andere; aber an mich gedachte er gewiß am meisten dabei. Im letzten Sommer schrieb er im politischen Wochenblatte einen Aufsatz: „Deutschland und die Revolution." Darin kommt folgende Stelle vor. Ob die

artige Bosheit oder die großartige Dummheit mehr zu bewundern sei, ist schwer zu entscheiden.

„Uebrigens ist es vollkommen richtig, daß jene Grundsätze, wie wir sie oben geschildert, niemals schaffend ins wirkliche Leben treten, daß Deutschland niemals in eine Republik nach dem Zuschnitte der heutigen Volksverführer umgewandelt, daß jene Freiheit und Gleichheit selbst durch die Gewalt des Schreckens niemals durchgesetzt werden könne; ja es ist zweifelhaft, ob die frechsten Führer der schlechten Richtung nicht selbst bloß ein grausenhaftes Spiel mit Deutschland's höchsten Gütern spielen, ob sie nicht selbst am besten wissen, daß dieser Weg ohne Rettung zum Verderben führt und bloß deßhalb mit kluger Berechnung das Werk der Verführung treiben, um in einem großen welthistorischen Akte Rache zu nehmen für den Druck und die Schmach, den das Volk, dem sie ihren Ursprung nach angehören, Jahrhunderte lang von dem unsrigen erduldet."

O Herr Jarke, das ist zu arg! Und als Sie dieses schrieben, waren Sie noch nicht österreichischer Rath, sondern nichts weiter als das preußische Gegentheil — wie werden Sie nicht erst rasen, wenn Sie in der Wiener Staatskanzlei sitzen? Daß Sie uns die Ruchlosigkeit vorwerfen, wir wollen das deutsche Volk unglücklich machen, weil es uns selbst unglücklich gemacht — das verzeihen wir dem Criminalisten und seiner schönen Imputations-Theorie. Daß Sie uns die Klugheit zutrauen, unter dem Scheine der Liebe unsere Feinde zu verderben — dafür müssen wir uns bei dem Jesuiten bedanken, der uns dadurch zu loben glaubte. Aber daß Sie uns für so dumm halten, wir würden eine Taube in der Hand für eine Lerche auf dem Dache fliegen lassen — dafür müssen Sie uns Rede stehen, Herr Jarke. Wie! Wenn wir das deutsche Volk haßten, würden wir mit aller unserer Kraft dafür streiten, es von der schmachvollsten Erniedrigung in der es versunken, es von der bleiernen Tyrannei die auf ihm lastet, es von dem Uebermuthe seiner Aristokraten, dem Hochmuthe seiner Fürsten, von dem Spotte aller Hofnarren, den Verläumdungen aller

gedungenen Schriftsteller befreien zu helfen, um es den kleinen, bald vorübergehenden und so ehrenvoller Gefahren der Freiheit Preis zu geben? Haßten wir die Deutschen, dann schrieben wir wie Sie, Herr Jarke. Aber bezahlen ließen wir uns nicht dafür; denn auch noch die sündevolle Rache hat etwas, das entheiligt werden kann.

Dienstag, den 27. November.

Meiner Wohnung gegenüber ist eine gute und große Leihbibliothek, und weil ich es so bequem habe, lese ich viel und verschlinge alles durcheinander wie ein heißhungriger Gymnasiast. Zu zwei Tassen Thee verzehrte ich gestern den ersten Band eines neuen Romans: *Indiana*, par G. Sand. Er ist aber nicht von dem dummen Sand der nur den Kotzebue umgebracht; der Verfasser ist weder ein Deutscher noch ein Franzose, sondern eine Französin, die diesen Namen angenommen. Ich habe mich nach der Verfasserin erkundigt und erfuhr, sie sei eine junge, schöne, geistreiche nnd liebenswürdige verheirathete Dame, die aber von ihrem Manne sich getrennt habe, um ungestört mit ihrem Liebhaber Apollo zu leben. Nun äußerte ich irgendwo, ich möchte die Verfasserin des Romans kennen lernen. Darauf bemerkte mir eine Dame: das würde für mich schwer zu erreichen sein. Denn um von jenem Frauenzimmer empfangen zu werden, müsse man jung, schön und liebenswürdig sein. "Mais comme vous n'êtes qu'aimable"..... Es ist doch ein jämmerlicher Cours, mit dem Leben 66 Prozent unter Pari zu stehen! Es wäre tausend Mal klüger gar Bankerott zu machen, und sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen.

Mittwoch, den 28. November.

In Frankfurt haben sie ja den Wilhelm Tell verboten! Sie verbieten auch noch die Baseler Lebkuchen wegen der Unruhen im Lande. Es ist merkwürdig was die deutschen Regierungen für ein Talent besitzen, in die schrecklichsten Geschichten Lächerliches zu bringen. Wenn ich höre was sie thun und sprechen, weine ich mit dem rechten Auge und lache mit dem linken. Der König von Baiern läßt sich

von allen Städten, Dörfern und Flecken seines Reiches Deputationen schicken, die ihm, seinem Sohn, den Baiern, am meisten aber Griechenland selbst Glück wünschen, daß ein baierisches Kind den griechischen Thron besteigt. Was mich am meisten kränkt, ist, daß auch die Bürger von Feuchtwangen stolz auf Griechenland sind; daß ich aber als Kind eine Zeit lang unter ihnen gelebt — darauf sind sie nicht stolz die dummen Philister. O welche Zeiten! Jetzt muß man die bürgerlichen Reden und die königlichen Antworten hören. Hellas, Dinkelsbühl und deutsche Gauen! Denn um keinen Preis der Welt würde König Otto Griechenland anders nennen als Hellas, und die deutschen Schmachfelder anders als deutsche Gauen. Und wie König Otto dem Bürgermeister von Nürnberg sagte: er möge nicht vergessen, daß einst Nürnberg für die deutschen Gauen war, was Hellas für die Welt gewesen, und weil einst Hellas die Welt mit Künsten und Wissenschaften versorgt, müsse auch Nürnberg die deutschen Gauen mit Künsten urd Wissenschaften versorgen und Hellas und Nürnberg die wären wie zwei Brüder!

— Mit den Briefen eines Narren haben Sie Recht was die Form betrifft. Sie ist affectirt und man merkt gleich, daß die Briefe nicht wirklich geschrieben. Uebrigens sind sie gut und schön und man muß solche Gesinnungen aufmuntern. Die Xenien und das Goethe-Büchlein und die Didaskalia schicken Sie mir doch, wenn sich eine Gelegenheit findet.

— Das neue Drama von Viktor Hugo, dessen fernere Aufführung untersagt worden ist, wurde aus keinem politischen Grunde verboten, sondern wegen seiner Unmoralität. Alle Minister, welche die Cholera nicht gehabt haben, werden jetzt moralisch. Das ist eine merkwürdige Influenz! In einem der Zeitungsartikel, die aus dem Berliner Kabinette eingeschickt worden, beklagte man sich neulich über Talleyrand, daß er die Preußen bei der Londoner Conferenz betrogen habe und er wäre so zu sagen ein Spitzbube. Talleyrand ein Spitzbube! Was die Unschuld leiden muß! Und die ehrlichen Preußen jammern, daß sie der Spitzbube überlistet habe. Die verächtliche Schwäche der französischen Regierung hat es dahin kommen lassen, daß die noch verächtlichere Preußische wieder eine Rolle spielt. Schon ist sie ganz

von Sinnen aus Hochmuth, sie stebt wieder im Mai 1806 und hat nur noch ein halbes Jahr bis zu Oktober. Damals wurde an Preußen der Verrath Deutschlands, diesmal wird der Verrath Polens bestraft.

Einundzwanzigster Brief.

Paris, Dienstag, den 4. Dezember 1832.

O theure Freundin! was ist der Mensch? ich weiß es nicht. Wenn Sie es wissen, sagen Sie es mir. Vielleicht ein Hund der seinen Herrn verloren. Das Leben ist ein A b c Buch. Ein Bischen Goldschaum auf dem Einbande ist all unser Glück, unsere Weisheit nichts als ba, be, bi, und sobald wir buchstabiren gelernt, müssen wir sterben und die Unwissenheit fängt von Neuem an. Wer ahnet meinen Schmerz? Wer sieht den Wurm der an meinem Herzen nagt? O! man kann essen und lachen und Zahnschmerzen haben und doch unglücklich sein! Wenn ich auf die Straße hinuntersehe, und sehe die Tausende von Menschen vorüber gehen, und Keiner weicht meinem Fenster aus, und Keiner fürchtet zerschmettert zu werden — — — sollte nicht jeder Mensch, wie ein Dachdecker, ein Warnungszeichen vor seine Wohnung hängen? Ist man denn nur eine einzige Stunde seines Glückes sicher? Ist Einer sicher, daß er sich nicht in der nächsten Stunde zum Fenster hinausstürzt, und dabei einen Vorübergehenden todt schlägt? Aber Morgen, Uebermorgen entscheidet sich mein Schicksal und ich bin jetzt ruhiger. Hören Sie meine jammervolle Geschichte. — — — — — —

— Ich habe am Sonntag im Theater Français Hamlet gesehen— einen Hamlet. So etwas kann mich recht traurig machen. Was ist Schönheit, was Hoheit, ja was jede Tugend? Sie sind nicht mehr als was sie scheinen, nichts Anders als wofür sie jeder hält. Wenn aber dieser Jeder ein Volk ist, ein ganzes Land ein Jahr-

hundert? Dann ist der Schein alles und die Wirklichkeit nichts für Alle. Können nicht große Menschen, ja Völker und Jahrhunderte gelebt haben, die wir gar nicht erkannt, oder falsch, oder nicht genug? Vielleicht wird der wahre Christ erst einem kommenden Geschlechte geboren. Das ist die Traurigkeit. Was ist Shakespeare den Deutschen und was den Franzosen? Dücis hat diesen Hamlet vor siebenzig Jahren zurecht gemacht. Aber Dücis ist kein einzelner Mensch, er ist ein Volk, er ist Frankreich und das Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts, wo die Philosophie der Kunst und jede Wissenschaft in der schönsten Blüthe stand. Es reicht nicht aus zu sagen, Dücis habe den Shakespeare französirt — nein. Er hat britische Formen, welche mit französischen Sitten im Widerspruche standen, geändert; sonst aber hat er den Shakespeare ganz wiedergeben, wie er ihn gefunden. Aber seine Augen? Hat er denn nicht mehr gelesen? Nein was sind Augen? die Diener des Geistes; sie sehen nicht mehr und nicht anders, als was ihnen ihr Herr zu sehen befiehlt.

Dücis' Hamlet sieht auch den Geist seines Vaters; aber nur er allein, der Zuschauer nicht. Daß man mit rothen Backen und einem guten Magen Geister sehen könne, davon hat ein Franzose keine Vorstellung. Also ist Hamlet verrückt und weil der Wahnsinn eine körperliche Krankheit immer zur Ursache oder Folge hat, ist Hamlet auch krank. Das ist nun schauderhaft zu sehen. Hamlet trägt einen schwarzen Ueberrock, ist leichenblaß, hat ein wahres Choleragesicht, schreit wie besessen und fällt alle fünf Minuten in Ohnmacht. Wie nur der Lehnstuhl nicht brach unter den vielen Ohnmachten, denn Hamlet fiel immer mit seinem ganzen Gewichte hinein? Sein Freund und Vertrauter sucht ihm seine Einbildung auszureden. Er erklärt ihm sehr vernünftig und psychologisch, woher es komme, daß er glaube den Geist seines Vaters zu sehen. Kürzlich wäre ein König von England gestorben und, dem Gerüchte nach, am Gifte das ihm seine Gemahlin gereicht. Ihn, Hamlet, habe diese Erzählung sehr erschüttert, er denke von Morgens bis Abends daran, und womit sich der Mensch bei Tage beschäftige, das komme ihm im Traume vor. Der Schauspieler Ligier, Talma's Nachfolger — im Amte, aber nicht im Gehalte — hat den Hamlet auf französische Art gut genug gespielt.

Aber mir ward ganz übel dabei; es war eine Lazareth- und Tollhausscene die zwei Stunden gedauert. Als ich nach dem Schauspiel im Foyer Voltaire's Büste betrachtete, da ward mir Dücis' Hamlet erst recht klar. Ein Gesicht wie Scheidewasser, der wahre Anti-Hamlet. Man sollte einen Tempel für unglücklich Liebende bauen, und Voltaire's Bild als den Gott hineinstellen. Auch ein Werther käme geheilt heraus. Darum liebe ich ihn so sehr, weil ich ihn hassen müßte, wenn ich ihn nicht liebte, und er hat mir doch so wohl gethan. In einigen der wenigen unglücklichen Tage meines Lebens warf er einen Strahl seines Geistes in mein dunkles Herz, ich fand den Weg wieder und war gerettet. Unglück ist Dunkelheit. Wem man die Gestalt seiner Schmerzen zeigt, dem zeigt man deren Grenzen. Daher begreife ich auch, wie es so Viele giebt, die Voltaire tödtlich hassen. Wie den Schmerz, zerstört er auch die Freude; denn Glück ist auch Dunkelheit.

— Die Börse ist heute selig wie eine Braut. Die Renten sind um einen Franken gestiegen, weil der König der Deputation der Kammer gesagt hat, der Friede gedeihe herrlich und u n s e r e K i n d e r würden bald von Antwerpen zurückkommen. Unsere Kinder! wie man nur so etwas sagen und anhören kann ohne zu lachen, begreife ich nicht. Was die Regierung Furcht hat vor ihrem eignen Muthe, was sie zittert sie möchte Ruhm erwerben, das glaubt Keiner. Gott weiß auf welche Juste milieu-Art sie Antwerpen belagern mögen! Wahrscheinlich sind die Bomben, mit welchen sie schießen, nur halb gefüllt. Aber wie undankbar zeigt sich die Regierung und die Börse gegen mich!" Sie denken gar nicht daran, daß wenn sie den Frieden behalten, sie es mir zu verdanken haben — ganz im Ernste, mir. Wir, w i r H a m b a c h e r, verhindern den Krieg. Die heilige Allianz fürchtet uns, sie zittert vor uns. Zwar sind viele Hambacher eingesteckt, aber Viele sind noch frei. So lange ich frei umhergehe, wird es Preußen gewiß nicht wagen, Frankreich den Krieg zu erklären. Eigentlich sollten die Renten steigen, so oft ich auf der Börse erscheine. Aber die französische Regierung versteht nichts von der deutschen Politik, sie ist noch zu vernünftig dazu; es kann noch kommen. Nun gute Nacht. Viktor Hugo's Drama Le roi s'amuse habe ich heute

bekommen. Vor dem Schlafengehen lese ich noch eine Stunde darin.

Mittwoch, den 5. Dezember.

Was ich diese ganze Zeit über, unter Freunden, im Scherze vorher gesagt: die Polizei würde endlich für den fünften Akt der Königsmord-Komödie Einen herbeischaffen der freiwillig bekennt: er habe den Pistolenschuß gethan, das ist jetzt wirklich eingetroffen. Ein junger Mann aus Versailles ist gestern zum Polizei-Präfecten gekommen und hat erklärt, er sei der Mörder, und Alle die als verdächtig Eingekerkerten wären unschuldig. In einem zweiten Verhör nahm er sein Bekenntniß zurück und erklärte weinend, er sei unglücklich, des Lebens überdrüßig und habe diese schöne Gelegenheit, guillotinirt zu werden, benutzen wollen. So wird die Geschichte gestern Abend in den ministeriellen Blättern erzählt. Nun bin ich begierig, ob der König von Baiern, um eine Macht des ersten Ranges zu werden, nicht auch eine solche Mord-Komödie aufführen, und bei irgend einer feierlichen Gelegenheit auf sich schießen lassen wird. Es geht fürchterlich in diesem Lande her! dem Könige ist Hellas in den Kopf gestiegen, und er sieht alle Liberalen für antike Statuen, und die Gefängnisse seines Landes für Museen an, in welchen er sie aufstellt. Ja es ist wirklich wahr: diesem Geist- und Körperschwachen Könige ist Hellas in den Kopf gestiegen. Um den Preis dieser Krone hat er die Ehre, das Glück, die Freiheit seines Volkes und seine eigne Unabhängigkeit verkauft. Um diesen schnöden Tagelohn (denn nach Tagen, nicht nach Jahren wird man die Regierung Otto's zählen) ist er ein Helfers-Helfer der heiligen Allianz, ein Knutenmeister Rußland's, ein Polizei-Scherge Oesterreich's geworden.

Zweiundzwanzigster Brief.

Paris, Samstag, den 8. December 1832.

In der heutigen Zeitung steht, in Heidelberg wäre ein Aufruhr gewesen mit Blut und Fensterscheiben; aber die deutschen Blätter dürften nicht davon sprechen. Was ist Wahres an der Sache?

Alle hiesigen Blätter sprechen von der Versteigerung der Frankfurter Mittwochsgesellschaft, von den fünfzehn Gulden, von den ledernen Hosen und dem Senate. Es ist schade, daß die Zeitungen, wegen Antwerpen und den Kammersitzungen so wenig Platz haben, sonst wären die Hosen länger geworden. Es ist ein herrlicher Spaß, aber der Ernst in der Sache ist noch schöner. Nur ist es betrübt, daß man über den Spaß den Ernst vergessen wird. Ich habe es immer gesagt: wenn zweihundert Bürger zusammenhalten in gerechten Dingen, sind sie unbesiegbar. Aber zusammenhalten auf die rechte Art. Nicht wie ein langer Faden — er sei noch so lang, das macht ihn nicht stärker, ein Kind zerreißt ihn — sondern wie ein Knäuel. Und nicht zusammengehalten in seltenen und großen Dingen — zu seltenen und großen Dingen finden sich seltene und große Menschen, die das allein vollbringen — sondern in kleinen Dingen, die alltäglich wiederkehren. Um zu lernen wie man die Freiheit erwerbe und behaupte, beobachte man, wie die Tyrannei ihre Macht erlangt und erhält. Wodurch? Man glaubt gewöhnlich durch die bewaffnete Macht, durch physische Gewalt; es ist aber Täuschung. Wo noch so despotisch, wird durch eine sittliche Gewalt regiert. Wodurch wird eine bewaffnete Macht zusammengebracht, zusammengehalten? Durch moralische Einflüsse, Furcht, Eigennutz, Ehre, Gemeingeist. Alle diese Hülfsmittel der Tyrannei stehen der Freiheit auch zu Gebote. Und wie selten wird die bewaffnete Macht gebraucht, und wo es geschieht, da ist es schon ein Kampf auf Leben und Tod zwischen der Tyrannei und der Freiheit. Eine Patrouille, womit man eine große Versammlung Bürger aus einander treibt ist keine physische, sondern

eine moralische Gewalt, denn sie ist nur ein Symbol der Macht. Die **P o l i z e i**, in ihr ist die Macht der Tyrannei. Sie ist die Krämerei des Despotismus, die ihn stündlich aber den ganzen Tag und alle Tage Lothweise ausgibt und die Freiheit Pfennigweise einnimmt. Dieser Krämerei des Despotismus muß man eine Krämerei der Freiheit entgegensetzen. Man kann in Frankfurt alle Tage Hambacher Feste feiern, ohne daß es die Polizei verhindern oder bestrafen kann. Wie dort zwanzig Tausende auf einem Berge sich versammeln, mögen sich hier fünfhundert freisinnige Bürger täglich in den verschiedenen Gasthöfen zerstreuen. Statt wie dort lange Reden, mögen hier kurze Sätze für die Freiheit gesprochen werden. Sie sollen nur unbekümmert sein, das Wort im Schwanen findet sich mit dem Worte im englischen Hofe zusammen — es gibt einen Gott, der das redigirt. Man muß die Polizei müde machen, man muß Blinde-Kuh mit ihr spielen; es ist nichts leichteres als das. Besonders bei der Frankfurter; der fehlt zur blinden Kuh nichts als ein Schnupftuch. Freilich pflügt sie jetzt mit dem Kalbe des Herrn von Münch-Bellinghausen, und kann manches Räthsel errathen, so verstockt sie sonst auch ist. Aber wenn auch!

Nicht zu vergessen *Le roi s'amuse* . . . Les rois s'amusent — aber Geduld! . . . Sehen Sie, es gibt Schriftsteller, die man liebt, deren Werke nämlich; liebt mit freier Liebe, nicht blos weil sie Achtung verdienen. Mir ist Victor Hugo ein solcher. Seine Vorzüge sehe ich mit großen Augen, seine Fehler wie zwischen Schlafen und Wachen an. Ich entschuldige sie und wenn ich das Buch zu Ende gelesen habe, habe ich sie vergessen. Aber dieses Mal kann ich nicht. Ich habe das vor fünfzehn Jahren kommen sehen, ich habe seitdem oft davon gesprochen. Es herrscht jetzt ein Terrorismus, ein Sansculotismus, ein Jacobinismus (drei Worte wie Kampher, die Censurmotten abzuhalten) in der französischen Literatur. Es ist der Uebergang vom Despotismus zur constitutionellen Freiheit. Sie haben noch nicht gelernt Freiheit mit Ordnung zu paaren. Jede Regel ist ihnen Tyrannei, jeder Anstand Aristokratismus, Tugend, Schönheit und Würde — in der Kunst — sind ihnen Vorrechte. Sie nivelliren Alles, sie dutzen alles. Sie sagen: Bürger Gott, Bürger Teu-

sel, Bürger Pfarrer, Bürger Henker. Sie dulden keine Kleidung an nichts, und hätte sie die Natur selbst angemessen. So führt Despotie auch in der Kunst zur Anarchie. Die alte französische Kunst ging im Reifrocke; das war lächerlich, abgeschmackt, ungesund, naturwidrig. Aber zwischen Reifrock und Haut liegt noch manches Kleidungsstück, man soll die Kunst nicht bis auf das Hemd ausziehen. Sie wollen es nackt — gut es sei; man kann sich daran gewöhnen. Aber geschunden! Die neuen französischen Dramatiker schinden alles: Die Liebe, den Haß, das Verbrechen, das Unglück, Schmerz und Lust. Das ist abscheulich! Die Natur selbst gibt jedem Dinge eine Haut, jedem Dinge wenigstens eine Farbe zur Hülle. Das farbenlose Licht, das ist der Tod; die Fäulniß; das ist gräßlich.

Sonntag, den 9. December.

Ich habe aufhören müssen. Seit einigen Tagen werde ich von grausamen Zahnschmerzen geplagt. Am Tage sind sie leidlicher; da bin ich aber müde von der schlaflosen Nacht. Es ist ein Fluß und ich werde sehen wie ich hinüber komme. Der unschuldige Hugo kann wohl darunter leiden; ein Recensent ist ein Wolf, einer der Zahnschmerzen hat, gar ein toller Wolf. Ich habe oben die äußerste Grenze des Verderbens bezeichnet, der man freilich noch viel näher kommen kann als Victor Hugo. Er hat eine Grazie die ihn am Aermel zupft, so oft er es gar zu toll macht.

Die Handlung spielt in der Zeit und am Hofe Franz'des Ersten. Das ist der französische König der in seinem vier und fünfzigsten Jahre an einer unglücklichen Liebe starb. Damals war eine unglückliche Liebe noch nicht heilbar. König Franz liebt sein ganzes Leben und das ganze Drama durch. Das Kosen, das Küssen, das Umarmen nimmt kein Ende. Und alles in Gegenwart der Hofleute und der Tausende von Zuschauern, unter welchen Leute sind wie ich. Es ist abscheulich. Racine's Fürsten und Helden schmachten und weinen wenn sie lieben; ihre Krone schmilzt ihnen auf dem Kopfe und tröpfelt in goldenen Thränen herab. Das ist Unnatur; denn ein König ist früher König als Mensch. Victor Hugo's Franz der Erste überläßt

das Weinen seinen Geliebten, er schmachtet nicht, sondern er lacht, er liebt wie ein König — le roi s'amuse. Das ist Natur, aber es ist die häßliche Natur; und was häßlich, ist unsittlich. Bis jetzt die komische Unmoralität; jetzt kömmt die tragische, die tragische Häßlichkeit . . . Jetzt kömmt aber auch der Zahnarzt, nach dem ich geschickt habe. Fortsetzung im nächsten Briefe.

Dreiundzwanzigster Brief.

Paris, Montag, den 10. December 1832.

Le roi s'amuse; Fortsetzung. Vielleicht mache ich den Beschluß erst in einem dritten Briefe. Sie hätten es dann immer noch besser, als die Leser des Abendblattes und Morgenblattes, die mit himmlisch deutscher Geduld vier Monate lang an einer Novelle buchstabiren und längere Zeit brauchen die Geschichte zu lesen, als die Geschichte selbst brauchte um zu geschehen. Ich bin heute noch etwas satyrisch, ich habe noch Zahnschmerzen. Triboulet ist der Hofnarr des Königs. Er ist klug und boshaft wie alle Hofnarren, und hat einen Buckel. Victor Hugo sagt (in der Vorrede) er sei auch kränklich; woher er das weiß, weiß ich nicht. Er sagt ferner: Triboulet hasse den König, weil er König sei; die Hofleute, weil sie Vornehme wären; alle Menschen, weil sie keine Buckel hätten. Ich habe aber von dem Allen nichts gemerkt und ich halte es für eine Verläumdung. Es ist überhaupt merkwürdig, wie wenig der Dichter sein eigenes Werk verstand, oder vielmehr wie er es zu verkennen sich anstellt, um sich gegen die Beschuldigung der Unsittlichkeit zu vertheidigen. So oft Triboulet aufspürt, daß einer der Hofleute eine schöne Frau, Tochter oder Schwester hat, verräth er es dem Könige. Der Kuppelei bedurfte es übrigens nicht viel; denn König Franz, wie die Könige aller Zeiten und

die Vornehmen der damaligen, machte wenig Umstände. Franz geht verkleidet auf nächtliche Abenteuer aus, besucht die Weinschenken und garstigen Häuser und taumelt singend und betrunken in sein Louvre zurück. Aber der Dichter ließ dem Könige von seiner ganzen fürstlichen Natur nichts als die Schonungslosigkeit, und man begreift nicht, warum er seinen liederlichen jungen Menschen gerade unter den Königen wählte. Wie ganz anders hat Shakespeare es verstanden, als er einen liebenswürdigen Kronprinzen den kurzen Carneval vor der langen und traurigen königlichen Fastenzeit lustig und toll durchleben ließ. Bei Heinrich ist die Gemeinheit eine Maske, bei Franz ist die Krone eine.

Die Hofleute hassen diesen Triboulet, weil er sie Alle ungestraft necken und ihnen boshafte Streiche spielen darf. Da machen sie die Entdeckung, daß sich der Narr oft des Nachts verkleidet in ein abgelegenes Haus schleiche. Es kann nichts anders sein, meinen sie, Triboulet hat eine Geliebte, und sie nehmen sich vor, das lustige Geheimniß aufzudecken. Beim Lever des Königs war von nichts Anderm die Rede: Triboulet hat ein Schätzchen. Der König und der ganze Hof wollen sich todt darüber lachen.

Eines Abends im Dunkeln macht Triboulet seinen gewohnten geheimnißvollen Gang und schleicht sich mit ängstlicher Vorsicht in ein Haus, zu dem er den Schlüssel hat. Wir wollen uns mit hineinschleichen; es muß schön sein zu sehen, wie der bucklichte und tückische alte Narr liebt. Schön war es auch, nur ganz Anders als die schurkischen Hofleute es sich vorgestellt. (Die Erde liege schwer auf ihnen; weil sie meinen Triboulet, den ich liebe, so unglücklich gemacht.) Nachdem Triboulet die Thüre hinter sich verschlossen, setzt er sich im Hofe, der das Haus umgibt, auf eine Bank nieder und weint. Doch weint er nicht vor Schmerz, er weint vor Lust; das Weinen ist sein Feierabend und er weint alle Thränen, die er zurückhalten muß so lange die Sonne scheint. Er klagt im Selbstgespräche: jeder Mensch, der Soldat, der Bettler, der Galeerensklave, der Schuldige auf der Folter des Gewissens, der Verbrecher im Kerker, diese Unglücklichen Alle hätten das Recht, nicht zu lachen wenn sie nicht wollten, das Recht zu weinen so oft sie wollten, nur er hätte diese

Rechte nicht. Er tritt in das Haus, ein junges holdes Mädchen kömmt ihm entgegen und wirft sich in seine Arme. Unter Weinen und Lachen drückt er sie an seine Brust. Es ist seine Tochter. Jeder weiß wie ein Vater sein Kind liebt; wenn es aber in der ganzen großen Welt das einzige Geschöpf ist, das ihn, das er liebt; wenn er sonst überall nur Haß, Spott und Verachtung findet und austheilt — wie dann ein Vater seine Tochter liebt, das kann nur ein Dichter errathen. Diese Scene, gleich noch einigen andern des Dramas ist herrlich, und man muß sie vergessen, um den Muth zu behalten, das Ganze zu verdammen. Triboulet ließ seine Tochter in stiller Verborgenheit aufblühen, um sie vor der bösen Luft in Paris zu schützen. Sie kennt die Welt nicht, kennt die Stellung nicht, die ihr Vater darin hat, weiß nicht einmal seinen Namen. Sie ahnet nur, er müsse unglücklich sein. Sie spricht:

Que vous devez souffrir ! vous voir pleurer ainsi,
Non, je ne le veux pas, non cela me déchire.

worauf der Vater antwortet:

Et que dirais-tu, si tu me voyais rire ?

Darauf verläßt er das Haus, nachdem er seine Tochter gewarnt, sich nie in das Freie zu wagen. Auf der Straße hört er Geflüster mehrerer Menschen; er horcht, er kennt die Stimmen bekannter Hofleute, erschrickt, tritt endlich zu einem von ihnen und fragt, was sie vorhätten? Dieser nimmt Triboulet bei Seite und vertraut ihm lachend an, sie wären gekommen die Frau eines Hofmannes die der König liebt, und deren Haus auf dem Platze stand, zu entführen und in's Schloß zu bringen. Triboulet fällt gleich in seine alte Bosheit zurück und erbietet sich schadenfroh, bei der Entführung behülflich zu sein. Alle waren vermummt, man legt Triboulet auch eine Maske auf und ist dabei so geschickt ihm zugleich mit einem Tuche Auge und Ohren zu verbinden. Es ist dunkle Nacht und Triboulet merkt nicht, daß er nichts sieht. Man gibt ihm die Leiter zu halten, auf der man in das Haus steigen wollte. Die Leiter wird an die Mauer gelegt, hinter welcher Triboulet's Tochter wohnt, und diese geraubt. Triboulet wird endlich ungeduldig, reißt sich Maske und Binde vom Gesicht weg,

findet die Leiter an seinem eignen Hause gelehnt und zu seinen Füßen liegt der Schleier seiner Tochter. Die Räuber waren schon weg; sie brachten die arme Taube in ihres Königs Küche, aus der sie der unglückliche Vater gerupft wieder bekam. —

Triboulet ist seiner Sache noch nicht ganz gewiß, er vermuthet nur erst, wohin man seine Tochter geführt. Am andern Morgen erscheint er im Louvre, zeigt sich wie immer, aber er lauert. Das Flüstern und Lachen der Höflinge wird ihm immer deutlicher, und bald weiß er, daß seine Tochter beim Könige ist. Er weint und fleht und droht, man solle ihm sein Kind zurückgeben. Es muß in den Thränen, den Bitten und dem Zorne eines Vaters etwas sein, was selbst den Spott und Uebermuth der Höflinge entwaffnet. Alle schweigen und sind bestürzt. Triboulet's Muth steigt, und er kehrt mit seinen Blicken die ganze Rotte zum Saale hinaus. So drückt sich der Dichter aus. Bald stürzt Triboulet's Tochter aus des Königs Zimmer und sinkt unter Todesblässe erröthend, in die Arme ihres Vaters. Sie will ihm Alles erzählen, er erläßt ihr den Schmerz, er weiß schon Alles. Er führt seine Tochter fort, kehrt zum Hofe zurück und macht den lustigen Rath wie vor. Er sinnt im Stillen auf Rache.

Triboulet hatte früher schon einen Banditen kennen gelernt, der um einen bestimmten Preis jeden Lasttragenden von seinen Feinden befreit. An diesen wendet er sich. Der Bandit hat zwei Manieren zu morden: entweder im Freien der Straße oder in seinem Hause, wie man es wünscht. Für das Haus hat er eine junge schöne Schwester, eine liebliche Zigeunerin, welche die Schlachtopfer anlockt und sie unter Lächeln und Kosen dem Messer ihres Bruders ausliefert. Triboulet erfährt, daß der König verkleidet und ungekannt die schöne Zigeunerin besuche. Er kauft seinen Tod, bezahlt die eine Hälfte des Preises voraus, und wird auf Mitternacht bestellt, wo ihm die Leiche des Königs in einem Sacke gesteckt ausgeliefert werden solle, daß er sie dann selbst in die nahe Seine werfe. Gegen Abend führt Triboulet seine Tochter (sie heißt Blanche) auf den Platz wo das Haus des Banditen steht. Er sagt ihr, doch nicht ganz deutlich, die Stunde der Rache an ihrem Verführer nahe heran. Blanche liebt den König,

der schon früher als unbekannter Jüngling in der Kirche ihr Herz gewonnen. Sie bittet ihren Vater um Schonung, schildert die Liebe des Königs zu ihr, wie heiß sie sei, und wie oft er das in schönen blühenden Worten zu erkennen gegeben. Triboulet, seine Tochter zu enttäuschen, führt sie an das Haus des Banditen, durch dessen zerrissene Mauern und unverwahrte Fenster man von Außen Alles hören und sehen kann, was sich innen begibt. Da sieht die unglückliche Blanche den König Franz mit der leichtfertigen Zigeunerin kosen, hört, wie er dem Mädchen die nämlichen süßen und schönen Worte schenkt, die er ihr selbst gegeben. Das betrübt sie, sie jammert und willigt schweigend in die Rache ihres Vaters. Triboulet heißt sie nach Hause eilen, sich in Männerkleider werfen, sich zu Pferde setzen, und in das Land flüchten, wo er sie an einem bestimmten Orte einholen wolle. Vater und Tochter gehen fort.

König Franz sitzt im Hause und scherzt und tändelt mit der Zigeunerin. Müde und trunken verlangt er ein Bett sich auszuruhen. Man führt ihn in eine Dachkammer wo er einschläft. Unten trifft der Bandit die Vorbereitungen zum Morde. Die Zigeunerin, gewöhnlich kalte Mitschuldige ihres Bruders, bittet dieses Mal um Schonung, denn der junge Offizier, von so seltenem edlem Anstande, hatte Eindruck auf sie gemacht. Der Bandit weist sie kalt zurück, sagt er sei ein ehrlicher Mann, habe seinen Lohn erhalten und müsse den versprochenen Dienst leisten. Doch ließ er sich so weit bewegen, daß er versprach, den Offizier zu schonen, wenn unterdessen ein Anderer käme, den er statt Jenes ermorden und, im Sack gesteckt, ausliefern könnte. Der Brodherr werde es ja nicht merken, da es Nacht sei und der Sack in den Fluß geworfen werde. Wo sei aber Hoffnung, daß noch um Mitternacht sich jemand hierher verirre?

Unterdessen hatte Triboulet's Tochter über die dunkeln drohenden Worte ihres Vaters nachgedacht. Da wird ihr erst klar, der König solle in dieser Nacht ermordet werden. Schon zur Flucht gerüstet und als Offizier verkleidet, jagt sie die Angst vor das Haus des Banditen zurück. Sie will beobachten, was sich da begebe. Sie horcht, vernimmt das Gespräch zwischen dem Banditen und der Zigeunerin, und entschließt sich für den König zu sterben. Sie klopft an die Thüre,

sie wird geöffnet, und sobald sie eintritt fällt sie unter dem Messer des Banditen.

König Franz taumelt singend zu seinem Louvre hin.

Unterdessen kommt Triboulet, zahlt dem Banditen die andere Hälfte des bedungenen Lohnes aus, und empfängt den Sack mit der Leiche. Der Monolog, der jetzt folgt, ist herrlich. Es ist grause dunkle Nacht, ein Gewitter tobt am Himmel. Der Sturm heult durch die Luft. Der Sack liegt auf der Erde, Triboulet, Rachegluth und Freude im Herzen, setzt seinen Fuß auf den Sack, verschränkt stolz die Arme und triumphirt in die Nacht hinaus: wie er endlich, er, der schwache, verachtete, verspottete Triboulet, seinen Feind unter sich gebracht. Und welch' einen Feind! einen König. Und welch' einen König! einen König der Könige, den Herrlichsten unter Allen. Und wie jetzt die Welt aus allen ihren Fugen gerissen werde, und morgen werde die zitternde Erde fragen: wer denn das gethan? und da werde er rufen, das habe Triboulet gethan; ein kleiner schlechter Zapfen im Gebäude der Welt habe sich losgemacht von der Harmonie, und der Bau stürze krachend zusammen.

So zecht Triboulet fort und, immer trunkener durch seinen Sieg, will er noch das Gesicht seines verhaßten Feindes sehen, ehe er ihn in den Wellen begräbt. Aber es ist finstere Nacht; er wartet auf einen Blitz, der ihm leuchten soll. Er öffnet den Sack, der Blitz kommt, der ihn zerschmettern soll, er erkennt seine Tochter. Im Anfange hofft er, es sei ein Gaukelspiel der Hölle, aber ein zweiter Blitz raubt ihm diese Hoffnung. Er zieht seine Tochter zur Hälfte aus dem Sacke, mit den Füßen bleibt sie darin. Sie ist entkleidet; nur ein blutiges Hemd bedeckt sie. Sie röchelt noch, spricht noch einige Worte und verscheidet. Der Vater sinkt zu Boden, der Vorhang fällt. Beschluß morgen.

Vierundzwanzigster Brief.

Paris, Donnerstag, den 13. Dezember 1832.

Le roi s'amuse; Beschluß. Dieses Schicksal im Sacke; diese schauderhaften Fußtritte des Vaters auf das Herz seiner geliebten Tochter; diese Tochter im blutigen Hemde, todt, nein schlimmer als todt, im Röcheln des Todes; und dieses Alles, bald vom falben Scheine der Blitze beleuchtet, bald von finsterer Nacht umhüllt, daß sich zum Schrecken der Wirklichkeit auch noch die Angst des Traumes geselle — hat das nicht in seiner gräßlichen Verzerrung auch einen Zug von Lächerlichkeit? Wenigstens als ich diese Scene las, so sehr sie mich auch erschütterte, fiel mir ein: der Narr Triboulet, wie hat er sich prellen lassen; man soll doch nie eine Katze im Sacke kaufen! Ich weiß nicht woran es liegt. Shakespeare hat ähnliche, er hat noch viel schrecklichere Schrecken; aber bei ihm ist der Schmerz gesund, das Ungeheure hat seine Art Wohlgestalt; denn selbst die Krankheit hat eine Gesundheit die ihr eigen ist, selbst das Verbrechen hat seine moralische Regel. Bei Victor Hugo aber ist das Mißgestaltete mißgestaltet. Ich weiß nicht; es ist darüber nachzudenken. Das ist die tragische Häßlichkeit von der ich sprach, die tragische Unsittlichkeit. Die Komische war in den Liebeleien des Königs, die im Sonnenlichte und beim noch hellern Scheine der Kerzen auf das unverschämteste dargestellt werden. Victor Hugo hätte aus dem Allen einen Roman machen sollen. Erzählen kann man alles, auch das Häßlichste; die Vergangenheit, die Entfernung mildert das Mißfällige und ein Buch kann man ja zu jederzeit wegwerfen. Erzählen kann man das Unglaublichste; wer es nicht glauben will, braucht es ja nicht zu glauben, er denkt: es ist ein Dichter, und er hat gelogen. Aber dieses in ein Drama bringen, dieses Alles unter unsern Augen geschehen lassen, daß wir Ohr und Blick davon abwenden, daß wir nicht daran zweifeln können — nein, das dürfen wir nicht dulden.

Aber die Minister! was geht die Minister Louis Philipp's die Aesthetik, die Dramaturgie, die Moral an? Warum haben sie die Aufführung des Stückes verboten? Bin ich nicht da? Hören wir jetzt was Victor Hugo darüber sagt. Am Morgen nach der ersten Aufführung erhielt der Dichter ein Billet vom Theater=Direktor; er habe so eben vom Minister den Befehl erhalten, das Stück nicht ferner geben zu lassen. "L'auteur, ne pouvant croire à tant d'insolence et de folie, courrût au théâtre" . . . Insolence — folie — von einem Minister! das wäre nach dem baierischen Strafrechte ein Verbrechen, das von einem Majestätsverbrechen nur durch eine Brandmauer geschieden ist, der Hausnachbar eines Königsmordes. Victor Hugo eilt in das Theater; es ist wirklich so; er liest den Befehl des Ministers. Das Drama wäre unmoralisch befunden worden. "Cette pièce a revolté la pudeur des gensd'armes, la brigade Leotaut y était et l'a trouvé obscène; le bureau des mœrs s'est voilé la face; Monsieur Vidocq a rougi." Aber war es von Seiten des Ministers mit der Einwendung der Unmoralität ernst gemeint? Hugo sagt: das sei nur ein Vorwand gewesen; der eigentliche Grund aber des Verbotes sei ein Vers im dritten Akte, "où la sagacité maladroite de quelques familiers du palais a découvert une allusion à laquelle ni le public ni l'auteur n'avait songé jusque là, mais qui une fois denoncée de cette façon, devient la plus cruelle et la plus sanglante des injures." Er wolle für jetzt den Vers nicht bezeichnen, treibe ihn aber die Noth der Vertheidigung dazu, werde er sich deutlicher erklären.

Ich suchte mit dem größten Eifer den im dritten Akte enthaltenen, für den König beleidigenden Vers auf, und glaubte ihn im Folgenden gefunden zu haben.

Un roi qui fait pleurer une femme! O mon dieu, lacheté!

Ich dachte, das könnte auf die Gefangenschaft der Herzogin von Berry bezogen werden, und, das denkend, kam mir die Aengstlichkeit der Minister um so toller vor. Wer bekümmert sich um die Berry? Wer denkt an sie? Und die wenigen Legitimisten die im Théâtre Français sitzen, würden in Gegenwart des demokratischen Parterres

und der Philippisten-Logen, nie wagen eine solche Anspielung laut werden zu lassen. Aber ich bin fehl gegangen. Ich hörte später erzählen, es sei eine andere Stelle im dritten Akte, die den Minister stutzig gemacht. In der Scene nämlich wo Triboulet im Vorzimmer des Königs um seine geraubte Tochter jammert, und die Hofleute ihn verlachen, wendet er sich an diese der Reihe nach und sagt ihnen mit Grimm und Hohn: Was wollt ihr? Du da hast eine Frau, du eine Tochter, du eine Schwester, du Page dort eine Mutter — Frau, Tochter, Schwester, Mutter, der König hat sie Alle. Und die Großen, welchen er das vorwirft, sind die vornehmsten historischen Familien des Landes; Triboulet nennt sie Alle bei Namen, und unter diesen Bastard-Ahnen wird auch die Familie genannt, von welcher die Bourbons herstammen. Ich habe das Buch schon weggegeben und ich kann die betreffende Stelle nicht selbst beurtheilen.

Der Dichter in seinem Zorne gegen die Minister triumphirt, daß, so viele Kunstfeinde er auch habe, diese doch, nachdem er eine so schnöde Behandlung erfahren, Alle gleich auf seine Seite getreten wären. "En France, quiconque est persécuté n'a plus d'énnemis que le persécuteur." Alles wie bei uns! Victor Hugo hat das *Théâtre Français* beim Handels-Gerichte verklagt, es zur ferneren Aufführung des Dramas zu zwingen, oder zu einer Entschädigung von vierhundert Franken für jeden Theater-Abend zu verurtheilen. Odillon Barrot wird für den Kläger das Wort führen. Was wird er gewinnen? Nichts; auch weiß er das und es ist ihm nur um den Scandal zu thun; Aber was gewinnen die Minister dabei? Der Dichter sagt es offen heraus: er habe sich bis jetzt nur mit den stillen friedlichen Musen beschäftigt; er habe sich von der Politik immer entfernt gehalten; von nun aber, weil gereizt, werde er gegen die Regierung feindlich auftreten. Ist nun Victor Hugo ein ehrlicher Mann, wie er wirklich einer ist, werden durch ihn die Feinde der Regierung um einen der Gefährlichsten, der Talentvollsten vermehrt. Wäre er kein ehrlicher Mann, dann würde seine Feindschaft der Nation hundert tausend Franken kosten, welche die Minister aus ihrem Beutel zögen, einen neuen Feind auf die alte Art zu versöhnen. Was gewinnen also die Minister? Ich glaube aber sie sind nicht so dumm wie sie

aussehen. Sie gewinnen was der Dichter auch gewinnt: den Scandal des Prozesses. Das beschäftigt Paris drei Tage, und für die folgenden Tage wird der liebe Gott auch sorgen. Sie sind immer noch klüger als unsere deutschen Minister; sie lassen zuweilen Rauch aus dem Schornsteine, daß der Kessel nicht platze.

Sehen Sie aber was ein deutscher Gelehrter ist. Vorgestern morgen beim Frühstücke, hatte ich den Kopf dicht voll, von Politik und Zahnschmerzen, von den aristotelischen Einheiten, der Abwesenheit der Madame Malibran und der Anwesenheit der * * * *, von dem König Otto, von baierischer Treue, Antwerpen, dem alten Thurme am Metzgerthore und der Unmoralität des Herrn d'Argout. Da kam ich in der Vorrede Victor Hugo's an die Stelle: "Il fut même enjoint au théâtre de rayer de son affiche les quatre mots rédoutables: *Le roi s'amuse.*" Gleich alle Gedanken hinaus, den Kopf auf beide Arme gestützt und eine halbe Stunde darüber nachgedacht. Ces *quatre* mots: *le roi s'amuse.* Wie? *Le roi s'amuse* sind das vier Worte; sind es nicht blos drei? Kann man s mit einem Apostroph ein Wort nennen? ist s' . . . ein Wort? Freilich kann man auch nicht behaupten, *Le roi s'amuse* wären nur drei Worte. Aber wo ist die Wahrheit? wo ist das Recht? . . Darüber ward mir mein Thee kalt, und Conrad nahm mir unbemerkt die Zeitung von dem Tische, ehe ich sie ausgelesen. So ist der deutsche Gelehrte. Dem Victor Hugo auf das Wort zu glauben, der die Sache mit den vier Worten doch besser verstehen muß als ich, das kam mir nicht in den Sinn; auch hätte mein protestantisch deutsches Gewissen dieses nie zugegeben.

Aber zum Schlusse: der Handelsminister hatte Recht; das Stück ist unmoralisch. Wie kam es mit Victor Hugo dahin? Ich habe es schon gesagt; es ist der Jakobinismus der romantischen Literatur. Victor Hugo ist einer der edelsten unter den Sklaven, die ihrem Herrn Boileau entlaufen; aber er ist doch ein Sklave. Im Uebermuthe seiner jungen Freiheit, weiß er diese nicht weise und männlich zu gebrauchen, und sündigt links, weil sein alter Tyrann rechts gesündigt hat.

Das Gericht ist aus, ich habe Recht gesprochen; jetzt Perrücke

herunter. Ich habe das Drama vom Anfange bis zum Ende mit dem größten Vergnügen gelesen, und Alles hat mir gefallen.

Freitag, den 14. Dezember.

Heute gehe ich zum ersten Male wieder aus, nachdem ich, wegen meiner Zahnschmerzen, drei Tage das Zimmer nicht verlassen. Ich habe dabei gewonnen, daß ich drei Tage lang den stinkenden Nebel auf der Straße nicht zu trinken, und so lange die stinkenden deutschen Zeitungen nicht zu lesen brauchte. Der Geschmack der letzten, die ich vor einigen Tagen las, liegt mir heute noch auf der Zunge. Nein, es ist nicht zu ertragen. Die Deutschen müssen Nerven haben wie von Eisendrath, eine Haut von Sohlleder und ein gepöckeltes Herz. Diese Unverschämtheit der Fürstenknechte, dieses freche Ausstreichen eines ganzen Jahrhunderts, dieser weintolle Uebermuth, dieses Einwerfen aller Fensterscheiben, weil das Licht dadurch fällt, als wenn sie mit dem Glase auch die Sonne zerstörten — es übersteigt meine Erwartung. Aber das steigert auch meine Hoffnung. Man muß mit den dummen Aristokraten Mitleiden haben, man muß ihnen nicht eher sagen, daß das Cassations-Gericht dort oben ihre Appellation verworfen hat, bis an dem Tage wo sie hingerichtet werden. Das deutsche Volk wird einst gerächt werden, seine Freiheit wird gewonnen werden; aber seine Ehre nie. Denn nicht von ihnen selbst, von andern Völkern wird die Hülfe kommen. Ich sehe es schon im Geiste: wenn einst die finstern Gewitterwolken sich werden über den deutschen Palästen zusammenziehen, wenn der Donner zu grollen anfängt, wird das geschmeidige deutsche Volk wie ein Eisendrath hinauf kriechen zu allen Dächern seiner Tyrannen, um die geliebten Herrscher vor dem Blitze zu bewahren, und ihn auf sich selbst herabzuziehen. Wem daran gelegen ist verhöhnt und betrogen zu werden, der braucht nur großmüthig gegen seine Feinde zu sein, zumal gegen die Fürsten, welche die Feinde aller Menschen sind. Wenn in Frankreich ein Don Miguel und ein Robespierre zugleich regierten; wenn an jeder Straßenecke rechts ein Galgen, links eine Guillotine stünde — die

Franzosen ertrügen vielleicht lange das Morden von ihren Tyrannen geduldig; aber ihren Spott, ihre Verachtung, ihr unverschämtes Hofmeistern, ihre Ohrfeigen und ihre Ruthe, das was der Deutsche das ganze Jahr erduldet — sie ertrügen es keine Stunde lang. Die Franzosen waren Jahrhunderte lang Sklaven unter ihren Königen; aber sie durften doch singen in ihren Ketten, sie durften ihre Kerkermeister verspotten. Zur Schreckenszeit wurden edle und schuldlose Menschen auf das Blutgerüst gebracht, aber nie fand Robespierre ein Gericht, das so feige und unmenschlich gewesen, einen Aristokraten zu verurtheilen, daß er vor dem Oelbilde der Freiheit knieend Abbitte thue. Unter der Despotie der Könige wie unter der der Republikaner erkannte man etwas im Menschen an, das, weil er von Gott gesandt, heilig und unverletzlich ist, und nie zur Verantwortung gezogen werden darf. Aber dieses Göttliche, Heilige und Unverletzliche im Menschen: seine Ehre, seinen Glauben, seine Tugend, das wird in Deutschland am meisten zuerst bestraft, am boshaftesten gezüchtiget. Ein Dr. Schulz in München, wurde wegen seines politischen Glaubens auf unbestimmte Zeit zum Zuchthause verurtheilt, und zu der schlimmen Züchtigung, vor dem Bilde des Königs knieend Abbitte zu thun. Sie werfen die Freiheit in den Koth, daß sie aussehe wie die Knechtschaft, damit man keinen Mann von Ehre ferner von einem Hofmanne unterscheiden könne und gemeinschaftlicher Schmutz Volk und Land und Regierung bedecke.

Würde in Paris die Todesstrafe darauf gesetzt, wenn einer es wagte im Theater einen Laut des Mißfallens zu äußern, und es versuchte einmal ein schamlos schmeichelnder und bettelnder Hofdichter, die Leidenschaften, Thorheiten und Verbrechen seiner Fürsten, durch Poesie, Musik, Tanz und Malerei auf der Bühne zu verherrlichen und so ein ganzes Volk zu Mitschuldigen seiner niederträchtigen Gesinnungen zu machen — und stünde die Todesstrafe auf ein Lächeln — es fänden sich hier Hunderte von Zuschauern die lachen, zischen und pfeifen, und ihr Leben an ihre Ehre setzen würden. Man jauchzte keinem schamlosen, tollen Schauspiele zu, wie das was neulich ein Herr von Poißl in München zur Feier der Thronbesteigung des Königs Otto dichtete, und auf der Bühne vorstellen ließ. „Vergangen-

heit und Zukunft" hieß das Schauspiel, welches all das dicke Bocksbier, das seit dem vorigen Sommer in den baierischen Adern stockte, in die freudigste Wallung brachte. Hellas, Bavaria, Glaube, Liebe und Hoffnung treten auf. So oft ein deutscher Hofdichter etwas politisches singt, umgiebt er sich mit Glaube, Liebe und Hoffnung. Es sind seine Grazien und seine Parzen zugleich. Mit ihnen versüßt er die Tyrannei, mit ihnen spinnt er die Freiheit zu Tode. Uebrigens ist es eine nützliche Bedeckung; denn ohne Glaube, Liebe und Hoffnung ertrüge man keinen Tag ein deutscher Unterthan zu sein. Jetzt werden die alten olympischen Spiele dargestellt, in dem Augenblicke wo die Vertheilung der Preise statt findet. Hundert Dichter athmen schwer, die, welche den Gott in sich fühlen, jauchzen dem Siegeskranze entgegen. Mich dauern die armen Teufel! Bavaria kommt und deklamirt Gedichte des Königs von Baiern und Sappho-Bavaria erhielt den Kranz.

Das zweite Bild stellt die Gegend von Athen vor. „Mit erst düsterem Himmel, verbrannten Oliven-Wäldern und verdorrten Fluren. Nach und nach kleidete sich der Himmel in Baierns Nationalfarbe. Die Olivenwälder begannen zu grünen. Die Fluren bedeckten sich mit Blumen und Blüthen, aus Ruinen entstanden Paläste. Und in diesem Augenblicke erschien von der Liebe getragen und den Glauben und die Hoffnung zur Seite, das als Segensgestirn über Hellas aufgehende Bildniß des Königs Otto, vor dem sich Griechenlands Volk in freudiger Huldigung neigte." Bavaria-Sappho ist verrückt, sie ist verliebt, weiß nicht mehr was sie spricht und ich sehe sie schon vom Leukadischen Felsen hinab in die Isar springen. Aber Herr von Poißl hat nicht die geringste Lebensart, daß er den König Otto, der ein Mann ist, von der Liebe, die ein Frauenzimmer ist, tragen ließ. Ich begreife nicht wie das zarte Wesen diese Last von München bis zum Himmel, einen so weiten Weg hat aushalten können; König Otto muß sehr leicht sein! Warum hat er den König nicht dem Glauben auf die breiten Schultern gesetzt? Der hat schon in seiner Dummheit viel schwerere Lasten getragen. Dann wäre die Liebe an der Seite der Hoffnung, hinter dem Glauben und dem König Otto leicht hergeflogen, und dann wäre

doch Symmetrie dabei gewesen und das Ganze wäre ein Meisterstück geworden. O, Herr von Poißl! ich weiß nicht ob Sie Verstand haben, aber Geschmack haben Sie nicht den geringsten. Wie freue ich mich, daß die verbrannten Olivenwälder wieder grün werden; jetzt können doch die armen Griechen wieder Salat essen. Aber die baierische Nationalfarbe, in welche sich der Himmel kleidete, als er Audienz beim König Otto hatte — ist das nicht himmlisch? ja, ja so ist es. Den Himmel selbst möchten Sie gern zu Lakaien machen, und sein heiliges Blau soll die Livree-Farbe eines deutschen Fürsten sein! Verdammniß! es kömmt mir manchmal vor, als wäre die Erde ein großer Pfeifenkopf, aus dem Gott raucht und Deutschland wäre der Wassersack der Pfeife, bestimmt um diese rein zu erhalten, allen Schmutz, alle stinkenden Säfte aufzunehmen. Die Zeit wird kommen, daß jeder europäische Fürst mit einem Stücke seines Landes in den deutschen Bund treten wird, um sich mit einem solchen heilsamen Wassersacke zu versehen. Hannover ist der Wassersack Englands, Luxemburg der Wassersack der Niederlande, Holstein der Wassersack Dänemarks, Neufchatel der Wassersack der Schweiz. Wie heute die englischen Blätter erzählen, soll ein anderer Sohn des Königs von Baiern Donna Maria heirathen. So verspricht Portugal der Wassersack der spanischen Halbinsel zu werden, und Griechenland ist voraus zum Wassersack des Orients bestimmt, wenn dieser, wie sie fürchten, der Civilisation und Freiheit entgegen reift.

Der schönste Spaß in dieser baierisch-griechischen Komödie ist: daß der König Otto, oder vielmehr sein Vater in dessen Namen, die griechische Constitution nicht hat beschwören wollen; daß Miaulis, der Chef der griechischen Deputation, erklärt hat, nur unter der Bedingung eines solchen Eides sei er beauftragt dem Prinzen die Krone anzubieten, daß er also, da man sich weigere ihn zu leisten, den Otto nicht als König anerkennen dürfe. Die Deputation kehrt allein nach Griechenland zurück, und König Otto zieht an der Spitze seiner Baiern hin und nimmt von seinem Lande mit Gewalt Besitz. Ich fürchte sehr, daß wenn der griechische Himmel das wahre Verhältniß der Sache erfährt, er sein Baierisch-blau wieder ausziehen und seinen grauen Schlafrock anziehen wird.

Ich sage Ihnen, ich sage Ihnen, es mit dem lieben Gott nichts mehr anzufangen. Da sitzt der alte Herr den ganzen Tag auf seinem Lehnstuhle, liest die Erdzeitungen und brummt über seine entarteten Kinder. Es ist ihm kein Lächeln abzugewinnen. Da er noch ein Jüngling war, da er als Jupiter, noch mit dem Honige seiner Kindheit auf den Lippen, durch alle Welten schwärmte, welche himmlische Pagenstreiche machte er, wie liebenswürdig war er damals! wie er seinem Vater dem Fresser Kronos ein Brechmittel eingab; wie er sich als Gans, als Ochs, als Mensch, als Regen verkleidet, zu den Schönen schlich, wie er neun ganze halbe Tage sich mit der gelehrten Mnemosyne einschloß, und mit ihr alle die Millionen Bücher schrieb, die seitdem in die verschiedenen Sprachen der Menschen übersetzt erschienen sind — es ist Alles vorbei, es ist nichts mehr mit ihm anzufangen! Ach! wenn ich Gott wäre, welche Späße wollte ich mir machen mit Bavaria-Hellas! Ich ließ in einer Nacht alle die herrlichen Griechen aller Zeiten und aller Städte aus dem Grabe hervorsteigen, und alle Tempel auch und die alten Götter rief ich herbei. Und an einem schönen Frühlingstage, da der Spaziergang am Ilyssus gedrängt von Menschen war, kommt ein Sklave athemlos herbeigestürzt und schreit: König Otto ist angekommen! Alles geräth in Bewegung. Die Kinder springen von der Erde auf und vergessen ihre Knöchel mitzunehmen. Die schöne Lais macht die Rosen in ihren Haaren zurecht, Diogenes putzt das Licht in seiner Laterne, Epaminondas ballt die Faust, Plato bekömmt Angst und versteckt seine Republik, Perikles reicht seiner Freundin Aspasia den Arm, Aristoteles zieht seine Schreibtafel heraus, Alles zu notiren, die Blumenmädchen suchen Eine der Anderen vorzukommen und jetzt alle eilig zum pyräischen Thor hinaus. Nur Sophokles geht seinen ernst langsamen Schritt; er dichtet seine Antigone. Als die Athenienser am Hafen ankamen, war König Otto mit seinen blauen Baiern schon gelandet. Das Erste was er that war, daß er dem Perikles den großen Hubertus-Orden umhing. Aristoteles erhielt das Diplom als geheimer Hofrath, und die Berufung als Professor der Naturgeschichte nach München an Oken's Stelle. Phidias bekam den ehrenvollen Auftrag die Büste des Herrn Jarke für die Regensburger Walhalla zu verfertigen.

Herr Ober Baurath von Klenz zeigte dem Kalikrates die Risse seiner schönsten Gebäude in München und dieser fragte: hat Euer Basileus so viele Pferde? Alcibiades bekam den Kammerherrn-Schlüssel und ein baierischer Obrist fragte Epaminondas wie viel Fourage-Gelder ein hellenischer Obrist bekäme? Professor Thiersch unterhielt sich mit Plato und wurde von den Blumenmädchen wegen seiner schlechten Aussprache verspottet. Herr von Poißl wollte Sophokles gerade sein Festspiel „Vergangenheit und Zukunft" überreichen, als Trommelwirbel Stille gebot. König Otto tritt majestätisch hervor und hält folgende Rede.

„Hellenen! Schaut über euch. Der Himmel trägt die baiersche National-Farbe, denn Griechenland gehörte in den ältesten Zeiten zu Baiern. Die Pelasker wohnten im Odenwalde und Imachus war aus Landshut gebürtig. Ich bin gekommen euch glücklich zu machen. Eure Demagogen, Unruhestifter und Zeitungsschreiber haben euer schönes Land in's Verderben gestürzt. Die heillose Preßfrechheit hat Alles in Verwirrung gebracht. Seht wie die Oelbäume aussehen. Ich wäre schon längst zu euch herüber gekommen, ich konnte aber nicht viel früher, denn ich bin noch nicht lange auf der Welt. Jetzt seid ihr ein Glied des deutschen Bundes. Meine Minister werden euch die neuesten Bundesbeschlüsse mittheilen. Ich werde die Rechte meiner Krone zu wahren wissen, und euch nach und nach glücklich machen. Für meine Civilliste gebt ihr mir jährlich sechs Millionen Piaster, und ich erlaube euch meine Schulden zu bezahlen." Die Griechen, als sie diese Rede hörten, erstarrten Alle zu Bildsäulen. Diogenes hielt dem König Otto seine Laterne in's Gesicht, die schöne Lais kicherte, und Aristoteles war in Verzweiflung, daß sein Griffel brach, und er die merkwürdigen Naturbeobachtungen die er machte, nicht mehr notiren konnte. Hippokrates sah die Sache gleich vom rechten Standpunkte an, schickte eilig einen Diener in die Stadt zurück, und ließ sechs Karren voll Nieswurz holen. Die Baiern setzten sich in Marsch. Vor dem Thore wurden sie von hundert Apothekern aufgehalten, die jedem Baier ein Pulver überreichten. Ein Major schrie: Verrätherei! Gift! und ließ unter das griechische Gesindel schießen. Dann zog König Otto über Leichen in die Stadt. Gleich

den andern Tag wurde eine Central-Untersuchungs-Commission gebildet, Hippokrates wurde wegen seines dummen Spaßes als Medicinalrath nach Augsburg versetzt; die geistreiche Aspasia, die griechische Frau von Staël, nach Egypten verbannt und Diogenes wurde auf unbestimmte Zeit zum Zuchthause verurtheilt und mußte vor dem Bilde des Königs Otto knieend Abbitte thun. Die Schuldigsten waren schon vor der Untersuchung erschossen worden. — Jetzt ging das Regieren an. Eine Zeit lang ertrugen es die Griechen. Aber eines Morgens brauste das Volk wie ein wogendes Gewässer durch die Stadt. Herr Oberbaurath von Klenz hatte in der Nacht angefangen, durch mehrere hundert baiersche Maurer, den Tempel der Minerva abtragen zu lassen. Das Bild der Göttin von Phidias und andere Kunstwerke die der Tempel enthielt, lagen schon auf der Straße von Stroh umwickelt, um eingepackt zu werden. Man fragte Herrn von Klenz was diese Tollheit bedeuten solle? Er erwiederte: Seine Majestät der König haben zu beschließen geruht, den Tempel der Minerva, das Parthenon, das Pompejon, die Phöcide, noch zwanzig andere Tempel und mehrere hundert Statuen, allerhöchst ihrem königlichen Vater nach Baiern zu schicken, zufolge eines mit allerhöchst Demselben abgeschlossenen geheimen Vertrags, und Hellas, übervölkert mit Tempeln, Statuen und Gemälden, solle nach Baiern Kunst-Kolonien schicken, und dafür von dort Natur-Kolonien erhalten unter Anführung des Herrn von Hallberg, des baierischen Cecrops, und das Alles gereiche zur Wohlfahrt beider Länder, und sei überhaupt sehr charmant. Aber die Athenienser fanden dieses gar nicht charmant, sondern ergriffen einige der schönsten antiken Steine mit Bas-Reliefs verziert und warfen sie dem armen Herrn von Klenz an den Kopf, bis er todt blieb. Dann stürzten sie die Akropolis hinauf, ergriffen den König Otto, der gerade mit seinem Frühstücke beschäftigt war, und dabei Saphir's deutschen Horizont las, bei dem Arme, setzten ihn in eine Sänfte, und ließen ihn an den Hafen tragen, und übergaben ihn dort dem Admiral Nicias, daß er ihn zu Schiffe nach Corcyra bringe. Die baierischen Soldaten blieben zurück und nahmen Dienste im Scythischen Corps. Ihr baierisch Bier braute ihnen ein von München gekommener Bierbrauer, und ihre baierische Treue hatten

sie vergessen. So endigte das baierisch-russisch-englisch-französisch-hellenische Reich.

Fünfundzwanzigster Brief.

Paris, Sonntag, den 24. December 1832.

Die Berry ist krank; aber wie man sagt, wäre es nicht ihr hoffnungsloser Zustand der sie niedergeworfen, sondern gerade das Gegentheil. Wahrscheinlich ist das Verläumdung. Wenn man in Frankfurt etwas davon weiß, warum die Herzogin gefangen sitzt und warum Karl X. nicht mehr in Paris lebt, schreiben Sie mir es doch, ich will es in die Zeitung setzen lassen. Hier kann man sich die Sache gar nicht erklären. Diese Abneigung der Völker gegen gewisse Namen und diese Vorliebe für andere ist ganz unbegreiflich. Wenn nicht die Cholera daran Schuld ist, muß die Welt schwanger sein; sie hat wunderbare Gelüste. Sehen Sie, man hat es mir zum Vorwurfe gemacht, daß ich gesagt: ein Volk dürfe seinen Fürsten verjagen, wenn ihm seine Nase nicht gefiele. Nun, vielleicht war das zu viel behauptet. Aber man muß mir doch zugeben, das eine Nase eine sehr wichtige Sache ist. Eine Nase ist ein bedeutender Theil des menschlichen Körpers; eine Nase kann einen Menschen entstellen und zieren; man kann seiner Nase willen einen Menschen lieben oder hassen; kurz eine Nase ist eine Nase; aber ein Name? Guter Gott! Was liegt an einem Namen? Die Braunschweiger wollten keinen Karl und gaben sich einen Wilhelm; die Belgier wollten keinen Wilhelm und gaben sich einen Leopold; die Franzosen wollten auch keinen Karl und gaben sich einen Philipp. Der Name Karl scheint besonders unbeliebt zu sein. In Spanien handelt sich's auch um Karl oder nicht Karl; in Portugal ist der Streit zwischen Peter und Michel. Meine Nase ist mir tausend Mal lieber. Nun haben sie zwar vor zwei Jahren

behauptet, man habe den König Karl vom Throne gestürzt, weil er die Charte verletzt habe. Hat das der jetzige König nicht auch gethan? Also weil er Philipp heißt und nicht Karl, wäre ihm alles erlaubt? Ja, er hat tausend Mal schlimmer gehandelt als Karl X. Dieser that es in der Leidenschaft, er konnte sich wenigstens damit entschuldigen, er konnte alles auf seine Minister wälzen, die Kränkung wieder gut machen, er wollte das wirklich thun. Aber Louis Philipp begnügt sich nicht blos mit dem Rechte der Leidenschaft, er will auch die Leidenschaft zu einem Rechte erheben, er verlangt das Recht, zu jeder Zeit, so oft es ihm beliebt, ungerecht sein zu dürfen. Und er begnügt sich nicht das Verbrechen allein zu begehen, er sucht auch die ganze Nation, in deren Stellvertretern zu seinen Mitschuldigern zu machen. Nun gibt es zwar hier Leute genug, die nicht schlecht sind, sondern nur dumm, welche behaupten, der jetzige Fall wäre doch ganz ein Anderer. Karl X. habe die Constitution aus eigener Machtvollkommenheit verletzt. Louis Philipp thue es in Gemeinschaft mit den Kammern. Bei jenem sei die Aufhebung der Charte Willkür gewesen, dieser wolle sie gesetzlich machen. Aber was ändert das die Sache? O ja, es ändert die Sache, es macht sie weit weit schlimmer. Ist ein Verbrechen weniger ein Verbrechen weil es zweihundert Menschen theilen? Ist die Tyrannei der Gesetze weniger Tyrannei als die der Willkür. Und wenn alle die dreißig Millionen Franzosen in der Kammer säßen, und sie alle stimmten Mann für Mann für ein Gesetz, daß der Regierung verstatte die persönliche Freiheit, die Freiheit der Presse aufzuheben, das heilige Asyl des Hauses zu verletzen — sie hätten das Recht nicht dazu. Keine Nation hat das Recht der Täuschung, der Furcht, dem Schrecken, der Selbstsucht, der Ermüdung des Tages, die bessere Einsicht, die Wahrheit, die Besonnenheit, die Liebe und Kraft der folgenden Tage, die unveräußerlichen Rechte eines kommenden Geschlechtes aufzuopfern. Hier ist der Jammer, hier ist die Trostlosigkeit, das ist's was die wahre Freiheit Europa's noch um ein Jahrhundert hinausschiebt. Erst fehlt die Kraft, dann fehlt der Muth, dann fehlt die Einsicht. Wenn einmal die Völker Europa's sich der Tyrannei ihrer Fürsten werden entledigt haben, werden sie in die Tyrannei ihrer Gesetzgeber fallen, und sind sie diese

los geworden, gerathen sie in die Tyrannei der Gesetze. Diese Tyrannei der Gesetze ist aber gerade die feste Burg, welche von der Freiheit seit fünfzig Jahren belagert wird. Was sie seitdem erobert, das sind blos einige Außenwerke, wobei noch nichts weiter gewonnen, als daß die Hoffnung der Einnahme der Festung etwas näher gerückt ist. Es muß Menschenrechte geben, die von keiner Staatsgewalt, und hätte jedes Bettlerkind im Lande Theil an deren Ausübung, zu keiner Zeit, in keinem Verhältnisse, um keines Vortheils, um keiner Beseitigung einer Gefahr willen, vernichtet, geschmälert oder eingestellt werden, dürfen. Auf der See, wenn Gefahr des Schiffbruchs eintritt, wirft man die Waaren über Bord, die Menschen zu retten; man wirft aber nie die Menschen über Bord, die Waaren zu retten. In politischen Stürmen aber, opfert man das was der Mensch **ist**, dem auf was er **hat**, man wirft den Menschen über Bord, den Bürger zu erhalten — das ist Wahnsinn. Und wenn es auch alle Staatsbürger zufrieden wären, wenn sie alle so verdorben wären, das was sie haben, dem vorzuziehen was sie sind — es bliebe doch Wahnsinn.

Mit besserer Einsicht als Europa ließen die Amerikaner als sie ihre Freiheit gründeten, der Verfassungsurkunde eine Erklärung der Menschenrechte, nämlich derjenigen Rechte vorangehen, die weder der Heiligung der Gesetze bedürfen um Gültigkeit zu haben, noch je durch ein Gesetz eingeschränkt oder aufgehoben werden dürfen. Die französische Nationalversammlung hat es auch damit versucht. Aber jetzt denkt Keiner mehr daran, und wenn man mit einem Staatsgelehrten von Menschenrechten spricht, lacht er Einen aus, und wenn man in Paris zwischen zwei und vier Uhr Nachmittags das Wort Menschenrechte ausspricht, werden vor Schrecken alle Wangen bleich und die Renten fallen. Menschenrechte — das ist die Guillotine!

— Gestern Abend sah ich zum ersten Male Demoiselle **Georges** spielen; nicht zum ersten Male diesen Winter, sondern zum ersten Male im neunzehnten Jahrhunderte. Dieses Schicksal habe ich schon oft in meinem Leben gehabt: daß ich den Sonnenaufgang und den Mittag verschlafen, und erst beim Sonnenuntergange munter geworden bin. Demoiselle Mars habe ich voriges Jahr zum ersten Male gesehen, Talma kurz vor seinem Tode, mich selbst lernte ich erst nach

dem dreißigsten Jahre kennen, und ohne Sie hätte ich wahrscheinlich erst zehn Jahre später meine angenehme Bekanntschaft gemacht. Als ich vor zwei Jahren nach Paris kam, war die Freiheit schon im Untergehen, und ich mußte sogar auf einen hohen Berg der Begeisterung steigen, um noch ihre letzten Strahlen zu erwischen; denn im Thale war es schon dunkel. So immer zu spät. Ein politischer Ketzer bin ich geworden, seitdem man nicht mehr verbrennt und viertheilt, sondern blos mit dem Zuchthause auf unbestimmte Zeit und mit einer Abbitte vor dem Conterfei eines Königs bestraft. Dieses Abbitten vor dem Bilde des Königs von Baiern will mir gar nicht aus dem Kopf. Es ist zu fürchterlich, es ist zu lächerlich! Das ist ja ein christlich-türkischer Despotismus, ein Despotismus in seidenen Strümpfen und den Turban auf dem Kopfe. Nun möchte ich doch wissen, wie sie Einen, den sie zum Zuchthause verurtheilt, zwingen können Abbitte vor dem Bilde des Königs von Baiern zu thun, wenn dieser nicht will. Ich thäte es nicht; ich spräche wie der Geiger Müller in Cabale und Liebe: „Da ich doch in's Zuchthaus muß, will ich Euch sagen, daß Ihr Schurken seid." Der Präsident antwortet, glaube ich, darauf: „Vergeß er nicht, daß es auch Staupbesen und Pranger gibt!" O! es kommt auch noch zu Staupbesen und Pranger; es kömmt auch noch dazu, daß Einer baarfuß und, eine brennende Kerze in der Hand, es vor der Kirchthüre büßen muß, wenn er gesagt, der Leib und das Blut des Herrn sei nicht in dem Fürsten. Die wahnsinnige Tyrannei hat keine Grenzen, es kömmt nur darauf an, welche Grenze die wahnsinnige Geduld des deutschen Volkes hat ... Aber wo bin ich? Ich bin weit von Demoiselle Georges abgekommen. Zurück.

Sie sieht bei ihren Jahren noch gut genug aus, oder mein Glas müßte trübe gewesen sein. Auch ist in den Rollen, die ihr anzugehören scheinen, ein Alter das an Ehrwürdigkeit grenzt gar nicht störend. Sie hat eine schöne, volltönende Stimme, ihre Geberden sind anständig und ihr Mienenspiel ist sehr reich; freilich glaubte ich bemerkt zu haben, daß sie beim Mischen ihrer Züge die Volte schlägt, und jede Farbe der Leidenschaft, die sie will, oben auf bringt. Das ist nun nicht die rechte Art. Die Leidenschaft, auch in ihrer entschiedensten Richtung, hat keine bestimmten Farbenleiter und sie ist sehr zufällig

gemischt. Ich kann aber die Georges durchaus noch nicht beurtheilen, ich muß sie öfter sehen. Auch ist das Stück, in welchem sie auftrat, halb unbedeutend, halb dumm, das heißt: seit einigen Wochen, daß es gegeben wird, ist das Haus gedrückt voll, jeder will es sehen. *Perinet Le clerc, ou Paris en* 1443, drame historique. Was die Leute Schönes daran finden, begreife ich nicht. Außer den Decorationen und den weiblichen Kleidungen der damaligen Zeit gefiel mir doch gar nichts. Diesen Winter ist das Mittelalter Mode, oder vielmehr das dramatische Vieh wurde durch Noth die Alpe hinaufgetrieben, dort zu weiden, weil sie in den letzten zwei Jahren die untere Region, das Kaiserreich, die Republik und das Zeitalter Ludwigs XV. ganz abgegrast haben. Jedes Theater bringt der Reihe nach ein Pariser Mittelalter zur Vorstellung. Gestern gab die komische Oper auch ein solches Mittelalterstück, zum ersten Mal, *Le Pré aux clercs*, Musik von Herold. Die heutigen Zeitungen rühmen diese neue Oper sehr. Ich lasse mir das alles sehr gern gefallen, denn ich profitire davon. Seit zwei Jahren leiten die Boulevards-Theater meine historischen Studien. So oft ich ein historisches Schauspiel gesehen, ließ ich mir den folgenden Tag alle die Geschichtsbücher, Memoiren und Chroniken holen, die von der Zeit und der Geschichte handeln, die auf der Bühne vorgestellt werden, und ich las sie. Jungen Leuten möchte ich diese Art Geschichte zu studiren freilich nicht empfehlen; aber für Kinder und bequeme Leute ist das die rechte Art und ob ich zwar schlecht bestehen würde, wenn mich Schlosser examinirte, so bin ich doch im *Ambigu Comique* der gründlichste Historiker.

Das Stück, von welchem die Rede ist, spielt zur Zeit Carls VI. und die Georges spielte die Isabeau von Baiern. Darüber brauchte ich aber nichts nachzulesen, denn die Geschichte war mir aus Schiller's Jungfrau von Orleans schon längst bekannt. Leider! Der Mensch weiß immer zu viel; denn daher kam es, daß mir das Drama lächerlich vorkam. Diese Isabeau ist verliebt, aber nicht wie ein weiblicher Satan, nicht wie eine alte Frau, nicht wie eine Ehrgeizige, nicht wie eine Königin, nicht wie eine Rabenmutter, nicht wie eine ausschweifende Frau; sondern wie ein junges unschuldiges Bürgermädchen. Und als ihr politischer Feind, der Connetable von Armagnac, ihren

jungen Geliebten foltern, und dann in einen Sack stecken, und Nachts in die Seine werfen ließ, weinte sie als ginge sie das was an, und als gäbe es keine Männer mehr in der Welt. Aber die Georges wußte sich mit guter Manier aus der Dummheit des Dichters heraus zu ziehen. Also der Sack mit dem Schatze wird in's Wasser geworfen, aber wieder herausgefischt. Der Sack wird geöffnet und der sterbende junge Mensch im Hemde halb herausgezogen. Das ist seit einigen Tagen das zweite Mal, daß ich einen sterbenden Menschen im Hemde aus einem Sacke habe kommen sehen. Das ist die historische Treue! Aber die Henkersknechte kehren zurück, werfen den Sack mit Inhalt zum zweiten Mal in's Wasser und drohen mit einer Geisterstimme in die Nacht hinaus: laissez passer la justice du Roi! Das war die damalige Formel. Es ist recht schauerlich.

Um das Alter der Georges genau zu erfahren, ließ ich mir den Band der Biographie des Contemporains holen, worin ihr Artikel steht. Da las ich etwas, was mich stutzig machte. Sie wird dort nicht allein getadelt, sondern auch mit einer gewissen Bitterkeit getadelt, die ich mir nicht erklären konnte. Darauf las ich den Artikel im Conversations-Lexikon, der sie betrifft, und der mich etwas auf die Spur brachte. Der deutsche Berichterstatter bemerkt, die Georges habe sich eine r o m a n t i s c h e Darstellungsart angeeignet. Das mag es sein. Die Verfasser der Biographie des Contemporains, waren Arnault, Jouy, Jay und andere solche gedörrte Classiker, welche der Georges ihr frisches romantisches Wesen nicht verzeihen konnten. Daß ihr dieses eigen sei, nehme ich übrigens bis jetzt nur auf Glauben an. Nicht so ihr Alter. Sie war gestern Abend 47 Jahre 7 Monate und 13 Tage alt. Wie viel Stunden weiß ich nicht, da die Stunde nicht angegeben, in der sie auf die Welt gekommen.

Aber mein Gott, wie ist die Georges hinabgerückt. Früher im Théâtre Français, bis voriges Jahr im Odeon, spielt sie jetzt im Porte St. Martin, in einem Boulevardtheater. O hätte ich sie in meiner Kammer! Ich würde mit ihr verfahren wie einst ein Buchhändler mit Rosseau und Voltaire zu verfahren wünschte. Ich gäbe ihr gut zu essen und zu trinken, aber sie müßte mir arbeiten. Sie müßte mir diktiren, von Paris, von Erfurt, von Wien, von Petersburg,

vom Kaiser Napoleon, vom Kaiser Alexander und von hundert andern Dingen und Menschen. Doch es ist merkwürdig! Wenigstens nach mehreren Erfahrungen die ich gemacht, haben die schönen Schauspielerinnen gar keine Beobachtungsgabe und Menschenkenntniß, und sie verstehen gewöhnlich ihr eignes, oft so interessantes Leben, nicht kunstreich aufzufassen. Haben Sie als Sie in Paris waren, die Georges nicht spielen sehen?

Außer dem erwähnten Drama gab man den Abend noch ein Melodrama *L'auberge des Adrets;* eine ganz gemeine sentimentale Mörder- und Räubergeschichte. Aber ein Schauspieler Namens Frederic führte eine komische Rolle vortrefflich durch. Ich habe lange nicht so sehr gelacht. Das Merkwürdige bei der Sache ist, daß das Komische gar nicht in der Rolle liegt, sondern in dem selbsterfundenen Spiele des Schauspielers, und das zu seinem Charakter und den Reden die er führt gar nicht paßt. Es ist ein zerlumpter, niederträchtiger, boshafter, ganz gemeiner Dieb, Räuber und Mörder. Er bringt einen Mann im Stücke selbst um, ihm sein Geld zu nehmen. Und Frederic machte einen gutmüthigen Schelm daraus der höchst ergötzlich ist. Zuletzt freilich werden die Possen, doch wahrscheinlich dem Pöbel und der Kasse zu gefallen, etwas gar zu weit getrieben. Stellen Sie sich vor: Am Ende werden beide Räuber von Gensd'armen gepackt, sie entspringen aus dem Zimmer, die Gensd'armen ihnen nach. Der Vorhang fällt. Das Stück ist aus. Auf einmal gewahre ich, daß die Leute nach der Gallerie hinaufsehen und lachen. Ich hebe den Kopf in die Höhe und sehe in einer Loge des zweiten Ranges die beiden Räuber mit den sie verfolgenden Gensd'armen sich herumbalgen. Endlich wird ein Gensd'arme (ein ausgestopfter) von einem der Räuber hinab in's Orchester gestürzt. Und auf diesem Theater spielt die Georges, einst die Königin so vieler Königinnen!

Dienstag, den 18. Dezember.

Als ich gestern Abend nach Hause kam fand ich eine schwarze Visitenkarte vor, mit dem Namen weiß darauf. Es war ein Schauer wie sie da lag auf dem schwarzen Marmortische im röthlichen Scheine der Lampe; es war wie der Besuch eines Geistes. Es war der Name

eines Polen. Ich habe solche schwarze Karte hier nie gesehen. Sollten sie vielleicht die Polen als ein Zeichen der Trauer angenommen haben? Ich werde es erfahren. Da haben Sie sie, ich schicke sie Ihnen, bewahren Sie sie gut. Und haben Sie je eine Thräne für einen König vergossen, und sollte das Glück es wollen, daß Sie noch ferner eine weinten; dann sehen Sie diese Karte an, daß Ihr Herz zur Wüste werde und der Sand alle Brunnen der Empfindung verschütte. Denn wahrlich, es ist edler die ganze Menschheit hassen, als nur eine einzige Thräne für einen König weinen.

Ein sterbendes Volk zu sehen, das ist zu schrecklich; Gott hat dem Menschen keine Nerven gegeben solches Mitleid zu ertragen. Jahre, ein Jahrhundert lang in den Zuckungen des Todes liegen und doch nicht sterben! Glied nach Glied unter dem Beile des Henkers verlieren und all das Blut, alle die Nerven der verstorbenen Glieder erben, und dem armen und elenden Rumpfe den Schmerz des ganzen aufbürden — o Gott! das ist zu viel! Denn einem Volke, wenn es leidet, werden nicht wie einem kranken Menschen Geist und Sinne geschwächt, es verliert das Gedächtniß nicht; sei es noch so bejahrt, wird es im Unglücke wieder zum Jüngling, zum Kinde, und die Jugend mit all ihrer Kraft und Hoffnung, die Kindheit mit ihrer Lust und allen ihren Spielen kehren ihm zurück. Als Gott die Tyrannen erschuf, diese Folterknechte der Welt, hätte er wenigstens die Völker sollen sterblich machen.

Man hat jetzt den Deutschen eiserne Reife um die Brust geschmiedet, Sie dürfen nicht mehr seufzen um die Polen; aber die Franzosen brauchen noch nicht zu schweigen. Es kommt dahin auch noch, aber bis dahin kömmt auch die Hülfe. Haben Sie in den französischen Blättern von dem neuen Jammer gelesen, den man auf die Polen gehäuft? Aus jeder polnischen Provinz werden fünftausend Edelleute eingefangen und nach dem Kaukasus getrieben, um dort unter die Kosaken eingesteckt zu werden. Sie dürfen auf ihre Verbannung nicht vorbereitet werden, sie müssen unvermuthet Nachts aus ihrem Bette geschleppt werden. So befiehlt es ausdrücklich der kaiserliche Befehl. Und dem Belieben des Gouverneurs bleibt es frei gestellt, welche sie zur Verbannung wählen wollen; nur ist ihnen auf das

strengste untersagt die Begnadigung mit dem Kaukasus, auf die schuldigsten der Polen fallen zu lassen; diese kommen nach Sibirien, oder werden hingerichtet, oder werden im Gefängnisse erdrosselt und vergiftet. Was ich gestern gelesen das ist noch ungeheurer. Fünfzig Polen wurden in Kronstadt, im Hafen, wie im Angesichte ganz Europa's, auf Tod und Leben gegeißelt, weil sie ihr Vaterland nicht abschwören, weil sie dem Nicolaus nicht schwören wollten. Und während sie die Reihen der Soldaten durchschlichen, durch Bayonette auf der Brust, am schnellen Gehen gehindert, ging ein Geistlicher zusprechend neben den Verurtheilten, und ermahnte sie zu schwören. Ein Geistlicher, das Cruzifix in der Hand, ermahnte im Namen des Erlösers zum Meineide! Aber wo gab es je einen Kaiser oder König, der nicht einen Pfaffen gefunden hätte, der noch schlechter war als er? Dreitausend andere Polen, standen in einen Haufen zusammengetrieben, auf dem Richtplatze, den Jammer ihrer Brüder mit anzusehen, und hinter ihnen sechstausend Russen, Kanonen vor sich, den Haufen Polen niederzuschmettern, wenn einer von ihnen murren sollte. Die anwesenden russischen Offiziere lachten — o nein, ich erzähle das nicht ihnen zum Vorwurfe, sondern daß man diese Schlachtopfer der Tyrannei auch beweine. Sie mußten lachen; nicht zu lachen wäre ihnen als Kaisermord angerechnet worden. Und das duldet der Himmel? Das heißt nicht die Menschheit, das heißt Gott selbst in den Koth treten. Aber nicht an Nicolaus allein denke ich; so schuldig er ist, er hat es nicht verdient unsern ganzen Fluch zu tragen. Er ist nur der gefällige Wirth, er gab seinen königlichen Brüdern ein königliches Schauspiel. Denn es ist kein Fürst in Europa, der nicht aus seiner Lage dieses blutige Schauspiel mit Wollust ansähe, und nicht dabei auf sein eignes Volk hinabschielte und ihm den stummen Wunsch zugrinste: nun wohl bekomme euch diese Lehre!

Der Haß und der Ekel steigen mir manchmal bis an den Hals hinauf, und da werde ich meiner Wünsche und selbst meiner Verwünschungen überdrüßig. Es sind jetzt fünfzig Jahre daß die europäische Menschheit aus ihrem Fieberschlummer erwachte, und als sie aufstehen wollte, sich an Händen und Füßen gekettet fand. Fesseln trug sie immer, aber sie hatte es nicht gefühlt in ihrer Krankheit. Seitdem

kämpften die Völker mit ihren Unterdrückern. Und rechnet man jetzt zusammen all das edle Blut das vergossen worden, all den schönen Heldenmuth, all den Geist, alle die Menschenkraft die verbraucht worden, alle die Schätze, die Reichthümer, drei kommenden Geschlechtern abgeborgt, die verschlungen worden — und wofür? für das Recht frei zu sein, für das Glück, auf den Punkt zu kommen, wo man aufhört Schulden zu haben und wo erst die Armuth beginnt. Und bedenkt man wie dieses Blut, dieser Heldenmuth, dieser Geist, diese Kraft, diese Reichthümer, wären sie nicht verbraucht worden zur Vertheidigung des Daseins, zur Veredlung, zur Verschönerung auf die Freuden des Daseins hätten verwendet werden können — möchte man da nicht verzweifeln? Alles hinzugeben für die Freiheit, alles aufzuopfern — nicht für das Glück, sondern für das Recht glücklich sein zu dürfen, für die Möglichkeit glücklich sein zu können! Denn mit der Freiheit ist nichts gewonnen als das nackte Leben, dem Schiffbruche abgekämpft. Und gewönnen nur die Feinde der Menschlichkeit etwas durch ihren Sieg, ja theilten sie nur selbst die Hoffnung des Sieges, es wäre noch ein Trost dabei. Aber nein, der Sieg ist unmöglich. Eine neue Macht, die Widerstand findet, kann im Kampfe den Sieg finden, und im Siege ihre Befestigung; aber eine alte befestigte Macht war schon besiegt an dem Tage, wo der Kampf gegen sie begann. Wäre es nicht toll, wenn Männer, die Zahnschmerzen haben, sich einredeten sie zahnten? Aber so toll sind unsere Tyrannen nicht. Dort die Pfaffen — sie wissen recht gut, daß der Zauber ihrer Gaukelkünste nicht mehr wirkt. Dort die Edelleute — sie wissen recht gut, daß die Zeit ihrer Anmaßung vorüber ist. Dort die Fürsten — sie wissen recht gut, daß ihre Herrschaft zu Ende geht. Ja, alle diese unsere Feinde wissen das besser als wir selbst; denn ihren Untergang sehen sie durch das Glas ihrer Furcht weit näher, als wir es sehen durch das Glas unserer Hoffnung. Aber weil sie es wissen, darum wüthen sie; sie wollen sich nicht retten, sie wollen sich rächen. Es gibt in Europa keinen Fürsten mehr, der so verblendet wäre, daß er noch hoffte, es werde einer seiner Enkel den Thron besteigen. Aber weil ohne Hoffnung, ist er auch ohne Erbarmen und nimmt sich die Tyrannei seines Enkels voraus, sie zu der seinigen gesellend.

Heute kaufte ich einen schönen Geldbeutel für Sie, von der Farbe des griechischen Himmels und der Königlich baierischen Nation: nämlich hellblau mit einem goldenen Saume und mit weißer Seide gefüttert. So wonniglich weich anzufühlen, daß es einer zarten Seele schwer fiele, hartes unerbittliches Geld hineinzulegen. Aber Sie werden ihn zu Almosen bestimmen. Hören Sie wie Sie dazu gekommen. Noch fünf Minuten vorher dachte ich nicht daran ihn zu kaufen, ob ich zwar an Sie dachte, denn ich schrieb Ihnen gerade. Ich las die Allgemeine Zeitung und darin von den hannöverischen Ständen und von der Oeffentlichkeit die man ihnen bewilligt, von der Größe eines Nadelstichs; und wie man doch noch Angst gehabt, es möchten Spitzbuben von außen durch diesen Nadelstich in die Kammer steigen, und wie man darum den Nadelstich mit einem eisernen Gitter verwahrte und von außen Läden anbrachte, und innen eine Gardine davor hing. Darüber mußte ich so lachen, daß ich das Pult erschütterte; von der Erschütterung floß mein Stacheldintenfaß über, das eben gefüllt worden und zu hoch war. Jetzt kam ein Dintenbach von der Höhe herab, und strömte über die Allgemeine Zeitung gerade durch das Hannöverische. Schnell rettete ich meinen Brief, faßte die Allgemeine Zeitung am trocknen Zipfel und warf sie in's Feuer. Dann holte ich Wasser und wusch das Pult ab. Während dem Trocknen machte ich einige Gänge durch das Zimmer, und kam bei dieser Gelegenheit an das Fenster, und sah die Straße hinab. Da gewahrte ich, daß in das große Haus mir gegenüber viele Menschen gingen und daß viele glänzende Equipagen davorstanden. Dann sah ich wieder viele Menschen und Wagen herauskommen und so ging das abwechselnd immer fort. Ich ward neugierig, schickte hinunter, und ließ Erkundigungen einziehen; erhielt aber keine Aufklärung. Da zog ich mich schnell an und ging selbst hinüber. Ich fragte den Portier des Hotels: où est . . . . . weiter wußte ich nicht was ich fragen sollte. Er antwortete mir: im Hofe, links, im zweiten Stocke über den Entre=Sol. Da stieg ich hinauf und kam durch eine Reihe Zimmer, voll der schönsten Frauen und Waaren: es war ein Bazar und Serail zugleich. Man sah alle möglichen Handarbeiten in Nähereien, Strickereien, Stickereien, Malereien und wie sie sonst alle heißen. Auch männ=

liche Handarbeiten, Bücher waren zum Verkaufe ausgestellt. An jedem Tische oder Laden stand eine Dame die verkaufte; an jedem Artikel war der Preis geschrieben. Eine Bekannte die ich dort fand erklärte mir: das wäre der Bazar eines Frauenvereins, der jeden Winter zum Besten der Armen diese Waare verfertigte und verkaufte Stifterin dieses Vereins ist Madame Lutteroth, Schwiegertochter des reichen Kaufmanns, der früher in Frankfurt wohnte. Die wohlthätige Neigung dieser Dame wurde durch die Religionssekte zu welcher sich ihr Mann bekennt (ich glaube zu den Mennoniten) noch verstärkt und angetrieben. Auch ist es ihre Wohnung, in welcher die Waaren ausgestellt sind. Es war recht artig zu sehen wie die Damen alle ihre Sachen priesen und anboten, mit einem Eifer, einer Zuthulichkeit, als verkauften sie zu ihrem eignen Gewinnste. Auf diese Art sind Sie zu dem blauen Geldbeutel gekommen. Jetzt aber bleiben Sie nicht länger eine verstockte Aristokratin, und lernen Sie endlich begreifen, wozu die Oeffentlichkeit gut ist. Ich bringe ihn mit, wenn die Lerchen und die Veilchen kommen und unter Otto's Strahlen die verdorrten Oelbäume wieder blühen.

Mittwoch, den 19. December.

Bei den hiesigen Civilgerichten kam neulich ein Prozeß zwischen dem Kaiser Don Pedro und einem Pariser Bürger vor. Als der Huissier die Tagesordnung ausrief: Dumoulin contre Don Pedro! schrie einer der Zuhörer à Oporto, und Gelächter im ganzen Saale. Nämlich dieser Dümoulin verlangt von dem Kaiser einige und dreißigtausend Franken, für die Mühen, Reisen und Kosten die es ihm verursacht, als er ihm seine jetzige Frau die Beauharnois verschaffen half. Don Pedro will nicht bezahlen. Den Kuppel-Pelz nach den Flitterwochen einfordern — eine solche Dummheit hätte ich keinem Pariser zugetraut; die eigentlichen Prozeß-Verhandlungen haben noch nicht angefangen; die Sache muß hübsch werden. Dem guten Don Pedro geht es sehr schlecht in Oporto, er rückt nicht vor und ist wie fest genagelt. Das ist der böse Zauber des Juste-Milieu, den sein Freund und Beschützer Louis Philipp über ihn ausgesprochen. Dieser hat

ihm gesagt: Lassen Sie sich mich zur Warnung dienen; besser keine Krone als eine aus den Händen des Volkes; lieber gar nicht regieren, als mit einer Constitution; bleiben Sie nur ruhig stehen, gehen Sie weder rechts noch links, halten Sie sich gerade und die Krone wird Ihnen schon einmal auf den Kopf fallen. Das hat sich Don Pedro gemerkt und er war so ehrlich den constitutionellen Portugiesen nicht einmal etwas zu versprechen, außer, daß er sie wahrscheinlich nicht werde hängen lassen, wenn er wieder zur Regierung käme. Diesen aber genügt die Galgenfreiheit nicht, und sie leisten ihm darum in seinem Kampfe keinen Beistand. Louis Philipp wird ihm auch gesagt haben, er solle die heilige Allianz nicht ärgern, und sich darum nicht anstellen als wäre ihm an dem Glücke seines Volkes gelegen, sondern aufrichtig gestehen, es liege ihm blos an seiner Herrschaft, und dann würde sie nichts gegen ihn haben. So ist er auf seine Lohnsoldaten beschränkt, und wie will er mit diesen gegen ein von Glaubens-wuth fanatisirtes Volk, gegen seinen von den mächtigsten Fürsten der Welt gut berathenen, gut unterstützten Nebenbuhler kämpfen?

Die Komödie die jetzt in Spanien gespielt wird, ist auch merkwürdig. Ich nenne es Komödie, weil ich mich heute nicht ärgern will, denn es ist Mittwoch, ich erwarte Ihren Brief und nichts soll meine Freude stören. Aber an jedem der fünf andern Tage der Woche hätte ich der Sache einen andern Namen gegeben. Es empört mich viel stärker wenn Fürsten ihre Unterthanen wie Kinder behandeln, und sie mit Mährchen amüsiren und sie mit groben Lügen täuschen, als wenn sie sie wie Männer und Sklaven züchtigen. Die spanische Königin hat ein Töchterchen, dem sie eine Krone verschaffen möchte. Aber ihrem Wunsche steht eine mächtige Partei entgegen, und um diese Partei zu bekämpfen, wirft sie sich in die Arme der Liberalen, und verspricht ihnen Freiheit, daß es eine Lust ist. Hat sie einmal ihren Zweck erreicht, oder ein anderes Mittel gefunden, ihren Zweck zu erreichen, wird sie die constitutionellen Spanier, die so thöricht waren ihr zu trauen und in ihre Falle zu gehen, eben so behandeln wie es Ferdinand gethan. Aber trotz der Maske, trotz der feinen List, in welcher alle Fürsten so geübt sind, bricht in den Reden und Handlungen der Königin Katharina die angeborene Natur oft

komisch genug vor. Ein Fürst der von Freiheit spricht, macht dann ein Gesicht wie Robespierre — von dem einst Mirabeau sagte: er sieht aus wie eine Katze die Essig getrunken hat. Neulich machte die Königin eine Proklamation an die Spanier bekannt, voll Honigworte, voll Freiheit, voll Glück, voll Ruhm, voll Versöhnlichkeit, kurz, voll Glaube, Liebe und Hoffnung — wie der Hofrath Rousseau in der Postzeitung am ersten Januar, wahrscheinlich singen wird. Plötzlich wendete sie sich an die verstockten Gegner ihrer himmlischen Absichten, kratzt sie und spricht wie folgt: „Wer meinen mütterlichen Ermahnungen nicht Gehör gibt, auf den wird das Beil niederfallen, das schon über seinem Kopfe hängt." Schöne, gute, liebe Mamma! Die in Frankreich sich aufhaltenden Spanier, die nach erhaltener Bewilligung jetzt zurückkehren, müssen an der Grenze, angeblich wegen der Cholera, dreißig Tage Quarantaine halten. Nun kann das Lazareth nur sechzig Personen fassen, und man hat berechnet, daß es drei Jahre dauern werde, bis alle Spanier in ihr Vaterland kommen. Drei Jahre! Das ist ein Glück für wenigstens zwei Drittheile dieser Unglücklichen, die noch nach zwei Jahren Zeit haben umzukehren, und sich so vom Henkertode zu retten. Euer Journal de Francfort neulich eiferte mit edlem Unmuthe gegen die Reformen, welche die Königin von Spanien und der türkische Kaiser in ihren Staaten vornehmen wollten, obzwar ihre Völker solchen Reformen entgegen sind. Welche schöne Theilnahme, welche Zärtlichkeit für das Glück und die Wünsche der Völker! Was hat denn die hohe Bundesversammlung auf einmal so weich gemacht? Ist etwa Rothschild's Koch krank geworden? Wie konnte aber ..... daß ich ein Narr wäre — da ist Ihr Brief.

— Fragen Sie mich doch ein Mal was die Doktrinairs eigentlich bedeuten. Ich weiß es selbst nicht recht, möchte mich darnach erkundigen und Ihnen davon schreiben.

Der * * * ist nicht ohne Geist und Witz, aber er schreibt etwas rauh. Er ist ein arger Hypochondrist und seine Satyre hat etwas Menschenfeindliches, das sie sauer macht.

— Ja wohl, ich habe es damals schon von mehreren Vornehmen

gehört, daß ihnen meine Postschnecke sehr gefallen. Die erschien ihnen als eine Oase in meinen wüsten Schriften. Es war, weil ich mich darin über einen Demagogen und seinen langen Bart und über die Turnkunst lustig gemacht. Welche Menschen!

Sechsundzwanzigster Brief.

Paris, Donnerstag den 20. Dezember 1832.

Gestern kam Victor Hugo's Klage gegen den Minister bei dem Gerichte vor. Das Handelsgericht, dem diese Sache zufiel, hat im Börsengebäude seinen Sitz, und da es gerade die Stunde war, in der ich dort täglich vorbeigehe, bekam ich Lust die Verhandlungen mit anzuhören. Als ich die Treppe hinaufging — mir pochte, wie immer, das Herz vor Zorn und Schaam. Es ist eines der herrlichsten Gebäude der Welt; das Alterthum kannte kaum ein schöneres; unter diesem Säulendache sollte Phidias Jupiter thronen und strahlen und seine Menschenkinder mit hohem Stolz erfüllen auf solch einen Vater! Aber drinnen sitzt Merkur in einem gepolsterten Lehnstuhle, mit gekrümmtem Rücken, den Geldbeutel in der Hand und klingelt. Merkur der alte Wucherer, der Phönizier, der Jude, der Mäkler, der Betrüger, der mit falschen Renten würfelt. Merkur der Schelm, der Meineidige, der Gott der Kaufleute und der Diebe, der am Tage seiner Geburt sich aus der Wiege schlich, hinauskroch auf das Landgut seines Stiefbruders Apollo, ihm die schönsten Ochsen stahl und dann, entdeckt, bei dem Haupte seines Vaters schwur, er wisse von gar nichts. Merkur, Feind des Schönen, der Liebesläugner, der schon als Kind den holden Amor durchgeprügelt und seiner Mutter, die ihn auf den Schooß genommen, ihren Gürtel stahl .... Als ich die Treppe

hinaufging, kam eine junge, schöne, blasse Frau, an dem Arme eines Herrn, die Treppe herunter, und ich hörte, wie sie einem ihr begegnenden Bekannten sagte: on étouffe! Ich kehrte wieder um. Mein Leben daran zu setzen, um einen halben Tag früher zu erfahren, ob Victor Hugo's König sich ferner amüsiren werde, oder nicht, schien mir Verschwendung. Abends bei Tische sprach ich einen der dabei war und es ausgehalten. Es war ein junger Mensch von achtzehn Jahren mit überflüssigem rothem Blute, dem etwas zu ersticken eher gesund als schädlich war. Es soll fürchterlich gewesen sein. Ueber dem Lärm, dem Gedränge, dem Angstgeschrei: hinaus, Fenster auf, wir ersticken, konnte man kein Wort von den Verhandlungen hören. Einer hat seine Hand verloren, die ihm zwischen Thüre und Angel zerquetscht wurde. Der Angstruf: Fenster auf, wir ersticken, wurde immer stärker und allgemeiner. Der Präsident erklärte, er könne die Fenster nicht öffnen lassen; man höre schon jetzt wenig, bei offnen Fenstern würde man gar nichts hören. Da rief Einer: Herr Präsident, ich rufe Sie zum Zeugen auf, daß ich ersticke! Endlich wurden die Fenster geöffnet, man trieb den überflüssigen Theil des Publikums zum Saale hinaus, und die Verhandlungen wurden ruhiger fortgesetzt. Aus dem, was ich davon in der Gazette des Tribunaux gelesen, will ich Ihnen einiges mittheilen. Dieses Blatt wird von Advokaten des Juste-Milieu redigirt. Nun kann man ihnen zwar nicht vorwerfen, daß sie die gerichtlichen Verhandlungen mit Parteilichkeit darstellten; keineswegs. Ihre Nemesis legt in beide Wagschalen gleiches Gewicht. Sie hält aber die Wage nicht mit der Hand, sondern sie hängt ihr von der Nasenspitze herab, als der rechten Mitte zwischen rechter und linker Hand, welches zur Folge hat, daß so oft Nemesis die Nase rümpft, die Wage etwas schwankt. Doch werde ich das schon in Abzug bringen.

Es war ein Rechtsstreit zwischen der romantischen und der klassischen Schule, es war wörtlich nichts anders als das, wie wir später aus Victor Hugo's Rede sehen werden — und diesen Streit sollte ein Handelsgericht entscheiden! Ist das nicht merkwürdig? Die Anhänger der romantischen Schule hatten sich in großer Menge früh-

zeitig im Saale eingefunden und sollen sich sehr unanständig und ungebührlich betragen haben. Als ihr König und Feldherr Victor Hugo eintrat, wurde er von seinem treuen Heere mit rauschendem Beifallklatschen empfangen; aber es schien, daß ihn diese kleine Huldigung mehr in Verlegenheit gesetzt als geschmeichelt habe. Odillon-Barrot, der Advokat des Klägers, nahm das Wort: —

„Die Berühmtheit meines Clienten überhebt mich der Pflicht Sie mit ihm bekannt zu machen. Seine Sendung, die ihm von seinem Talente, seinem Genie angewiesen, war, unsere Literatur zur Wahrheit zurückzuführen; nicht zu jener Wahrheit die nur ein Werk zur Uebereinkunft ist, zu einer gemachten Wahrheit; sondern zu der Wahrheit, die aus der Tiefe unserer Natur, unserer Sitten und Gewohnheiten geschöpft wird. Diese Sendung, er hat sie mit Muth übernommen, mit Ausdauer und Talent durchgeführt."

Nun bitte ich Sie, was das für Menschen sind! Da ist Victor Hugo, der Fürst der Romantiker, der sein Land und Volk vertheidigt; da ist Odillon-Barrot, der erste Advokat Frankreichs, der ihm beisteht, und beide wissen nicht einmal, worin das Wesen der Romantik, worin ihr gutes Recht besteht. Es besteht nicht in der W a h r h e i t, wie sie sagen, sondern in der F r e i h e i t. Freiheit und Wahrheit sind aber zwei ganz verschiedene Dinge . . . Diese goldenen Worte, die ich da aussprach, werden dem Herrn v. * * * sehr gut gefallen, und er wird sie rühmen wie meine Postschnecke, und meinen Freunden sagen, da hätte ich wieder einmal sehr schön geschrieben und sie sollten mich aufmuntern, auf diesem guten Wege zu bleiben.—

Odillon-Barrot forderte für seinen Clienten, daß die Comédie Française entweder Le roi s'amuse aufführe, oder dem Dichter eine Entschädigung von 25,000 Franken zahle. Dann geht er zur Rechtsfrage über. Wir wollen uns aber damit nicht aufhalten, uns kümmert blos der kleine, liebe, gute Skandal. Nachdem er gezeigt, daß kein Gesetz vorhanden wäre, das einem Minister das Recht gäbe, die Aufführung eines Stückes zu verhindern, setzt er hinzu: und gebe es auch ein solches Recht, so gehört es nicht zu den Amtsbefugnissen des Ministers der öffentlichen Arbeiten, und Herr von Argout, indem er es in Anwendung brachte, hat sich also eine Gewalt angemaßt die ihm

nicht gebührt. — „Aber in der That, der Herr Minister des Handels greift sehr um sich; er hat sich die Verwaltung der Nationalgarde genommen; die Präfekturen sind ihm untergeordnet, und jetzt maßt er sich noch die Direktion der Theater an, die durch ein Gesetz der hohen Staatspolizei vorbehalten wurde. Wenn das so ist, was wird denn dem armen Minister des Innern noch übrig bleiben.“ (Großer Beifall und allgemeines Gelächter.) Es ist nämlich zu wissen, daß unser guter Monarch Louis Philipp, von den republikanischen Institutionen, die ihn umgaben, sich so geängstigt fühlte, daß er beschloß sich gleich Napoleon einen Polizei-Minister zu geben, der auf diese republikanischen Institutionen Acht haben sollte. Aber es war noch um einige Monate zu frühe. Die Berry war noch nicht gefangen, Antwerpen noch nicht eingenommen, und die Adresse der Kammer noch nicht erlangt. Darum begnügte er sich einstweilen, Thiers in's Geheim zum Polizei-Minister zu ernennen, und ihm öffentlich den Titel eines Ministers des Innern beizulegen. Alle Geschäfte aber, die sonst dem Minister des Innern oblagen, wurden ihm entzogen und dem Minister des Handels zuertheilt, und Thiers behielt nur die Polizei und einige Aemter die mit ihr verwandt sind.

Jetzt nahm Victor Hugo das Wort und sprach wie ein Poet und zwar wie ein romantischer Poet. Ein Dutzend solcher Reden vor einem deutschen Handelsgerichte gehalten, würden es verlernen machen, welch ein Unterschied zwischen einer Schuldverschreibung und einem Wechsel sei. Es war ein Corpus Juris oder eine Frankfurter Stadtreformation in Almanachsformat gedruckt und in Seide eingebunden. Er sagte, er hielt es für seine Pflicht, die kecke und strafbare Handlung, welche in seiner Person die Rechte Aller gekränkt, ohne streng und feierlichen Widerspruch nicht vorübergehen zu lassen. Diese Sache sei keine gewöhnliche, nicht eine bloße Handelsangelegenheit, eine persönliche.

„Nein, meine Herren, es ist mehr als das, es ist der Prozeß eines Bürgers gegen die Regierung.“ ...... „Ich hoffe, Sie werden was ich Ihnen zu sagen habe mit Theilnahme anhören, Sie werden durch Ihren Richterspruch die Regierung belehren, daß sie auf bösem Wege ist, und daß sie Unrecht hat, die Kunst und Wissenschaft mit solcher Ungeschliffenheit zu behandeln; Sie werden mir mein

Recht und mein Eigenthum wieder geben; Sie werden die Polizei und die Censur, die nächtlicher Weise zu mir gekommen sind und, nach Verletzung der Charte, mir meine Freiheit und mein Geld gestohlen, auf der Stirne brandmarken."

Eine Polizei und eine Censur brandmarken — es ist doch gar zu schauderhaft!

„Die Beweggründe, welche die Gesellen der Polizei einige Tage lang gemurmelt haben, um das Verbot dieses Stückes zu erklären, sind dreierlei Art: es ist der moralische Grund, der politische Grund und, es muß gesagt werden, so lächerlich es auch ist, der literarische Grund. Virgil erzählt, daß zu den Blitzen, welche Vulkan für Jupiter verfertigt, drei verschiedene Stoffe genommen wurden. Der kleine ministerielle Blitz, welcher mein Drama getroffen, und den die Censur für die Polizei geschmiedet hatte, ist aus drei schlechten Gründen zusammengedreht, gemengt und gemischt."

Der Dichter untersucht nun diese drei Gründe. Ueber den Vorwurf der Unmoralität bemerkt er:

„Alle vorgefaßten Meinungen, welche gegen die Moralität meines Werkes zu verbreiten der Polizei auf einen Augenblick gelungen war, sind in dieser Stunde wo ich da spreche, verschwunden. Drei tausend Exemplare des Buches in der Stadt verbreitet, als so viele Advokaten, haben meinen Prozeß geführt und gewonnen."

Betreffend den politischen Grund des Verbots beruft sich Victor Hugo auf die Vorrede seines Dramas, und führt die dort befindliche Stelle an, die ich Ihnen früher mitgetheilt. Nach dieser Anführung bemerkt er:

„Diese Schonung, zu welcher ich mich verbindlich gemacht, ich werde sie halten. Die hohen Personen, welchen daran liegt, daß dieser Streit würdig und anständig bleibe, haben nichts von mir zu fürchten; ich bin ohne Groll und ohne Haß. Nur daß die Polizei einem meiner Verse einen Sinn gegeben, den er nicht hatte, das, erkläre ich, ist gleich unverschämt gegen den König wie gegen den Dichter. Die Polizei wisse es ein für alle Mal, daß ich keine Stücke mit Anspielungen mache. Sie lasse sich das gesagt sein."

„Nach dem moralischen und dem politischen Grunde kommt der literarische. Daß eine Regierung aus literarischen Beweggründen ein Stück verbietet, das ist seltsam, aber es ist wirklich so. Erinnern Sie sich, wenn es sich ja der Mühe lohnte, sich einer solchen Sache zu erinnern, daß im Jahre 1829, als die ersten sogenannten romantischen Werke auf dem Theater erschienen, zur Zeit wo das französische Theater „Marion de Lorme" annahm, eine von sieben Personen unterzeichnete Bittschrift dem Könige Karl X. überreicht wurde, worin man verlangte, daß das Theatre Français ohne Weiteres, und von wegen des Königs,

allen Werken, die man „die neue Schule“ nannte verschlossen werden möge. Karl X. lachte und antwortete mit Geist, daß in literarischen Angelegenheiten, er, wie wir alle, nur seinen Platz im Parterre habe. Die Bittschrift starb an ihrer Lächerlichkeit. Nun wohl, meine Herren, heute sind mehrere von den Unterzeichnern jener Bittschrift Deputirte, einflußreiche Deputirte der Majorität, die Theil an der Macht haben und über das Budget stimmen. Um was sie 1829 ängstlich baten, das haben sie, mächtig wie sie sind, 1832 thun können. Das öffentliche Gerücht erzählt wirklich, daß sie es waren, die den Tag nach der ersten Aufführung, in der Deputirtenkammer den Minister angegangen und von ihm erlangt haben, daß, unter allen möglichen moralischen und politischen Vorwänden *Le Roi s'amuse* unterdrückt werden solle. Der Minister, ein schlichter, unschuldiger, gutmüthiger Mensch, ging in die Falle ...... Es ist merkwürdig! Die Regierung leihet 1832 der Akademie ihre bewaffnete Macht! Aristoteles ein Staats-Grundgesetz geworden! Deputirte welche Karl X. abgesetzt haben, arbeiten in einem Winkel an der Restauration Boileau's! Wie armselig!“

Jetzt erinnert sich Victor Hugo, daß er der Regierung gedroht, ihr Feind zu werden, und fängt gleich an zu zeigen, daß es ihm mit der Drohung Ernst gewesen.

„Doch verhehle ich mir es nicht, daß die Zeit, in der wir sind, nicht mehr jenen letzten Jahren der Restauration gleicht, wo der Widerstand gegen die Anmaßungen der Regierung so gepriesen, so aufgemuntert, so volksthümlich war. Die Ideen von Ruhe und Macht genießen in diesem Augenblick größere Gunst, als die von Fortschreiten und Freiheit. Es ist das eine natürliche Rückwirkung der Revolution von 1830, wo wir alle unsere Freiheiten im Sturmschritte zum zweiten Mal genommen haben. Aber diese Rückwirkung wird nicht lange dauern. Unsere Minister werden eines Tags über das unversöhnliche Gedächtniß erstaunen, mit welchem selbst diejenigen Menschen, die jetzt ihre Majorität bilden, ihnen alle die Ungerechtigkeiten zurückrufen werden, die man heute so schnell zu vergessen sich den Anschein gibt ...... Ich muß es hier sagen, ich habe starke Gründe zu glauben, daß die Regierung diesen Schlaf des öffentlichen Geistes benutzen wird, um die Censur in aller Form einzuführen, und daß meine Sache nur ein Vorspiel, eine Vorbereitung, eine Bahn zur allgemeinen Achtserklärung aller Theater-Freiheiten ist. Indem sie kein Repressiv-Gesetz gab, indem sie geflissentlich seit zwei Jahren die Ausschweifungen der Bühne alle Dämme überschreiten ließ, glaubte die Regierung in der Meinung aller gesitteten Menschen, welche jene Ausschweifungen empören mußten, ein günstiges Vorurtheil für die dramatische Censur geschaffen zu haben. Meine Meinung ist, daß sie sich betrügt, und daß in Frankreich die Censur nur eine verhaßte Gesetzwidrigkeit bleiben wird.“

„Und bemerken Sie, daß in dieser Reihe willkürlicher Handlungen, die seit einiger Zeit auf einander folgen, die Regierung aller Größe, aller Offenheit, alles

Muthes ermangelt. Dieses schöne, obzwar noch unvollendete Gebäude, welches die Juli-Revolution entworfen hat, die Regierung untergräbt es langsam, unter der Erde leise, auf krummen Schleichwegen. Sie faßt uns verrätherisch von hinten, in einem Augenblicke, wo wir uns dessen nicht versehen. Sie wagt nicht, mein Stück vor der Aufführung zu censiren, sie legt den andern Tag die Hand darauf. Sie macht uns unsere wesentlichen Freiheiten streitig; sie chikanirt uns in unsern besterworbenen Gerechtsamen; sie setzt das Gerüste ihrer Willkür auf einen Haufen alter wurmstichiger, abgekommener Gesetze; sie stellt sich, uns unsere Freiheiten zu rauben, in einen Hinterhalt, in den Spessart kaiserlicher Dekrete, durch welchen die Freiheit nie kommt, ohne ausgeplündert zu werden."

(Victor Hugo sagte, Forèt de Bondi; aber ich habe Spessart daraus gemacht, denn ich bin ein guter Patriot. Ich schreibe vaterländische Briefe wie Herr von Gagern in der Allgemeinen Zeitung, und bei mir hat alles eine deutsche Tendenz.)

„Ich sage, unsere Regierung nimmt uns stückweise alle die Rechte und Freiheiten, die wir in den vierzig Jahren unserer Revolution erworben haben. Ich sage, es kommt der Rechtlichkeit der Gerichtshöfe zu, sie auf diesem Wege, der so verderblich für sie selbst als für uns ist, einzuhalten...... Buonaparte, als er Consul und Kaiser wurde, wollte auch den Despotismus; aber er machte es anders. Gerade zu und mit einem Schritte trat er hinein. Er gebrauchte keine jener erbärmlichen, kleinlichen Pfiffe, mit welchen man uns heute, eine nach der andern, alle unsere Freiheiten aus der Tasche spielt, die alten wie die neuen, die von 1830, wie die von 1789. Napoleon war kein Duckmäuser und kein Heuchler. Napoleon stahl uns nicht im Schlafe unsere Rechte eines nach dem andern, wie man es jetzt thut. Napoleon nahm alles auf einmal, mit einem einzigen Griffe, und mit einer einzigen Hand. Der Löwe hat nicht die Art des Fuchses."

„Damals, meine Herren, war es groß! Reich, Regierung, Verwaltung — Ganz gewiß war es eine Zeit unerträglicher Tyrannei; aber erinnern wir uns, daß wir unsere Freiheit in Ruhm reichlich bezahlt erhielten. Das Frankreich von damals, hatte wie Rom unter Cäsar, eine zugleich unterwürfige und stolze Stellung. Es war nicht das Frankreich wie wir es wollen, das freie sich selbst beherrschende Frankreich; es war Frankreich. Sklave eines Mannes und Gebieter der Welt."

„Damals, das ist wahr, nahm man uns die Freiheit; aber man gab uns ein erhabenes Schauspiel dafür. Man sagte: an diesem Tage, zu dieser Stunde, werden wir in diese Hauptstadt hineingeben, und am bestimmten Tage zur bestimmten Stunde zog man dort ein. Man entthronte eine Königsfamilie mit einem Dekrete des Moniteurs. Man ließ sich alle Arten Könige in seinem Vorzimmer herumtreiben. Hatte man den Einfall eine Säule aufzurichten, ließ man vom Kaiser von Oestreich das Metall dazu liefern. Man regelte, ich gestehe es, etwas

eigenmächtig die Verhältnisse der französischen Schauspieler; aber die Verordnung war von Moskau datirt. Man nahm uns alle unsere Freiheiten, sage ich; man hatte ein Censur-Bureau, man zerstampfte unsere Bücher, man strich unsere Stücke von dem Anschlagezettel; aber auf alle unsere Klagen konnte man uns mit einem einzigen Worte prächtige Antworten geben, man konnte uns antworten: Marengo! Jena! Austerlitz!“

„Damals, ich wiederhole es, war es groß; heute ist es klein. Wie damals gehen wir der Willkür entgegen, aber wir sind keine Kolossen mehr. Unsere Regierung ist keine solche, die uns über den Verlust unserer Freiheit zu trösten versteht. Betrifft es die Kunst — wir entstellen die Tuilerien; betrifft es den Ruhm — wir lassen Polen untergehen. Doch hindert das unsere kleinen Staatsmänner nicht, die Freiheit zu behandeln, als wenn sie wie Despoten gewachsen wären; Frankreich unter ihre Füße zu stellen, als hätten sie Schultern die Welt zu tragen. Wenn das noch wenige Zeit so fortgeht, wenn die vorgeschlagenen Gesetze angenommen werden, wird der Raub aller unserer Freiheiten vollendet werden. Heute läßt man mir von einem Censor die Freiheit des Dichters nehmen, morgen wird man mir durch Gensd'armen die Freiheit des Bürgers nehmen lassen. Heute verbannt man mich vom Theater, morgen wird man mich aus dem Lande verbannen. Heute knebelt man mich, morgen wird man mich deportiren; heute der Belagerungs-Zustand in der Literatur, morgen in der Stadt. Von Freiheit, Garantien, Charte, öffentlichem Rechte, kein Wort mehr; nichts da. Wenn nicht die Regierung, von ihrem eignen Interesse besser berathen, auf diesem Abhange einhält, während es noch Zeit ist, werden wir sehr bald allen Despotismus von 1807 haben, und ohne den Ruhm. Wir werden das Kaiserreich haben ohne Kaiser.“

„Noch zwei Worte, meine Herren, und möchten sie Ihnen, wenn sie berathschlagen, gegenwärtig sein. In diesem Jahrhunderte gab es nur einen großen Menschen, Napoleon, und eine große Sache, die Freiheit. Wir haben den großen Menschen nicht mehr, suchen wir wenigstens die große Sache zu behalten.

„„Sprach's!““ wie Voß im Homer zu sagen pflegt. Das Urtheil wird erst in vierzehn Tagen gesprochen.... Da fällt mir ein, daß ich etwas vergessen, das schön ist. Das Gesetz, aus welchem der Minister sein Recht ein Stück zu verbieten, herleitet, stammt aus der Schreckenszeit der Republik und wurde im Jahr 1793 gegeben. Darin heißt es wörtlich: Die Theater sollten wöchentlich dreimal, Brutus, Wilhelm Tell, Timoleon und überhaupt nur republikanische Stücke aufführen, aber jedes Drama von der Bühne entfernt halten, das geeignet ist den öffentlichen Geist zu verderben, und den schmählichen Aberglauben des Kö-

n i g t h u m s wieder aufzuwecken. Wozu sich doch der Teufel nicht alles brauchen läßt — sogar zum Engel! Merkwürdig!

Siebenundzwanzigster Brief.

Paris, Montag, den 24. December 1832.

— — — Heute Nachmittag verkündete der Donner der Kanonen die Uebergabe von Antwerpen. Ich sage: der D o n n e r, weil das so üblich ist; gehört habe ich nichts davon. Auf der Straße wurde der Sieg für zwei Sous ausgerufen; aber ich kaufte ihn nicht, sondern ging nach Hause um mit Ihnen zu überlegen, ob die Einnahme von Antwerpen zwei Sous werth sei. Wer weiß! Was mag der König Philipp froh sein, daß der Theater-Vorhang endlich gefallen ist, was mag er Furcht vor seinem eignen Muthe gehabt haben! Welche artigen höflichen Briefe mag er heute an alle Tyrannen Europa's geschrieben und sie um Verzeihung gebeten haben für die sehr große Freiheit die er sich genommen, eine Citadelle zu erobern! Das war wieder ein ächt monarchischer Krieg, eine Schachpartbie, wo sich Bauern für den König schlugen. Zu vertheidigen war Antwerpen gar nicht, nicht mit aller Tapferkeit; der König von Holland wollte seine Ehre retten. Die Ehre eines Königs erhält sich nur, im Blute — das ist bekannt. Es ist mir als wenn ich dabei wäre: der Marschall Gerard wird den General Chassé zu Tische bitten und da werden sie sich wechselseitig die artigsten, schönsten Dinge von der Welt sagen; dem Einen für seine heldenmüthige Vertheidigung, dem Andern für seinen heldenmüt. igen Angriff. Es wird viel gelacht und Champagner getrunken und vor der Thüre spielt die Regimentsmusik. Unterdessen jammern die holländischen und französischen Verwundeten in den Spitälern, unterdessen jammern ihre Mütter, Weiber und Bräute. Der Herzog von Orleans zieht triumphirend in Paris ein, Marschall

Gerard wird belohnt, und die Gebliebenen bekommen den Orden des heiligen Grabes. Warum? Lesen Sie in den „Spaziergängen eines Wiener Poeten," das herrliche Gedicht. „Warum?" „Von dem possirlich kleinen Männlein, das sich auf der Sprache garbenreichem, unermessnem Erntefeld ein einziges goldnes Körnlein liebend auserwählt; das Männerwort: Warum?" Ich bin selbst solch ein possierlich Männlein: wenn man mir den Kopf herunterschlüge, er murmelte immer fort: warum? — Doch wer weiß! die heilige Allianz hat den französischen Löwen wieder einmal brüllen hören, und ist er auch noch in ihrem Käfig, so erinnert sie das doch, daß es ein Löwe sei und keine Katze. Vielleicht erschrickt sie darüber, vielleicht bekömmt sie größere Furcht vor Frankreich als vor Hambach und fängt Krieg an, und dann ist uns geholfen. Ich bin so hoffnungslos, daß alles mir Hoffnung gibt. Ich habe manchmal Mitleid mit mir selber und komme mir vor wie jener schwedische Soldat, der das Rauchen so leidenschaftlich liebte, daß, als ihm einst im Kriege der Taback mangelte, er an einem angezündeten Strohhalm dampfte. Ein Bischen Strohrauch wird mir zur Wolke, jede Wolke zum Himmel, und von jedem Himmel hole ich die Freiheit herab. Und welche Freiheit! Es ist so wenig was ich fordere. Ich verlange nichts als Hosen, für mich und meine deutschen Kameraden, und daß uns nicht jedes alte Weib von Regierung soll immerfort dutzen dürfen. Mein einziger Ehrgeiz ist Deutschlands Oedipus zu werden, der es von der Augsburger Sphinx befreit, die mich noch zu Tode ärgert. Sie ist schuld an meinen Zahnschmerzen. Täglich bringt der Berliner Correspondent eine diplomatische Nuß zum Aufknacken; ich nehme sie in den Mund, beiße zu mit allen Kräften der Zähne — und die Nuß ist hohl, zerbricht wie Eierschaalen, meine Zähne knirschen unvermuthet auf einander und meine erschrockenen Nerven zittern von den Zehen bis zu den Haaren. Und das muß man sich gefallen lassen, muß schweigend zusehen, wie dieser Berliner Affe die Zunge gegen die französische Regierung und das deutsche Volk herausstreckt, und darf ihm nicht auf das Maul schlagen!

Achtundzwanzigster Brief.

Paris, Sonntag,, den 30. Dezember 1832.

Louis Philipp, der gute Friedensrichter, hat seine Gerichtsdiener, nachdem sie jetzt den König von Holland ausgepfändet, gleich wieder aus Belgien zurückgerufen. Ich fange an zu glauben, der Mann ist ein Philister. Es wäre merkwürdig! Ist er kein Bösewicht, oder ist er nicht wahnsinnig, so ist er ein Philister. Seine königlichen Vorfahren, durch viele Jahrhunderte, waren der Reihe nach, einige groß, die meisten klein; manchmal gut, öfter schlecht; viele leer, die meisten unmäßig. Aber so glatt gestrichen, wie ein Scheffel Hafer, gleich diesem Louis Philipp, war noch kein französischer König. Die Andern hatten ihre Leidenschaften, sie hatten ihre Krankheiten; aber diese Leidenschaft der Ruhe, dieses Ordnungsfieber hatte Keiner von ihnen. O Gott! mußte ich das noch erleben, daß die Könige Hofräthe werden! Und seine Dintenlecker, seine besoldeten Redner und Zeitungsschreiber, was sie ihm Hymnen singen! So wurde nicht Achilles und Hektor, nicht Alexander, nicht Cäsar, nicht Napoleon besungen. Sie sagen: vor Antwerpen sei ein Krieg geführt worden, wie noch keiner. Die Franzosen hätten nicht für die Freiheit gekämpft, wie unter der Republik, nicht für den Ruhm, wie unter Napoleon, sondern für die Gesetze hätten sie gekämpft, es sei ein l e g a l e r H e r o i s m u s gewesen. Für die Gesetze wären Frankreich's Heldensöhne drei Wochen lang zwei Fuß tief im Wasser gestanden, und hätten sich beregnen und niederschmettern lassen, und hätten dabei ihren fröhlichen Muth behalten; nicht aber die Marseillaise gesungen, wie die revolutionären Blätter gelogen, sondern die guten Kinder hätten gerufen: vive le roi! vive le roi! . . . Und darum jene drei heißen Juli-Tage, und darum kam uns die Sonne um drei Erdfernen näher, um zwei armselige Könige, einen Regenten und einen Herzog auszubrüten! Einen Braunschweiger Herzog, der kürzlich auf jeden falschen Zahn seiner Unterthanen eine Abgabe von zwei Thaler gelegt hat, vierundsechzig Thaler für einen ganz falschen Mund!

(Wenn dieser gute Herzog viele Beamte und Höflinge hat, muß er ein reicher Fürst werden.) Und darum dieses dreitägige Fest, welches die Götter selbst mit ihrer Gegenwart beehrten, um den Namenswechsel einiger Tyrannen zu feiern! Und darum verschleuderte Jupiter in drei Tagen alle seine Blitze um ein frommer Jurist zu werden, und Götter und Menschen ferner durch Conferenzen und Protokolle zu beherrschen! Was ist da zu machen? Ich will mir einen Haarbeutel anhängen und mich von dem Fürsten von Sigmaringen zum Legationsrath ernennen lassen.

Ein deutscher Esel in London hat in einem englischen Journale von meinen Briefen gesprochen; ein deutscher Esel in Leipzig hat das im Literarischen Conversationsblatt übersetzt und ein deutscher Esel in Paris hat mir den Artikel zu lesen gegeben und darauf geschworen, ein Engländer habe das gemacht. Ein Engländer soll gesagt haben: „Wir lieben eine vernünftige Preßfreiheit!“ Ein Engländer soll durch vier Seiten von Jude gesprochen und gesagt haben: ich sei „eingestandenermaßen“ ein Jude! Eingestandenermaßen — wie gefällt Ihnen das? Ein Engländer habe gesagt: das Ganze habe eine Satyre sein sollen auf das Reden und Treiben der Liberalen! Ein Engländer: ich sei ein kalter Mensch, ohne allen Enthusiasmus, und man höre es mir an, daß mir alles gleich wäre, so oder so! Dieses Lumpengesindel ist nur zu Löschpapier zu gebrauchen; aber sie drucken ihr bestes darauf und nennen es gutes weißes Druckpapier. Sie verstehen das nicht, Sie haben nicht den Witz davon; aber wüßten Sie, was das heißt gutes weißes Druckpapier, das gäbe Ihnen ein lebhafteres Bild von unserm öffentlichen Leben. O, das Vieh — eingestandenermaßen!

Vorigen Sommer unternahmen einige Deutsche in London ein freisinniges Blatt in deutscher Sprache. Als dort der österreichische und der preußische Gesandte das erfuhren, ließen sie von einem ihrer vertrauten Gesellen ein ähnliches Blatt ankündigen, das sie verschenkten oder wohlfeil weggaben, um das andere zu unterdrücken. Ihre Absicht gelang ihnen auch. Wenn man Patriotismus, Muth und Beharrlichkeit genug hätte, mich hier in Paris bei solch einem wohlthätigen Unternehmen zu unterstützen, nicht dem ganzen diplomati-

matischen Corps den Nuntius an der Spitze sollte es gelingen, mich niederzudrücken, zu schrecken oder zu bestechen. Aber . . . . aber . . . gutes weißes Druckpapier!

Montag, den 31. December.

Ein neues Journal auf das kommende Jahr, das heißt auf Morgen angekündigt: *L'Europe littéraire,* Journal de la Littérature nationale étrangère. Das einzige Interessante bei der Sache ist, daß Heine die Redaktion der deutschen Literatur übernommen, alles Uebrige, fürchte ich, ist Wind und wird zu Wasser werden wie jeder Wind. Die Natur mag es mir verzeihen wenn ich ihr Unrecht thue, ich weiß wahrhaftig nicht gewiß, ob jeder Wind zu Wasser wird; aber es steht einmal da. Die Ankündigung des Journals liegt vor mir: *Prospectus confidentiel imprimé pour MM. les fondateurs et les redacteurs de l'Europe littéraire.* Ich habe keine Geheimnisse vor Ihnen, und Sie sollen alles erfahren.

Pour nous faire l'écho fidèle des littératures et des arts de tous les peuples, et arriver ainsi à cette universalité qui sera le but constant de nos efforts, nous avons dû nouer *d'immenses relations*, non seulement avec les académies et les corps savants de nos provinces et des diverses capitales de l'Europe, qui représentent les centres d'autant de cercles partiels, mais encore nous mettre en rapport direct avec tous les comites littéraires et artistes *du monde civilisé.* Nous devons dire qu'en France, comme à l'étranger, *tous les noms célèbres* dans la littérature, la philosophie et les diverses branches de l'art, ont accueilli notre projet avec le *même enthousiasme*, et qu'ils ont promis de contribuer de leurs travaux et de leurs noms au succès de cette grande et utile entreprise."

Das ist alles Wind! Was wenigstens die berühmten deutschen Literaten betrifft, so ist nicht möglich, daß sie versprochen haben, an dem neuen Journale mitzuarbeiten, oder der Hofrath Rousseau in Frankfurt müßte ein Lügner sein, was auch nicht möglich ist. Dieser hat ja kürzlich erst bekannt gemacht, „daß die vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands" sich verpflichtet hätten in sein Frankfurter Conversationsblatt zu schreiben; und um ein Journal, das der Hofrath Rousseau redigirt, interessant zu machen, das allein könnte schon alle Kraft und Zeit einiger Dutzend Voltaires beschäftigen. Was bliebe ihnen für Paris übrig? Also gelogen. Weil ich gerade von ihm spreche — neulich erzählte mir Jemand: in einem neuen

Bande liri=liri=lirili=lyrischer Gedichte von Rousseau stehe auch eine Ode an den berühmten Pfeilschifter, worin diesem gesungen wird, er habe wie ein mächtiger Sturmwind alle Demagogen gleich welken Blättern vor sich hergetrieben. Wenn Sie mich lieb haben, wenn Sie mich erquicken wollen, schicken Sie mir das Gedicht.

Jetzt das Wasser:

" *La politique sera complètement exclue de l'Europe littéraire.* Notre feuille, ainsi concentrée dans le domaine de l'art, restera toujours placée en dehors des passions du moment : elle formera, pour ainsi dire, un territoire neutre, où pourront demeurer et vivre en paix tous les partis et toutes les opinions. Le premier avantage, qui résultera pour notre recueil de cette exclusion totale de la politique, c'est qu'il pourra franchir toutes les frontières, et trouver auprès de tous les gouvernemens la protection et l'appui nécessaires au succès universel qu'il a l'ambition d'obtenir. Déjà des hauts patronages sont assurés à l'Europe littéraire. Nous avons l'espoir de rencontrer partout cette même bienveillance qui ne manqua jamais aux publications dont l'art et le progrès furent le but unique et special"

Ich muß in der Mitte aufhören, um zu horchen; es ist zehn Minuten vor Mitternacht.

Hoch! Hoch! Hoch!

Dienstag, den 1. Januar 1833.

Ich kehre zum französisch=europäisch=literarischen Winde zurück. Der Herausgeber des neuen Journals schrieb früher den Figaro mit viel Geist und Witz. Unter der Regierung Casimir Perrier's zog er sich mit seinem Witze, seinem Gelde und seiner Tugend zurück, und hing, wie man zu sagen pflegt, die Politik an den Nagel, das haben schon Viele gethan; es ist eine gefahrlose Inokulation des Galgens. Seitdem lebt er von seinen Renten. Die Moral eines Schriftstellers hat in Frankreich große Fortschritte gemacht. Der ärgste Schelm, wenn er sein Gewerbe versteht, kann mit dem Code moral in der Hand sich vor die himmlischen Assisen stellen, und Gott und seine Engel keck herausfordern, ihm den Paragraphen zu nennen, den er übertreten. Ein teutscher Journalist verkauft sein Gewissen, ein französischer seine Aktien. So kommt das Journal in andere Hände und man braucht die eignen nicht zu beschmutzen. Ein deutscher Journalist stellt sich an den Pranger, ein französischer begnügt sich ihn zu verdienen. Der Unternehmer der *Europe littéraire*, der die Gefahren

der Tugend einmal kennen gelernt, meidet sie ängstlich und, um nicht zum zweiten Male in Versuchung zu kommen, seine Aktien zu verkaufen, nahm er sich lieber vor, das neue Journal von aller Politik rein zu halten. Daher hat er auch hauts patronages gefunden, nämlich eine große Menge Aristokraten und Juste-Milianer, die das Unternehmen mit Geld unterstützen. Sie sind hier wie bei uns, es ist gar kein Unterschied. Sie glauben auch, es sei möglich dem Geiste der Zeit eine andere Richtung zu geben, und wenn man die Aesthetik gut bezahlt, werde die ungereimte Politik zu Grunde gehen. Sie sehen nicht ein, daß es ihnen an Verstand mangelt, sie glauben nur es mangle ihnen an Geld. Sie begreifen nicht, daß es ihnen an Kopf fehlt, sie meinen es fehlen ihnen nur die Köpfe Anderer — zum Abschlagen. Käme ich morgen zu dem ersten Minister jedes Staates auf dem europäischen Festlande und brächte ihm tausend Millionen Dukaten und einen ausführbaren Plan, hundert Tausend unruhige Köpfe nach beliebiger Auswahl herunter zu schlagen — er bestellte mich auf übermorgen wieder, und verspräche mir bis dahin die gute alte Zeit wieder herzustellen. Ich glaube ihr Irren kömmt daher, daß sie die Geschichte nicht kennen oder nicht verstanden haben. Die Welt wurde immer von einer Idee beherrscht, und Völker wie ihre Regierungen mußten sich ihr unterwerfen. Zwischen einer und der andern Idee, kam aber immer ein Jahrhundert des Stillstandes; da schlief die Menschheit. Diese Zeit des Schlafes benutzten die Machthaber, um die Völker zu unterjochen. Diese erwachten und da gab es Revolutionen — da war erst das Christenthum, dann die Völkerwanderung, dann kamen die Kreuzzüge, darauf die Rückkehr der Künste und Wissenschaften nach Europa, dann folgte die Reformation, endlich die Idee der Freiheit. Zwischen dem Frieden, der die Religionsstreitigkeiten endigte und der französischen Revolution war ein Jahrhundert des Schlafes, und während dieser Zeit bildete sich das ministerielle Regieren aus, das früher gar nicht statt fand. Die Menschheit erwachte endlich und ihr neues Tagewerk war die Idee der Freiheit, für die Machthaber die gefährlichste unter allen; denn die Freiheit ist eigentlich keine Idee, sondern nur die Möglichkeit, jede beliebige Idee zu fassen, zu verfolgen und festzuhalten. Man kann eine Idee

durch eine andere verdrängen, nur die der Freiheit nicht. Wenn die Fürsten ihren Völkern sagten: wir geben euch Friede, Ordnung, Religion, Kunst, Wissenschaft, Handel, Gewerbe, Reichthum für die Freiheit — antworteten die Völker: Freiheit ist das alles zugleich: wozu sie wechseln lassen, wozu uns mit der Scheidemünze unseres Glücks beschleppen? Es ist also da gar nichts zu machen, und die *Europe littéraire* wird die Welt nicht ändern. Uebrigens erscheint sie viermal wöchentlich in groß Folio "sur papier grand-raisin vélin, satiné." Das würde man bei uns ein Prachtwerk nennen, ein deutsches Nationalwerk. Davon würden nur 36 Exemplare abgezogen für unsere 36 Fürsten, die andern aber bekämen das Journal auf gutem weißem Druckpapier.

Heute Vormittag habe ich im magnetischen Schlafe die Postzeitung von diesem Morgen gelesen. Auf der ersten Seite steht ein Neujahrsgedicht, von Glaube, Liebe und Hoffnung. Glaube ist Friedrich Wilhelm, Liebe ist Franz und Hoffnung ist Nicolas. Habe ich recht gelesen? Später ward es mir etwas dunkel und ich konnte nicht unterscheiden ob „Jakob hatte sieben Söhne" darin steht.

Mittwoch, den 2. Januar.

Sie sind klug. Sie geben mir auf Neujahr ein Trinkgeld und ziehen mir es dann an meinem Lohne wieder ab. Warum habe ich heute keinen Brief von Ihnen? Ist das Recht? Ist das schön?

Neunundzwanzigster Brief.

Paris, Mittwoch, den 2. Januar 1833.

Ihr Päckchen wurde mir gestern gebracht: Die Didaskalia, die Xenien, der Taback, das Büchlein von Goethe und der falsche Liberalismus. Den letzten habe ich jetzt zweimal. Es entgeht keiner seinem

Schicksale: ich und der Krug, wir waren bestimmt: er, von mir gelesen zu werden, ich, ihn zu lesen. Erst vor wenigen Tagen kaufte ich ihn für dreißig Sons, weil man mir gesagt, daß ich darin stünde. Ich las die Stelle, die mich betrifft, welche mich meine Neugierde leicht finden ließ, und dann wollte ich die Schrift von vorn lesen. Aber bei'm Aufschneiden der Blätter fand ich: „Die Servilen wollen sehr viel, aber die Liberalen wollen lieber alles" — und das sei das Witzigste was je aus einem deutschen Munde gekommen und könne sich mit dem besten französischen Calembourg messen. Dann kam unter meinem Messer hervor: „ebendeshalb". Da verlor ich die Geduld. Was soll ich mit so einer alten Köchin machen? Was kann ich mit einem Hofrathe anfangen, der Ebendeshalb schreibt? Eben deshalb warf ich das Buch in meinen Papierkorb. Da Sie mir es aber auch geschickt, erkenne ich darin den Finger Gottes. Ich werde es lesen und Ihnen dann meine Meinung darüber sagen. Dieser Krug ist Professor in Leipzig und hat nach der polnischen Revolution, weil er gegen die Polen geschrieben — ich weiß nicht, ob Prügel bekommen, oder Prügel verdient, oder Prügel gefürchtet. Aber eins von diesen drei Dingen hat sich ereignet. Er ist einer der breitesten Köpfe Deutschlands. Die schöne Welt hält ihn für einen großen Philosophen, weil er so langweilig ist, und die Philosophen halten ihn für einen schönen Geist, weil er so seicht ist. Ich aber halte ihn weder für das eine, noch für das andere, sondern für einen Lump. Er schreibt über alles was geschieht ganz jämmerlich, und wenn ich die Geschichte wäre, wollte ich lieber gar keine Geschäfte machen, als solch' einen Buchhalter haben. Er ist ein literarischer armer Teufel, der sich jeden Tag vor der Thüre des Welttheaters hinstellt und so oft ein Stück aus ist, die Hand aufhält und bettelt. Kurz, er ist ein Ebendeshalb und ein Hofrath.

Wozu Sie mir die fünf Blätter Didaskalia geschickt, begreife ich auch nicht recht. Ich glaube Sie wollen mich ärgern. Da ist zuerst: Lionell und Arabella, (Fortsetzung) „Arabella schauderte bei diesen Worten in sich zusammen und drängte sich näher an den Mann ihrer Liebe, als suche sie Schutz bei ihm vor unsichtbarer Gefahr. Er schloß sie fest an sich, legte ihr niedergesunkenes Haupt an

seine Brust und sprach feierlich: Weib meines Herzens!“ Weib meines Herzens! — um auch feierlich zu sprechen — was kommen Sie mir mit solchen Sachen?....Ferner: Predigt über einen Rosenstock. (Schluß) „Wie viele Küsse würde man z. B. um so manche meiner schönen Zuhörerinnen finden?“ Davon verstehe ich nicht einmal die Grammatik...Weiter: Sitzung des Assisenhofs in Mainz. (Schluß). „Am 29. März steckt er ein Messer in seine Hosentasche“....Unterhaltungen auf dem Marktschiffe zwischen Frankfurt und Mainz. (Fortsetzung.) „Hinter mir saß ein Mägdlein“..Dresden den 25. November. „Die erfreuliche Nachricht von der Vermählung unseres Mitregenten mit einer Prinzessin aus dem Hause Wittelsbach ist nun hier für Niemanden ein Geheimniß mehr. Es ist zu hoffen, daß diese neue Verbindung zwischen zwei bereits verschwägerten Familien auch segensreich für die beiden Länder wirken werde.“ Ich gratulire und hoffe auch. —

Bitte sehr um Verzeihung. Da finde ich endlich den Artikel, den Sie mit einem Kreuzchen bezeichnet, den „Aufruf an die Germanier“ des Herrn von Hallberg. Sie hätten aber ein großes Kreuz davor setzen sollen. Danke für den guten Willen; doch ich habe den Artikel schon vor drei Wochen gelesen, ihn gerupft und gebraten wie eine Gans und ihn ganz allein verzehrt, ohne Sie zu Gaste zu bitten. Es thut mir leid, aber es ist nichts mehr davon übrig als ein Stückchen Erinnerung. Dieser Freiherr von Hallberg auf der Birkeneck bei Freising, auch unter dem Namen „Eremit von Gauding“ bekannt, mag ein ehrlicher Mann sein, der es gut meint; aber irgend ein Hof-Federfuchser, der vielleicht an dem Tage gerade bei ihm schmarotzt, hat ihm wohl den Aufruf in die Feder diktirt. Griechenland solle das Baierische Algier werden! Dahin kann es freilich noch kommen. Die Geschichte der Deutschen „blieb leer seit siebzehn Jahren, bis ein großer, hochherziger König das alte unterdrückte Volk der Griechen in Schutz nahm, und ihm seinen Sohn als König gab.“ Schön gesagt! (Ich bin schläfrig. 11 Uhr) die Deutschen sollen nicht nach Amerika gehen, dort Knechte zu werden; sondern nach Griechenland, um dort unter Baierisch-

Russischer Regentschaft freie Männer zu sein. Da wären die besten Früchte, Wein, schöne Mädchen, „Da könnt Ihr Euren Muth zeigen." Gute Nacht.

Freitag, den 4. Januar.

Ich habe die Xenien gelesen und habe mich sehr daran ergötzt. Die Hauptsache ist jetzt, die schläfrigen Deutschen wach zu erhalten, sei es durch Kaffee oder Schnupftaback, sei es durch Singen oder Schreien — gleichviel; nur daß sie nicht einschlafen. Schlafend durch die Pontinischen Sümpfe zu reisen, soll lebensgefährlich sein. Viele Xenien haben mir ungemein gut gefallen, besonders die über mich — versteht sich. Grob sind sie freilich alle, grobianissimo. Aber was liegt daran, wie eine Katze die Mäuse abthut, wenn wir sie dadurch los werden? Auch hat ja der Dichter sehr gut erklärt, warum die Grazien ausgeblieben. Aber seine hebräischen Späße sind entsetzlich einfältig. Das war wohl die Vermögenssteuer des Frankfurter Bürgers, und der Mann hat sich aus Eitelkeit für dümmer angegeben als er ist. Er mag sich hüten, daß Heine nicht über ihn kömmt, er mag seine Nachtmütze nur recht tief über die Augen herunterziehen. Erinnern Sie sich:

Gefährlicher Bund?

Schmul und Heyum sie schreiben als deutsche Männer für Freiheit,
Kommt noch der Itzig dazu, stürzen die Fürsten vom Thron.

Nun, warum nicht? Wenn ein Jude stark genug ist, die wankenden Fürsten auf ihren wankenden Thronen zu halten, warum sollten drei Juden nicht Macht genug haben sie herunter zu stürzen? Auch Christus war ein Jude, und er hat die Götter aus dem Olymp gestürzt, und das war doch eine ganz andere Fürstenschaft als die der heiligen Allianz und des hohen deutschen Bundes! Wo ist jetzt Jupiter mit seinen Blitzen? Vor unserm Spotte schützt ihn nur unser Vergessen — und das hat ein Jude gethan! — Ich glaube, der Schmul bin ich, und der Heyum wird wohl Heine sein; aber wo bleibt der Itzig? Itzig! Itzig! Itzig! Itzig! ... Es gibt

aber doch nichts dümmeres als so ein deutscher Philister, besonders wenn er ein Gelehrter ist. Sie kennen mich, ich kenne die Andern — Nicht Einer unter uns dachte je an den Juden; nie, so oft wir die Dummköpfe und Philister züchtigten, kam es uns in den Sinn, daß es die nämliche Peitsche sei, mit der sie selbst uns einst geschlagen! Und jetzt kommen sie und erinnern daran, und bringen uns täglich die schönsten Schadenfreuden in das Haus! So dumm zu sein — ich verliere mich darin.

Samstag, den 5. Januar.

Am Neujahrstage — o! Man könnte den Verstand darüber verlieren. Die Juli-Revolution, ein Zorn-Vulkan von dem Himmel selbst geladen, damit die Könige zu schrecken und zu strafen, ist ein wasserspeiender Berg geworden, den Völkern zum Verdrusse und den Fürsten zum Gespötte! Ich fürchte, daß ich aus Verzweiflung noch ein Dichter werde und mich blamire. Am Neujahrstage, diesem monarchischen Erntefeste, überall wo Land und Gut des Volks das Landgut des Fürsten bilden, haben Philipp's Knechte die schweren Garben Frankreichs, sein Glück und seinen Ruhm, seine Tugend und seine Ehre, seine Rosen und seine Lorbeeren — haben das duftende Heu der dürren Rednerblumen ihm auf Wagen jauchzend in den Hof gefahren. Feld und Wiese, alles dem König; wer nicht sein Kind ist, ist sein Knecht. Man schämt sich ein Mensch zu sein. Wer weiß, ob nicht das Pferd in edlem Zorne seinem Reiter flucht; nur verstehen wir sein Wiehern nicht. Aber das gezäumte Menschenvolk küßt die Sporen seines Reiters. Sie haben den König Vater des Vaterlands genannt: dies Findelkind vom Greve-Platze! Das französische Heer in Belgien wurde glücklich gepriesen, von zwei königlichen Prinzen Beispiele der Tapferkeit zur Nachahmung zu erhalten. Die grauen Helden von Marengo wurden in die Kriegsschule zweier Milchsuppen-Gesichter gegeben! Sie haben dem König gesagt: er hätte die Cholera besiegt, vor seiner Barmherzigkeit hätte sich die unbarmherzige Vorsehung geflüchtet — Sie haben ihn vergöttert, daß er im Juni seine Feinde niedergeschlagen, und mehr als jede andere Schmei-

chelei hat König Louis Philipp diese mit Wollust eingeschlürft. Er hat geprahlt und gespottet: Die Republik wäre erbleicht vor seinem Sterne. Es war ein Bürgerkrieg, Bürgerblut war geflossen; ein König sollte das vergessen, oder kann er es nicht vor Schmerz, einen Trauerflor über seine Erinnerung hängen. Aber dieser König rühmt sich seines Sieges und jubelt darüber wie ein Schneider der einmal Muth gehabt aus Furcht. Der Schmerz und die Verachtung der edelsten Franzosen kümmert ihn nicht, ihm lächelt der Beifall seiner Brüder in Wien, Berlin und Petersburg. Und in der Mitte, nicht, wie seine Schmeichler sagten, an der Spitze von vierzig tausend Soldaten, ist er gegen drei hundert Republikaner gezogen, die sich wie Helden vertheidigt.

Frankreich hat das Scharlachfieber; Blutigel rund am Halse, Purpur über den ganzen Leib und zum Königsmantel muß es sich die Haut abziehen. Der alte Riese mit einer Kinderkrankheit! Schamrother Purpur! Herr Hofrath Frankreich! Herr, deine Hand liegt schwer auf deinem Knechte; aber ich will es für meine Sünden in Demuth tragen.

Dreißigster Brief.

Paris, Sonntag, den 6. Januar 1833.

Ueber Frankfurt habe ich merkwürdige Dinge erfahren, theils aus guten gedruckten Quellen, theils aus den mündlichen Berichten eines sehr glaubwürdigen Reisenden. Von meiner theuren Gesandtschaft dort erfahre ich nie das Geringste; wenn diese dinirt hat, denkt sie, sie habe auch genug repräsentirt und eine geheime Schublade ist ihr heilig. Das soll aber anders werden. Erstens, habe ich aus dem

Theater=Repertoire für den Monat December, das in der Didaskalia steht, ersehen, wie in Zeit von wenigen Tagen vier verschiedene Stücke von Shakespeare aufgeführt worden sind; und nicht etwa der alte Hamlet mit seinem ewigen Sein und Nichtsein, sondern die zwei Heinriche, Richard, Lear. Das ist ja zum Erstaunen, das hat sich ja sehr zum Guten geändert. Waren Sie denn nie bei einer solchen Aufführung? wie wird gespielt? wie der junge Heinrich, wie Falstaff? In der That, ich freue mich darüber um Frankfurt's Willen. Ich bin der Meinung, daß man durch das Schauspiel auf den öffentlichen Geist einwirken könne, so abgestumpft man auch gegen solche Reizmittel sein mag. Ein guter Bürger, der aus einem Stücke von Shakespeare kömmt, kann noch den nämlichen Abend seinen besten Freund todtstechen, aber ihn todt langweilen, das kann er nicht.

Ferner wurde mir erzählt, man habe mehrere ausgezeichnete Juden zu Mitgliedern des Museums aufgenommen und allen ohne Unterschied erlaubt, Aecker zu kaufen und Landwirthschaft zu treiben. Sehen Sie, mein eignes Feld, das ich seit fünfzehn Jahren im Schweiße meines Angesichts bebaue, fängt an grün zu werden. Man muß nur die Geduld nicht verlieren; die geistige Erdkugel dreht sich jedes Jahrhundert nur einmal um die Sonne. Aber Geduld! Ich habe schon oft daran gedacht, ob es nicht möglich wäre, wie Geldanleihen, Geduldanleihen zu machen, und so wie die Fürsten durch Rothschild sich die Abgaben der Urenkel ihrer Unterthanen ein Jahrhundert voraus bezahlen lassen, uns auch die Geduld, die unsern Urenkel zufallen wird voraus zu nehmen. Das letztere wäre unschädlicher als das erstere ist; denn unsere Urenkel werden keine Geduld brauchen. Im Gegentheile, alsdann werden die sie brauchen, gegen die wir sie jetzt brauchen. Uebrigens bleibt es immer schön, was die Direktoren des Museums und der gesetzgebende Körper gethan haben. Zugleich hoffe ich aber, daß sie bei ihren Reformen mit weiser Vorsicht zu Werke gehen werden. Sie haben wegen der Juden schöne Beschlüsse gefaßt; das möge aber hinreichen für gegenwärtiges Jahrhundert, die Ausführung bleibe dem kommenden vorbehalten. Sie mögen beherzigen was der Kaiser von Oesterreich kürzlich in der Rede gesagt, mit welcher er den Ungarischen Landtag eröffnete. Er sagte nämlich:

„Schwierig sind die Geschäfte zu deren Verhandlungen wir euch diesmal berufen haben; sie übertreffen weit alle die Gegenstände, worüber während der vierzigjährigen Dauer meiner Regierung auf Reichstagen zu berathen war . . . Unsere Väter haben durch das, was sie im 91sten Jahre des vorigen Jahrhunderts beschlossen ihre Sorgfalt bereits auf diesen Gegenstand gewendet, die Art und Weise der Ausführung aber, welche reichlichen Stoff, sich um das Vaterland verdient zu machen, darbietet, uns ganz überlassen." Und jetzt fordert der Kaiser seine getreuen Stände auf, bei diesen Verhandlungen langsam und vorsichtig zu Werke zu gehen, und den gefährlichen Reizen der Neuerungen zu widerstehen. Wenn nun der Kaiser von Oesterreich sogar einen reichlichen Stoff, sich um das Vaterland verdient zu machen, vierzig Jahre geschont hat, wie viel nöthiger ist es, daß die Regierung des kleinen Frankfurt einen so ärmlichen Stoff als die Verbesserung des Zustandes der Juden ist, nicht zu früh angreife, sondern durch Aufhäufung der Zinsen das Kapital wachsen lasse, damit der Stoff, sich um das Vaterland verdient zu machen, nach vierzig Jahren auch reich werde.

Ihnen aber gebe ich jetzt drei Aufträge und einen zwar freundschaftlichen aber ernst gemeinten Rath. Erstens, gehen Sie in das Theater und sehen Sie wie Richard hinkt. Zweitens gehen Sie in das Museum und geben Acht, ob nicht die g moll-Symphonie von Mozart, aus Verdruß das sie Juden mit anhören, in das Dur überspringt. Drittens, lassen Sie auf dem Römer Erkundigungen einziehen, ob man die Aecker der Juden in dem Grund-Lagerbuche unter der Rubrik „Aecker jüdischer Nation" einschreibe. Mein Rath ist: berichten Sie mir künftig besser, sonst werden Sie zurückberufen; dann gibt es Kriegsfurcht, die Papiere fallen und die Handels-Kammerdiener erheben ein Jammergeschrei, daß alle Milch davon gerinnt.

Haben Sie „die Thronrede" des Großherzogs von Darmstadt gelesen? Schlafen Sie recht wohl.

Montag, den 7. Januar.

Von Chateaubriand ist eine neue Schrift erschienen: *Mémoire sur la Captivité de Madame la Duchesse de Berry*. Sie sollen sich aus Freundschaft für mich etwas darüber freuen; denn dieser gute Mann nimmt mir jeden Winter die Hälfte meines Zornes ab. So oft er erscheint, gehe ich in mein Zelt und lasse ihn kämpfen. Freilich muß ich diese Hülfe mit melancholischen Gedanken bezahlen. Wenn ich sehe, wie ein so geistreicher und edler Mensch von der Legitimität faselt, greife ich nach meinem Kopfe und rufe betrübt aus: Auch Chateaubriand hat den Verstand verloren und war doch mehr als du! Die Legitimität, diese Hoffnungslosigkeit des Unglücks, diese Erblichkeit der tiefsten menschlichen Erniedrigung — das vertheidigen, das preisen! O Wahnsinn!

Als Chateaubriand von der Gefangenschaft der Herzogin erfuhr, eilte er aus der Schweiz nach Paris, und bot sich ihr in einem Schreiben zu ihrem Sachwalter an. Aber die Minister erlaubten weder ihm, noch seinen Briefen den Einlaß in Blaye. Schon drei Mal seit der Revolution hat Chateaubriand von der Welt Abschied genommen und sich in die Einsamkeit begeben, und drei Mal schon kehrte er zurück. Er sagt:

„Ich habe Hunger und Durst nach Ruhe; es kann mir keiner lästiger sein als ich es mir selbst bin; aber ich suche mich mit meiner eignen Achtung von der Welt zurückzuziehen: man sehe sich vor, welche Gesellschaft man in der Einsamkeit wähle."

Nun, warum hat er nicht gleich das erste Mal als er Paris verließ seine Selbstachtung mitgenommen? Wie vergißt man drei Mal sein Packet zu machen? Ja, die Berry ist unterdessen gefangen worden! Nun was geht ihn die Herzogin an? Man höre: —

„Meine Denkschrift über das Leben und den Tod des Herzogs von Berry, in die Haare der Wittwe gewickelt, die jetzt im Kerker schmachtet, liegt bei dem Herzen, das Louvel dem Herzen Heinrich's IV. noch ähnlicher machte. Ich habe diese

ausgezeichnete Ehre (insigne honneur) nicht vergessen, die im gegenwärtigen Augenblicke die Bezahlung fordert; ich fühle lebhaft meine Schuld."

Das ist artig. Ich ließe es mir selbst gut gefallen, wenn eine schöne Wittwe ihr langes seidnes Haar um meine Schriften flechtete; aber sie hineinlegen in die Todesurne, zu dem Herzen ihres Mannes— nichts da! Man kann nicht wissen, ob sie nicht eine Wittwe von Ephesus ist, die nach vier Wochen die Haare wieder herausnimmt, sie ihrem neuen Liebhaber zu schenken, und dann meine Schriften allein verfaulen läßt bei dem Herzen des geliebten Todten. Nichts da, und habe ich nicht recht, daß ich nach meinem Kopfe fühle? *Notre-Dame de Blaye*, nennt Chateaubriand die Herzogin und erzählt von den Wallfahrten, die fromme Gläubige in großen Schaaren dahin machten. Er sagt:

„Man wirft mir vor, daß ich eine Familie dem Vaterlande vorziehe. Nein; ich ziehe die Treue des Eides dem Meineide, die moralische Welt der materiellen Gesellschaft vor. Das ist's."

Freilich ist es das, nach der Lehre der Monarchisten. Der Räuber, nachdem er sein Handgeld empfangen und dem Hauptmanne Treue geschworen, darf plündern und morden; denn Treue ist heiliger, denn das körperliche Wohlbehagen der Wanderer!

Chateaubriand meint: nur die Legitimität gäbe einer Regierung und der bürgerlichen Ordnung Dauerhaftigkeit. Aber wäre dies auch, wie es nicht ist, was würde das beweisen? Nicht die Dauerhaftigkeit, der Vollgenuß ist die Bestimmung jedes Daseins. Es kömmt nicht darauf an lange, sondern viel zu leben. Nichts ist dauerhafter als ein Stein, aber die Pflanze, das Thier vergehen schnell. Wenn die österreichische Monarchie noch zehntausend Jahre lebte und der nordamerikanische Freistaat endigte morgen, in seinem fünfzigsten Jahre, wäre darum Oesterreich ein besserer, ein glücklicherer Staat als Nord-Amerika gewesen? Napoleon sagte auf St. Helena: „Daß meine Dynastie nicht älter war, das hat mich zu Grunde gerichtet. Noch vom Fuße der Pyrenäen hätte ich mich wieder emporgehoben, wäre ich mein Enkel gewesen." Und daraus will Chateaubriand die Herrlichkeit der Legitimität beweisen! Guter Gott! Das beweist ja eben

ihr Fluchwürdiges, ihre Verderblichkeit. Das große Glück, wenn Napoleon noch zwanzig Jahre länger die Völker Europas auf dem Altare seines Ehrgeizes hätte schlachten dürfen! Das schöne Loos der Franzosen, wenn Napoleon, als legitimer Fürst mit seinen gekrönten Vettern befreundet, der Freiheit und Gleichheit, die er im Kriege als Waffen gegen sie gebrauchte dann gar nicht mehr bedürftig, Frankreich völlig zur Galeere hätte machen können!

Was ist es aber, was einer legitimen Monarchie größere Dauerhaftigkeit gewährt, als einer usurpirten oder einer Republik? Etwa weil erstere in den Herzen der Völker Wurzeln schlägt? O nein. Es ist nichts, als daß alle Fürsten die Sache eines legitimen Monarchen als eine Familienangelegenheit, als ihre eigene betrachten, und ihm darum in Gefahren Beistand leisten. Es ist nichts, als daß die legitimen Fürsten alle Usurpatoren und Republiken als Broddiebe hassen und sie offen oder heimlich, mit Gewalt oder mit List zu Grunde zu richten suchen. Redet von der Macht der legitimen Fürsten, redet aber nicht von ihrem Rechte. Sagt, daß die Völker einen legitimen Fürsten fürchten, sagt aber nicht, daß sie ihn lieben. Die Franzosen haben drei Mal die Bourbons verjagt, so legitim sie waren, und haben für den Usurpator Napoleon mehr gethan als je für einen ihrer Könige; denn sie liebten ihn. Die schweizerische Republik lebt schon ein halbes Jahrtausend im Glücke und Frieden, weil sie ihre Berge gegen die Fürsten schützte oder diese über die Theilung des Raubes nicht einig werden konnten. Nordamerika genießt seit sechzig Jahren Freiheit und Ordnung, weil es die Könige nicht erreichen können. Don Pedro ist ein legitimer Fürst, warum gelingt es ihm nicht? Weil er seinem Volke die Freiheit zu geben gedenkt und ihn darum seine gekrönten Brüder als ein unwürdiges Glied aus der Familie gestoßen, und ihm schaden, so viel sie können. Don Miguel ist ein Usurpator, warum erhält er sich? Weil er die Tyrannei meisterhaft handhabt, und die entzückten Fürsten ihm darum heimlich Beistand leisten. Das ist der Segen der Legitimität, das ist die Ruhe und Ordnung in Monarchien: man findet sich mit den Räubern ab, und gegen den Beutel lassen sie uns das Leben. Und will einer sein Leben und seinen Beutel behalten, schlägt man ihn todt und dann heißt

es: Seht! das sind die blutigen Folgen der Revolutionen. Vor einigen Jahren machte Vidocq der Regierung den Vorschlag: er wolle jede gestohlene Sache gegen dreißig Prozente ihres Werthes zurück schaffen. Nun, wer sich mit zwei Drittheile seines Glückes begnügen will, wer nicht den Verstand und den Muth hat, Diebe und Räuber von seinem Eigenthume abzuhalten, der hat Recht die Monarchien zu lieben.

Chateaubriand, als Sachwalter der Berry, spricht von ihrem Rechte nach Frankreich zu kommen um die Krone ihres Sohnes zu fordern. Sie ist Mutter; er berufe sich auf das Herz jeder Mutter. Das ist stark! Ich sehe ganz deutlich, was alles in einem mütterlichen Herzen liegt, aber eine Krone sehe ich nicht darin. Eine Mutter mag für ihr Kind ein Schaukelpferd, eine Puppe kaufen; aber dreißig Millionen Franzosen zum Spielwaaren-Lager! Aber ein Land wie Frankreich zur Schachtel! O Herr Vicomte! Es ist Ihr Ernst nicht. Nein, was wir armen Menschen jetzt geplagt sind, die Steine könnten sich darüber erbarmen! Früher hatte man es doch nur mit erwachsenen, mit regierenden Fürsten zu thun, jetzt quälen uns die fürstlichen Kinder, schon während dem Leben ihrer Eltern! Da ist der Herzog von Bordeaux, da ist die Donna Maria, da ist die Tochter der Königin von Spanien, die erst einige Monate alt ist. Als gebe es kein anderes Mittel die Schmerzen eines zahnenden Kindes zu stillen, als ihm einen Scepter in den Mund zu stecken!

Was Chateaubriand noch ferner von den Rechten der Berry sagt, das kümmert mich nicht; nicht darum habe ich seine Schrift gelesen, nicht darum schreibe ich Ihnen davon. Ich will mich nur an das halten, was er gegen unsern gemeinschaftlichen Feind hervorgebracht, daran will ich mich erquicken. Sie erkennen an Chateaubriand und mir, daß wirklich ein Bündniß zwischen den Karlisten und Republikanern besteht. Es ist die Sympathie des Hasses gegen die bestehende Ordnung der Dinge. Ob aber die Republikaner und die Karlisten sich auf der Gasse und in geheimen Clubs zu Thaten vereinigt, bezweifle ich. Es wäre dumm von den Republikanern und toll von den Karlisten. Erstere könnten leicht überlistet werden, denn die Karlisten haben das Geld, also auch den Verstand; diese aber würden, sobald

die jetzige Regierung gestürzt wäre, ehe ihnen Hülfe von außen käme, und würden ihnen die Armeen auf Dampfwagen zugeführt, alle todt geschlagen werden, so daß keiner von ihnen übrig bliebe, sich des Sieges der Legitimität zu erfreuen.

Sehen wir jetzt wie der neue Jeremias siedendes Oel auf die Köpfe der Sünder herabgießt:

„Wenn in dieser Wüste ohne Spur von Geist und Herz sich am Horizont ein großes einsames Denkmal zeigt, wenden sich plötzlich alle Blicke dahin. Die Frau Herzogin von Berry erscheint um so erhabener, als alles rund um sie her flach ist. Ja, sie hätte zu fürchten verkannt zu werden, denn sie ist diesseits oder jenseits eines Jahrhunderts, das ihres Gleichen hervorzubringen vermochte. Um zu bewundern muß man fassen; der Muth bleibt der Furcht stets ein Geheimniß; die Mittelmäßigkeit knurrt den Genius an. Die Gefangene von Blaye ist nicht von ihrer Zeit, ihr Ruhm ist ein Anachronismus."

Larifari! Doch sind es respektable goldene Lügen und ich ziehe meinen Hut vor ihnen ab. Es sind noch keine vierzehn Tage, daß Chateaubriand's Schrift erschienen und schon sind dreißig tausend Exemplare davon gekauft, die dem edlen Verfasser fünfzig tausend Franken eingebracht haben. Die Legitimisten nämlich haben auf diese delikate Weise seine Treue belohnen wollen. Jetzt kann doch Chateaubriand mit seiner eigenen Achtung nach Genf zurückkehren und in seiner Einsamkeit die sehr angenehme Gesellschaft von hundert Bankzetteln genießen. Fünfzig tausend Franken für sieben Bogen, die Arbeit einiger Tage! So viel hat mir mein dicker Liberalismus in meinem ganzen Leben nicht eingebracht. Der Mund wässert einem darnach ein Royalist zu werden. Zum Glücke bezahlen sie einem in Deutschland schlecht. Um fünfzig tausend Franken zu verdienen, müßte ich die Schweiz, ganz Nordamerika, Columbien, Buenos-Ayres, Mexiko todtschlagen und fünf oder sechs Preßfreiheiten, eben so viele Constitutionen, die Reformbill, den Dr. Wirth, den ganzen Hambacher Berg, Rotteck, Welcker, und zum Desert mich selbst verschlingen. Das wäre ein saurer Verdienst.

Dienstag, den 8. Januar.

Ich will Ihnen wieder einen Beweis geben, daß die Tugend belohnt wird, was Sie mir so oft nicht glauben wollten. Verflossenen Samstag wollte ich auf den Opernball gehen. Einige Tage vorher, hörte ich, daß auf dem Theater (im Le mari et l'Amant) eine Cousine in der Provinz ihren Vetter der zum ersten Male nach Paris reiste, die Lehre gab: Surtout Charles, n'allez pas au bal de l'opéra; on s'y perd. Trotz dieser Warnung aber gedachte ich doch hinzugehen, so mächtig wirkt das Laster auf junges Blut. Auf dem Wege aber fing mir an das Gewissen zu zittern, oder was es sonst war; es war sehr kalt. An der Ecke des Boulevard stand ich am Scheidewege des Herkules. Da ging ich nach Hause zurück und schlief, wie man nach einer edlen Handlung zu schlafen pflegt. Am andern Morgen erfuhr ich, daß auf dem Balle ein gräulicher Lärm gewesen. Die neue moralische Polizei des Jüste-Milieu wollte, ich weiß nicht welchen Bachantischen Tanz, verbieten. Darüber gab es Streit, die Gensd'armerie drang ein, mißhandelte viele, und nahm mehrere gefangen. Das Lustigste bei der Sache aber war, daß die Polizei diesmal die Witterung verloren, und gerade die edelste Jugend des Jüste-Milieu, königliche Beamte, Banquiersöhne und andere solche Heilige angetastet hatte. Sie mußten den andern Tag sehr um Verzeihung bitten. Wäre ich nun dabei gewesen, ich hätte sehr leicht in die Bachanalien, die Schläge und das Gefängniß mit hinein gezogen werden können. Meine Tugend bewahrte mich davor.

Ich kehre zu Chateaubriand zurück. Ich gestehe es Ihnen aufrichtig, die fünfzigtausend Franken wollen mir gar nicht aus dem Kopfe. Was meinen Sie, würde es wohl meiner Seligkeit viel schaden, wenn ich einmal sieben Bogen gegen meine Gesinnung schriebe? Ach! wär ich doch ein Katholik und könnte an die Wirksamkeit der Absolution glauben! Chateaubriand fährt fort: Man entgegnet mir: Die Herzogin von Berry sei in keiner so großen Gefahr, man werde sie zur gelegenen Zeit wieder frei geben.

„Aber die Minister des Königs sind nicht unabsetzbar. Ihr seid

gutmüthige Seelen, ich will es glauben: allein kennt Ihr Eure Nachfolger? Fand nicht Elisabeth, daß Maria Stuart, nach neunzehn Jahren Gefangenschaft, in der Verborgenheit ihres Kerkers nach außen Unruhen erregt und Einverständnisse mit dem Auslande und den Feinden des Staates hatte? Dann, hat man bei Volks-Unruhen nie in den Gefängnissen gemordet? Endlich, wenn ich Kerkermeister wäre, würde ein Gedanke mich schaudern machen. Ich würde bei mir sagen: es wäre möglich, daß Gott in seiner Barmherzigkeit die, welche auf Erden nur Trübsale gefunden, zu den Freuden des Himmels abriefe; ich würde mir sagen: man hat das Loos der Waise im Tempel noch nicht vergessen. Wenn ein so großes persönliches Interesse an dem Leben einer Fürstin hängt (!), wenn aus einer Gefangenschaft, die einen undankbaren Ehrgeiz (!!) laut anklagt, eine Schaam und ein tiefer Groll so natürlich fließen müssen: Da kann aus dem Zusammenfluß von Umständen die Verläumdung schrecklich hervorgehen. Die Verläumdung aber kann in der Geschichte, den Charakter der Wahrheit (!!!) annehmen. Seht euch vor .... Die Wohlthaten der Willkür, die man der Herzogin angedeihen läßt, rühren mich wenig; ich könnte fürchten, daß diese Wohlthaten zu einer Quelle neuen Jammers würden. Schwer würde mir fallen in Erinnerung zu bringen, was ich neulich von gewissen Gespenstern (!!!!) sagte, die in einem gewissen Schlosse (!!!!!) hausen. Ich hoffe, um der Ruhe der Nächte, der Macht selbst willen, die ich bekämpfe (!!!!!!) ich hoffe nie gezwungen zu sein, jenen nächtlichen Erscheinungen, die einer halbverbrannten Frau, ihr nacktes Kind in den Armen und Ketten nach sich schleppend (!!!!!!!) zuzugesellen; eine Deputation von Schatten, die käme einem Schatten-Könige (!!!!!!!!) ihr Kompliment zu machen." — —

† † † Gelobt sei Gott und seine guten Geister; ich bin glücklich durch den Hexen-Wald. Ich habe, gleich einem guten Zeitungsschreiber fromme Ausrufungszeichen geschlagen und, wie Sie bemerkt haben werden, in steigender Angst und arithmethischer Progression. Früher habe ich mich oft über solche abergläubische Furcht lustig gemacht; aber Noth kennt kein Gebot, ich konnte mir nicht anders helfen. Ich bin ein Patriot; ich zitterte, in deutscher Sprache zu denken,

was Chateaubriand wagte in französischer drucken zu lassen. Mündlich das Weitere. Verbrennen Sie diesen Brief; oder noch sicherer: legen Sie ihn in einen Band von Carove's Werken.

"*Pas mal pour un Allemand.*" Wie gefällt Ihnen das? Wüthend war ich darüber. Wartet nur! Wenn wir einmal das Elsaß wieder haben, Lothringen, Burgund, und Euren König zum Grafen von Paris gemacht — da werden wir Euch zeigen, daß wir witziger sind als Ihr. Da hatte einmal ein Deutscher in Paris bei Tische etwas gesagt, was seiner Meinung nach sicher nicht witzig sein sollte, und da rief ein Franzose, der dabei gewesen und dieses erzählt, gnädigst aus: Pas mal pour un Allemand! Brazier heißt die Canaille. Ich las so eben im Livre des cent-et-un, im Artikel *La chanson et les Sociétés chantantes.* Da ist von den Vaudevillediners die Rede, welche man in Deutschland frömmer und romantischer Liedertafel nennt. Zu einem solchen Sing-Essen war einmal "Le fameux Docteur Gall" eingeladen. "Le jour où nous reçumes la visite de ce dernier, on lui servit un plat de friture composé seulement *de têtes de gibiers, de poissons et de volailles.* On lui demanda s'il voulait tâter les crânes de ces messieurs ou de ces dames? Le savant se dérida, et répondit en riant: qu'il fallait qu'il tâtât les corps auparavant, vu qu'à table son systême ne s'isolait point. *Pas mal pour un Allemand.*" Aber nur Geduld bis zum Frühlinge!

Mittwoch, den 9. Januar.

. . . . . . Es is recht unartig von Ihnen, daß Sie mir so lange nicht geschrieben. Ich habe Ihnen schon oft gesagt, daß Sie mir außerordentlich schreiben mögen, so oft Sie wollen; aber die gewöhnlichen Briefstage müssen Sie darum nicht versäumen. Ich bin gewöhnt daran, und wenn ich an solchen Tagen nichts erhalte verdaue ich schlecht. Seit vorigen Freitag habe ich keinen Brief bekommen und es scheint mir ein Jahr zu sein. Sie hätten sich doch vorstellen können, daß ich vor Begierde brenne etwas näheres von meinem Buche zu erfahren. Die Eigenliebe hat ewige Flitterwochen und ich

liebe meine verblühten Schriften wie in den Tagen ihrer Jugend. Ich gehe voller Angst umher, gleich einem Ehemanne, dessen Frau zum ersten Male in Kindesnöthen liegt. Wird es ein Sohn? Wird es eine Tochter? „Es ist weder ein Sohn, noch eine Tochter geworden, sondern eine Mißgeburt.“ Diese kleine schöne Satyre schenke ich dem ersten Rezensenten meiner Briefe aus Freundschaft und Hochachtung. Er kann damit machen was er will. Der Leitbammel meiner Rezensenten hat sich auch schon hören lassen. In der Leipziger Zeitung ist in einem Berichte aus Wien von den Pariser Briefen die Rede; „deren dritten Band Börne eben jetzt druckt.“ Zum Unglücke kann man sich gar nicht auf den Styl dieser guten Leute verlassen. Was heißt das: Eben jetzt druckt? Auf jeden Fall soll das bedeuten: drucken läßt; aber sind sie schon gedruckt? oder werden sie erst gedruckt? Und wenn das letztere — woher will denn ein Wiener wissen was darin steht? Werden die Briefe etwa in Wien gedruckt? Das wäre ein Meisterstreich von dem Verleger. Als der schlaue Casanova aus dem Gefängnisse der Staats-Inquisition von Venedig entsprang, flüchtete er sich in das Haus des Sbirrenhauptmanns; dort hielt er sich am sichersten. In dem Berichte heißt es: ich hätte mich gerühmt, daß meine Schreibereien am meisten von den Wienern gelesen würden; das möchte aber wohl eine Aufschneiderei sein. Der Himmel wolle meine Demuth vor größeren Gefahren bewahren!

Jetzt bitte ich Sie aber auch, fleißiger als es vorigen Winter geschehen; auf die erscheinenden Rezensionen Acht zu haben, sie für mich zu sammeln und mir mit Gelegenheit zu schicken. Nicht die Hälfte von dem was über mich geschrieben worden, habe ich damals zu lesen bekommen. Einige der interessantesten Rezensionen kamen mir erst nach meiner Rückkehr in Deutschland unter die Augen: wie die von Görres und Carové und eine in der Abendzeitung, worin es heißt: „Börne steht jetzt auf dem Punkte, „wo der Mensch in den Tiger übergeht.“ Es wäre zwar damals noch Zeit gewesen darüber zu schreiben und es in meine Briefe einzuschieben; aber es wäre ein Anachronismus meiner Gefühle geworden und ich lüge nicht gern. Also thun Sie, was ich verlange und vergessen Sie nicht, daß

ich auf dem Punkte stehe, wo der Mensch in den Tiger übergeht und daß es gefährlich ist, mich zu reizen.

Einunddreißigster Brief.

Paris, Donnerstag, den 10. Januar 1833.

. . . . . Ich wollte ich wäre bei Ihnen, ich habe etwas Wichtiges mit Ihnen zu überlegen, etwas Gelehrtes, einen Punkt aus dem Staats- und Hausrechte. Ich kann aber ohne Sie nicht fertig werden. Hören Sie was es betrifft. Im Jahre 1817 machte die französische Regierung den Entwurf zu einem Wahlgesetze für die Deputirtenkammer. Solche Wahlordnungen wurden natürlich im Interesse der Macht eingerichtet. Da nun die Freiheit, statt, der Gesundheit gleich, etwas Angebornes, Unbemerktes, Ungefühltes zu sein, stets etwas Erworbenes, Bestrittenes, kurz, ein ewiger Kampf ist, und man dieses wie jedes Kampfes in den reifern Jahren, theils müder, theils unkräftiger wird — sieht die Regierung überall darauf, daß die Bürger erst im höhern Alter zu Volksvertretern gewählt werden können. In jenem französischen Wahlgesetze war also bestimmt, daß ein unverheiratheter Mensch erst mit dem vierzigsten Jahre, ein verheiratheter mit dem fünf und dreißigsten, und ein Wittwer schon mit dem dreißigsten wählbar sei. Daß ein Ehemann früher erschöpft wird als ein lediger Mensch, begreift sich leicht: Der Kampf für seine persönliche Freiheit läßt ihm wenige Tapferkeit zum Kriege für die öffentliche übrig. Warum aber ein Wittwer schon im dreißigsten Jahre matt ist, und fünf Jahre früher als ein Verheiratheter, verstehe ich nicht, und darüber möchte ich Ihre Weisheit vernehmen. Wenn ich ein Wahlgesetz zu machen hätte — ich verfaßte es im Interesse der Freiheit — würde ich festsetzen: daß ein lediger Mensch nicht mehr

nach dem dreißigsten, und ein Verheiratheter nicht mehr nach dem fünf und zwanzigsten Jahre Deputirter werden könnte. Doch was die Wittwer beträfe, ließe ich sie lebenslänglich wählbar sein; denn ich würde annehmen: ein Wittwer müsse das Herrliche und Köstliche der Freiheit so lebhaft fühlen, daß er noch im siebenzigsten Jahre ein Spartakus werden könnte. Was denken Sie davon?

Samstag, den 12. Januar.

.... Spricht man denn in Frankfurt auch von einem Congresse, der nächsten Frühling dort gehalten werden soll, und wozu beide Kaiser kommen? Es wäre schön. Das würde ja der deutschen Revolution eine Eisenbahn eröffnen.

Zweiunddreißigster Brief.

Paris, Samstag, den 12. Januar 1832.

Ich komme auf Chateaubriand zurück, den edlen Narren, der mir aber lieber als die sieben Weisen jeder Schule; auch der Liberalen, das dürfen Sie mir glauben. Die T r e u e ist seine geliebte und verehrte Dulcinea. Nicht den Bourbons, nicht der Legitimität, s i c h ist er treu. Wäre das nur Jeder in seinem Glauben, in seiner Gesinnung, wie weit besser wäre dann Alles! Wollte nur Jeder was er will, ganz und immer, wie viel milder wäre der Widerspruch, wie viel menschlicher der Streit! Denn wahrlich, nicht das eigensinnige Festhalten an jeder Meinung, wie die guten Leute glauben, sondern das furchtsame oder heuchlerische Nachgeben macht die Parteien so unversöhnlich. Gäbe es keine Royalisten, die Liebe zur Freiheit heuchelten, freilich, zur w a h r e n, wie sie sagen — gäbe es keine Freisin-

nigen, die Anhänglichkeit für den Fürsten heuchelten — beide aus List, Trug oder Schwäche — man könnte sich besser verständigen, denn man verstünde sich besser.

Es ist gut, daß Sie wissen, was Chateaubriand von der gegenwärtigen Lage Frankreichs, von seinen äußern Verhältnissen, was er von der Erbärmlichkeit der Regierung, und der Ermüdung der Nation spricht, auf welche die Tyrannei die Hoffnung ihres Gelingens gründet. Chateaubriand ist kein Zimmerspekulant, wie ich, der die Welt durch das Fenster ansieht, er hat nichts zu errathen und zu vermuthen, er braucht keinen Argwohn und keine Hoffnung; er ist ein vornehmer Mann, steht an der Spitze einer reichen und mächtigen Partei, die Alles weiß, Alles erfährt, und vieles selbst thut oder stört. Er ist selbst ein Staatsmann, der die Mittel und Wege, die Stärke und Schwäche aller Regierungen kennt. Ihn konnte nicht, wie mich, die Liebe zur Freiheit verblenden; denn er ist ein guter Royalist der reinsten Art, ein Legitimist. Es könnte sich freilich finden, daß das, was er Louis Philipp vorwirft, nur das Verderbniß jedes Fürsten sei; aber dann, desto schlimmer für Chateaubriand und desto besser für uns. Darum noch einiges aus seiner Schrift:

„Die Revolution der Juli-Tage, aus dem Volke hervorgegangen, hat, abtrünnig von ihrem Ursprunge sich von dem Ruhme geschieden und um die Schande gebuhlt, als gäbe das Eine ihr den Tod, als wäre die Andere ihre Lebensquelle. Das Juste-Milieu hat sich einer ausschweifenden Macht ergeben, an welche die Regierung Karls X. nie gedacht, und die man nie von ihr geduldet hätte. Verächter der Gesetze, zum Spotte der Charte vor 1830, hat er den Belagerungs-Zustand eingeführt; zehn wichtige Artikel des neuen Vertrags sind von ihm gebrochen worden. Er trieb seinen Spott mit der persönlichen Freiheit; er hat die Gefängnisse angefüllt, die Haussuchungen, die Militär-Kommissionen, die Preßprocesse vermehrt und einen Schriftsteller wegen eines Wortspieles zum Tode verurtheilt... Der Fetfa, welchen die Minister der Pairskammer vorgelegt haben, verwandelt dem Geiste nach, die constitutionelle Monarchie in einen orientalischen Despotismus. Es ist Constantinopel mit den Eunuchen der Doktrine als Janitscharen; nur tragen sie, wie Mahmud, Chalwaris auf englische Art, als Zeichen der Fortschritte der Civilisation. Aber wenn die Franzosen nicht bis zur letzten Staffel der Völkerleiter herabgekommen sind, wenn man noch ohne zu erröthen oder zu lachen von Freiheit reden darf; werde ich mit meinen Betrachtungen fortfahren.“

„Es ist augenscheinlich, daß das Prinzip der Juli-Revolution, und das Prinzip der Continental-Monarchien sich feindlich entgegen stehen, daß diese beiden unvereinbaren Prinzipien nicht lange neben einander fortdauern können; daß das Eine nothwendig das Andere zerstören muß. Wenn die überraschten Fürsten im ersten Augenblick das Königthum der Barrikaden anerkannt haben, werden sie früher oder später ohnfehlbar davon zurückkommen; denn keinem von ihnen wird sonderlich viel daran liegen, von einem Pflastersteine umgeworfen oder von einem Vetter verdrängt zu werden. Ja, je mehr sich in Frankreich ein Anschein von Ordnung und Wohlstand zeigte, je mehr würden sich die absoluten Regierungen entsetzen, denn die Versuchung für ihre Völker wäre dann um so größer Wie wäre auch möglich eine freie Tribune, freie Journale, die Gleichheit der Stände, die Theilung aller Aemter und jedes Glückes zu haben, ohne daß die Revolution, minder bedächtig als ihre schwachen Führer, über den Rhein ginge? . . . . Daß Souveraine, von einem dreißigjährigen Kriege ermüdet, schlafen wollen; daß Gesandte lieber in Paris bedeutende Personagen sind, als bei sich zu Hause hinten an gesetzt und vergessen; daß sie darum in Angelegenheiten, von welchen sie sich selbst Rechenschaft geben oder nicht, sie ihrem Hofe die Wahrheit verbergen — das begreift sich. Lasset aber einen gewissen Tag kommen, und einen gewissen Menschen gehen, und ihr werdet es erfahren.“

Die letzte Aeußerung bezieht sich auf den russischen Gesandten, den Grafen Pozzo di Borgo, von welchem gesagt wird, er liebe so sehr den Aufenthalt in Paris, daß er darum seit der Revolution sich die größte Mühe gäbe, seinen Kaiser in friedlicher Stimmung gegen Frankreich zu erhalten. Dieses erregte in der letzten Zeit endlich den Argwohn des russischen Hofes und Pozzo di Borgo wurde nach Petersburg berufen, um Rechenschaft abzulegen. Aber durch Aufopferung einer bedeutenden Geldsumme an eine einflußreiche Person, soll ihm gelungen sein seine Unschuld darzuthun, und er durfte nach Paris zurückkehren.

„Die gesellige Ordnung löst sich auf; die Anarchie, die in die Köpfe eingedrungen, bedroht die materielle Gesellschaft. Man versteht sich über nichts mehr, die Verwirrung der Ideen ist unglaublich. Wenn der Nachbar nicht seinen Nachbarn erwürgt, so unterbleibt es, nicht weil ihn die Staatsgewalt hindert, sondern weil die Fortschritte der sittlichen Bildung ihm den Gedanken der Gewaltthätigkeit genommen haben. Keine Partei, kein Mensch glaubt innerlich an den Bestand der gegenwärtigen Ordnung der Dinge — für eine Regierung die allergefährlichste Stimmung. Die Quasi-Legitimität, sich für stark, entschlossen, unerschrocken ausgebend; Willkür für Kraft, den unverschämtesten Gesetzesbruch für Gesetzlichkeit haltend, gibt über die Prinzipien nach und verträgt sich mit Allem,

was ihr Furcht macht. Sie erhält sich nur durch das vorgehaltene Schreckbild einer noch schlimmern Zukunft als sie selbst ist; sie stellt sich als eine traurige Nothwendigkeit dar und sagt: (sonderbarer Anspruch auf das öffentliche Vertrauen!) ich bin immer noch besser, als das was kommen wird. Das ist so ausgemacht nicht.“

„Vierzigjährige Stürme haben die stärksten Seelen niedergeworfen; die Gefühllosigkeit ist groß, der Egoismus fast allgemein; man duckt sich um unbemerkt zu bleiben, und sich in Frieden durchzubringen. Wie nach einer Schlacht die Leichen die Luft verderben, so bleiben nach jeder Revolution angefressene Menschen übrig, die Alles mit ihrem Eiter beschmutzen.“

„Die Freiheit ist nirgends mehr als in den Herzen einiger Wenigen, die würdig sind ihr eine Zuflucht zu eröffnen. Ein Gegenstand der Spötter aller jener Elenden, die einst ihr Feldgeschrei daraus gemacht, wird diese verkaufte, geschändete, an allen Straßenecken ausgebotene und verschacherte Freiheit; diese Freiheit, welche die Possenreißer des Juste-Milieu sich mit Fußstößen einander zuwerfen; diese gebrandmarkte und mit der Haspel der Ausnahmsgesetze erwürgte Freiheit, wieder durch ihre Vernichtung die Revolution von 1830, in eine große Schmach und eine hündische Schurkerei verwandelt.“

„Die Gleichheit, diese Leidenschaft der Franzosen, scheint allen Bedürfnissen genug zu thun. Der Bürger, der glaubt einen König gewählt zu haben, der an dem Tische dieses Königs zu Mittag ißt, und mit seinen Töchtern tanzt, weiß sich in seiner Pfauen-Eitelkeit, mit Freiheit und Ruhm wohlfeil abzufinden. Wenn man ihn festhält und ihm Handschellen anlegt, denkt er, er habe sie sich selbst angeschnallt; denn er ist die Quelle der Macht, er klirrt aus Prahlerei mit seinen eignen Ketten, als Zeichen seiner starken Unabhängigkeit. In seinen Augen ist die Monarchie eine Haushaltung und das Diadem das Band einer Nachtmütze.“

„Die Frau Herzogin von Berry sah einen Theil dieser Dinge vom fremden Strande aus.... Man sagte der edlen Tochter Heinrich's IV, daß es in Frankreich eine Partei gäbe, die mit Hunde-Geduld Alles ertrage (!); Freiheit heuchelnd, schamlos ihre Reden durch ihre Handlungen Lügen strafend (!!); die Verachtung der Nation und die Fußtritte des Auslandes (!!!) unterwürfig hinnähme; sich ge en künftige Mißfälle in ihrer Filzigkeit (!!!!) Rettung sichere und in der Hoffnung zu leben krieche, krieche, krieche, weil es schwer ist zu zertreten was sich so platt macht unter den Füßen (!!!!!). Die wohlwollende Prinzessin....“— Doch genug von der Prinzessin; gute Nacht Prinzessin!

Montag, den 14. Januar.

Jetzt nur noch was Chateaubriand über den belgischen Krieg gesagt. Mir, seinem Sancho Pansa, ziemt es, wie jedem treuen Diener, die edlen Reden seines Herrn zu verkündigen.

„Aus dem was heute unsere mit der Klugheit der Quasi-Legitimität umwindelten Soldaten gethan, kann man sich überzeugen was die ächten Juli-Männer hätten thun können. Man hat vor Antwerpen das Heldengeschlecht von Marengo, Friedland, Navarin und Algier erkannt; nur sah man mit Schmerz, daß das Juste-Milieu so viel Tapferkeit verschwendete, so viele Menschen aufopferte, um das Feuer der Linken zum Schweigen zu bringen, um sich eine Kammermajorität zu schaffen, und, mit einer dummen Naivetät eine Festung zum Vortheil unserer Nachbarn zu erobern. Wir, uns eilend über die Grenzen zurück zu gehen, und nachdem jeder unserer Soldaten auf den Apell des englischen Controlleurs geantwortet haben wird, wir werden die Kosten eines glänzenden Kriegszugs übernehmen, der aber nichts endet, weder für Frankreich, noch für Holland, noch für Belgien — ein mörderisches Tournier, dessen mittelbare Folge, früher oder später ein Krieg, dessen unmittelbare Folge sein wird, die Schelde dem Handel Großbrittaniens zu eröffnen. Dieses, das in dem blutigen Spiele keinen Schiffsjungen gewagt, hat nur einige Guineen auf hohe Zinsen angelegt. Fünf bis sechs tausend von dem Geschütze oder der Krankheit hingeraffte Soldaten, mehrere tapfere und geschickte Offiziere getödtet oder verwundet, einige und vierzig Millionen aus der Tasche der Steuerpflichtigen genommen, bilden die Mitgift, welche wir das Glück und die Ehre haben werden, der Eheliebsten des englischen Präfekten von Belgien anzubieten.“

Dienstag, den 15. Januar.

Ein preußischer Naturforscher wollte eine wissenschaftliche Reise nach Nordamerika machen und bat seinen König um Unterstützung. Dieser antwortete: Amerika sei schon genug ausgeforscht, aber in Sibirien wären noch die schönsten Entdeckungen zu machen. Als sich nun ein anderer Naturforscher fand, der sich bereitwillig zu Sibirien erklärte, bekam er achthundert Thaler Reisegeld. Ist das nicht artig? Ja, dieses Amerika thut ihnen wehe wie ein hohler Zahn und stört sie im Schlafe. Wenn es nur zu plombiren wäre! Eine Republik ohne Guillotine — und sie sagen uns doch seit vierzig Jahren: Republik und Guillotine, das wäre Alles eins! Freiheit ohne Blut — und sie lehren doch der Hofraths-Jugend in allen Schulen: die Freiheit sei eine Art Fisch, der nur im rothen Meere lebe! Aber sie hoffen sehr auf eine bessere Zukunft, auf Blut und Königthum auch in der neuen Welt. Sie haben es längst vorher gesagt, das Band, welches die verschiedenen Länder Amerika's aneinander knüpfe, würde

bald zerrissen und dann würden die Vereinigten Staaten aus der gottlosen Liste der Republiken gestrichen und in die heilige Civilliste gesetzt werden. Und in diesen Tagen hat sich wirklich ereignet, daß eine Provinz der Vereinigten Staaten, aus Unzufriedenheit mit einem Douanengesetze, das ihrem Handel schadet, sich von der Union gewaltsam loszutrennen droht. Schon fangen die Aristokraten zu jubeln an. „Das Werk Washington's und Franklin's stürzt zusammen;" schon halten die europäischen Fürsten im Stillen eine Familien-Musterung und vertheilen Amerika unter ihre Ottos, Karls, Wilhelms und Friedrichs; schon erkundigt sich Herr von Gagern vertraulich bei Herrn Rothschild, welcher Fürst am meisten Credit habe, und arbeitet an einer schönen Rede für die hessen-darmstädtische Kammer, worin er von der Brüderschaft des Mississippi und des Rheins spricht. Unvergleichlich ist die dumme Naivetät mit welcher die Royalisten die Naturnothwendigkeit der monarchischen Regierungen darthun und ihre feste Hoffnung ausdrücken, daß Gott in seiner Barmherzigkeit auch bald den amerikanischen Völkern Könige verleihen werde. Sie sagen: ein Staat in seiner Kindheit und in seinem Greisenalter könne der Monarchie nicht entbehren. O! zugegeben mit tausend Freuden. Aber was folgt daraus? Daß eine Monarchie nichts als eine Laufbank oder eine Krücke ist, und daß, wenn man der Laufbank nicht mehr und der Krücke noch nicht bedarf, man keine Könige braucht. Ich gebe ihnen mehr zu als sie verlangen, und bekenne, daß die Staaten nicht blos in ihren Kinderjahren und im hohen Alter, sondern auch zu jeder Zeit ihres Lebens einer fürstlichen Regierung bedürfen — sobald sie krank werden. Dann ist die Monarchie das Heilmittel und der Fürst ist der Arzt. Aber sobald die Gesundheit zurückkehrt, wirft man das Arzneiglas zum Fenster hinaus und verabschiedet die Aerzte. In diesem Zustande der Wiedergenesung ist jetzt der größte Theil der europäischen Welt. Wozu also noch länger Doktor und Apotheker? wozu so vieles Geld für Arznei-Mittel ausgeben, das wir für unsere Nahrung nützlicher und angenehmer verwenden könnten? Aber da gibt es Völker die von Gesundheit strotzen und in der Einbildung krank sind, nur da sehen wir die ganze lächerliche und traurige Geschichte von Moliere's

malade imaginaire. Lesen Sie gleich vorn die Apotheker-Rechnungen: es ist eine Satyre auf die monarchischen Budgets. Da sind die Volks-Doktoren Diafarius Vater und Sohn; da ist der Volks-Apotheker Pargo, den die unglücklichen Argan anführen und abführen, daß es ein Erbarmen ist. Wohlmeinende Freunde belehren ihn, daß er gesund sei, und er möge doch Doktor und Apotheker zur Thüre hinaus werfen; aber da tritt jedes Mal Madame Belise, der nach dem Gelde des armen Tropfes gelüstet, zur rechten Zeit hinzu und spricht zärtlich: mon petit fils, mon ami, mon pauvre mouton! und erstickt ihn unter Federbetten. Endlich aber, ich hoffe es, wird wie Argan auch das Volk klug werden, sich selbst zum Doktor kreiren und das erhabene und geheimnißvolle clysterium donare, postea segnare, ensuita purgare — was man r e g i e r e n nennt — selbst lernen und ausüben.

Haben Sie aber, wenn Sie Thee getrunken, je daran gedacht, daß es der Thee ist dem wir die amerikanische Freiheit zu verdanken und alle die herrlichen Folgen, die sie für Europa gehabt? Ein Zoll, den das englische Parlament auf den Thee gelegt, veranlaßte den Abfall der amerikanischen Kolonien. Ich rede da freilich im Geiste der Monarchisten, die jede Revolution einem unglücklichen Zufalle zuschreiben; wäre es nicht der Thee gewesen, wäre eine andere Veranlassung dazu gekommen; nicht die Freiheit, die Tyrannei bedarf einer Erklärung. Doch ist es immer schön, daß es der Thee war, und daß er so wieder gut machte was er verdarb. Nämlich der Thee, der Kaffee und andere indischen Gewürze, haben erstaunlich viel dazu beigetragen, die Despotie in Europa zu begründen — einerseits, indem sie die Völker durch den Genuß körperlich, durch Gewöhnung an Ueppigkeit geistig entnervt haben, und andererseits, indem das Emporblühen des Handels die Fürsten bereichert hat, so daß sie sich stehende Heere bilden konnten, mit welchen sie die Freiheit niederschlugen. Trinken Sie die nächste Tasse Thee auf die Gesundheit C a r o l i n e n ' s, nämlich jener amerikanischen Provinz, die durch ihren Widerspruch das Land zu entzweien droht; trinken Sie auf das Wohl der Freiheit überhaupt; es geht dem armen Mädchen gar zu schlecht.

Weil wir gerade vom Thee sprechen, muß ich Sie doch über

etwas fragen, das mich seit einigen Tagen sehr beunruhigt. Ich kaufte mir Thee, grünen und schwarzen, von beiden gleich viel an Gewicht. Ich habe für jede Sorte eine besondere Büchse. Als ich nun zu Hause die Büchse füllte, machte der schwarze Thee die Büchse ganz voll, der grüne aber nur zur Hälfte. Es ist nun die Frage: bin ich betrogen oder nimmt der grüne Thee weniger Raum ein, als der schwarze? Es wäre merkwürdig wenn ein Betrug stattgefunden, es war doch ein *maison de confiance*, in dem ich den Thee kaufte. Ein maison de confiance nennt man hier einen Kaufladen, worin man geprellt wird wie in jedem; aber man darf kein Wort dagegen sagen. Beklagt man sich im mindesten, antworten sie stolz: *c'est une maison de confiance.*

Mittwoch, den 15. Jannar.

Da ist Ihr Brief, ich kann aber heute nicht mehr auf Alles antworten, ich bin gestört worden, es ist zu spät. Ein Spanier hat mich besucht, einst beim Corps des Marquis Romana. Ich erzähle Ihnen noch von ihm.

— Eine gemischte Schulkommission, die aus Dummheit und Pedanterie gemischt ist. Adieu.

Dreiunddreißigster Brief.

Paris, Freitag, den 18. Jannar 1833.

Ich glaube es war mein vorletzter Brief, dessen Kürze ich durch störende Besuche erklärte. Kein wahres Wort daran. Es war wieder ein schönes Buch, in dem ich herumkroch wie eine Fliege in der Zuckerdose, und ich konnte nicht heraus. Wenn Sie mir auf das Heiligste versprechen wollen, es gar nicht in die Hand zu nehmen an den Tagen,

an welchen Sie mir zu schreiben haben, will ich es Ihnen verrathen. Es heißt: *Mémoires d'un Cadet de famille*, aus dem Englischen übersetzt, bis jetzt zwei Bände. Der Name des Verfassers steht auf dem Titel, aber ich habe ihn vergessen und das Buch schon weggegeben. Er nennt sich Freund des Lord Byron. Der Held dieser Denkwürdigkeiten war ein Seeräuber und hat dem Lord Byron den Stoff zu seinem Corsar und dem Giour gegeben. Freilich können diese Denkwürdigkeiten für eine Frau nicht so anziehend sein als für einen Mann.... Für einen Mann? O! Es ist mein Spott. Ich meine: für Männer wie wir sind; ich meine: für einen Mann wie ich bin, der glaubt etwas zu sein, weil er sich schämt nichts zu sein. Ich schwöre es Ihnen, als ich in dem Buche las, hob ich meinen Arm hoch empor und redete ihn an: Schlingel, alter Schlingel! sage mir doch, was hast du denn gethan in deinem halben Jahrhunderte? Ich saß am Kamine und starrte in die lodernde Glut. Brennen — leben! Von diesem Holze bleibt ein wenig Asche übrig, das Andere Alles geht als Rauch in die Luft. Aber dieser Rauch sammelt sich zu Wolken, diese Wolken stürzen als Regen herab, der die Erde befruchtet, und so ernährt der Tod das Leben. Auch von den Menschen bleibt nur ein wenig Asche übrig, auch sein ganzes Dasein geht in Rauch auf; aber dieser Rauch wird nicht zur Wolke, er kehrt nicht zurück, er befruchtet nichts. Wo kommen nun die zahllosen, unbenutzten, ungenossenen Kräfte aller der Millionen Menschen hin, die nichts waren, die nichts werden durften? Die Erziehung schlägt sie todt. Gut, ich weiß das; aber was wird aus ihnen nach dem Tode? Wehe, die Erziehung! Sobald ein Mensch geboren wird — gleich umstellen und umlauern ihn die Mutter, die Amme, der Vater, die Wärterin; später kömmt der Lehrer, später der Polizeimann dazu. Die Mutter bringt ein Stückchen Zucker, die Amme ein Mährchen, die Wärterin eine Ruthe, der Vater den Vorwurf, der Lehrer den Stock, der Staat seine Ketten, sein Henkerbeil. Und zeigt sich eine Kraft, rührt sich, stammelt nur eine Kraft — gleich wird sie fortgeschmeichelt, fortgepredigt oder fortgezüchtigt. So werden wir wohlerzogene Menschen, so bekommen wir schöne Talente. Wissen Sie was ein großes Talent heißt? Ein Talent ist eine große fette Gans-

leber. Es ist eine Krankheit; der Leber wird das ganze arme Thier aufgeopfert. Wir werden in einen engen Stall gesperrt, dürfen uns nicht bewegen, daß wir fett werden; werden gestopft mit moralischem Welschkorn und gelehrten Nudeln, und dann schnaufen wir, und ersticken fast vor Moral, Gelehrsamkeit und Polizeifurcht, und dann kömmt eine alte Köchin von Regierung, betastet uns, lobt uns, schlachtet uns, rupft uns und benutzt unsere schönen Talente. Was nur an uns stirbt möchte ich wissen; ich möchte wissen, was nur der Tod an uns zu holen findet! Aber der Tod ist ein armer Hund; nichts als Knochen sein ganzes Leben lang, selten daß ihm ein voller Mensch herabfällt.

Dieser Corsar — man kann es aus den Epochen seines Lebens berechnen, er war ein Knabe als die Seeschlacht von Trafalgar vorfiel — ist jetzt erst vierzig Jahre alt und lebt wahrscheinlich schon längst wieder in seinem Vaterlande und baut sein Feld. Ein Jahrtausend am Leben hat er schon zurückgelegt und die dreißig Jahre, die er noch leben mag, sind ihm ein Desert, eine Siesta. Thaten, von welchen eine einzige nur das ganze arme Leben eines Menschen bereichern könnte, hat er vergessen, und jetzt in seiner Einsamkeit, da er seine Denkwürdigkeiten schrieb, war es oft eine seltene Waffe, die er erbeutet, und noch besitzt, oder ein anderes Zeichen, was ihn an eine blutige Schlacht, an eine furchtbare Gefahr erinnert. Der indische Ocean, mit seinen liebeswarmen, seligen Inseln, war sein Spielplatz. Dort ist die kriegerische Sonne, deren Pfeile Niobe's Töchter getödtet; dort ist das ächte Urbild der Sonne, die wir nur aus Kupferstichen kennen. Da wachsen Annanas wie bei uns die Rüben. Der Tiger beheult die Nacht, wie bei uns die Nachtigall sie besingt. Der Pfeil eines Wilden ist Morgengruß, der vergiftete Dolch eines Malaien ist Abendgruß.

Er hatte eine Liebe, ein arabisches Mädchen, Zela, die Tochter eines Scheiks. Ein Mal in der Nacht überfiel er einen malaiischen Ort und metzelte die Einwohner nieder, sie für verübte Gewaltthätigkeiten zu züchtigen. Die Gefangenen der Malaien befreite er. Unter diesen war ein Araber, zum Tode verwundet, der ehe er verschied, die Hand seiner vierzehnjährigen Tochter in die ihres Erretters legte.

Der Corsar trug sie auf seinen Schultern in sein Schiff. Sie ward sein Weib, die Mutter seiner Kinder, sie begleitete ihn auf allen seinen Seezügen, theilte alle seine Gefahren, ward sein Schutzgeist. Könnte ich Ihnen die arabische Zela schildern! Sie ist der holde Genius des Kaffees, der heiße dunkle Blick des Morgenlandes, ein Brennspiegel der Seligkeit. Zela ist für den Geist des Corsaren, was der Kaffee für sein Fleisch. Denn ich muß Ihnen sagen, er trinkt Kaffee, wie ich auch, nur unter andern Umständen, und das hat mich am meisten geärgert und darüber bin ich roth geworden. Ich trinke Kaffee — nicht einmal des Morgens, da kann ich ihn nicht vertragen; sondern Mittags nach dem Essen, nachdem ich etwas geschlummert, um neue Kraft zu neuer Schwäche zu sammeln; ehe ich mich wieder an den Schreibtisch setze und federfuchse und schimpfe wie ein altes Weib gegen Buben, die mit Steinen nach mir werfen. Er — wenn ihn eine tolle Meereswoge in die See schleudert und die Wellen mit ihm spielen und ihn sich einander zurollen; sein Muth und seine Stärke helfen ihm wieder empor, er wird halbtodt an Bord gebracht — er trinkt Kaffee und alles ist wieder gut. Wenn er aus sechs Wunden blutend, ohnmächtig niedersinkt; der dumme Schiffs-Chirurg kömmt mit Kübeln von Arzneitränken, mit seinen Messern, ihm Arme und Beine abzuschneiden — der Held schlägt die Augen auf, fordert eine Tasse Kaffee, trinkt sie und ist geheilt. Wenn — doch genug. O Schlingel! — ich. O Schlingels! — Ihr.

Samstag, den 19. Januar.

.....Auf das was * * * * sagt, lassen Sie Acht geben. Er steht zwar ganz unten in der vornehmen Welt, aber unter der aristokratischen Sippschaft herrscht eine merkwürdige Sympathie, und wenn man aufmerksam ist, kann man oft unten hören was oben gesprochen wird, und so erfahren was sie vorhaben. Es kann recht leicht sein, daß sie dies Mal meine Briefe nicht verbieten, planmäßig nicht; denn aus der Polizeilumperei kommen sie nie heraus. Sie halten immer für leicht und möglich, die öffentliche Meinung zu unterdrücken oder zu beherrschen, und wenn es ihnen mißlingt, denken sie, sie hätten nur das

rechte Mittel nicht gewählt. Das Verbot der Briefe hat nichts geholfen, jetzt denken sie die Duldung werde wirksamer sein, aber ihre Verachtung wird mir so wenig schaden, als ihr Haß.

Ich habe den Artikel in der Nürnberger Zeitung gelesen. Er ist gut gemeint; aber ich finde mich noch schwerer in diese Menschen, als sie sich in mich finden. Da heißt es wieder: es sei doch jammerschade, daß ein so geistreicher Mann, wie ich sei, und der so unendlich viel Gutes wirken könnte, so unmäßig wäre! Guter Gott! Auf wen soll ich denn wirken? Auf die Regierungen etwa? Auf den Fürsten von Wallerstein, den Herrn von Blittersdorf, den Herrn von Nagler? Oder wohl gar auf die regierenden Fürsten, auf den Großherzog von Baden etwa, den ein Fluß, über welchen eine bequeme Brücke führt, von der Weltschule trennt, und der nichts gelernt. Auf einen Fürsten, der sein Wort gebrochen, und für die Klagen und Schmähungen seines Volkes reichlichen Ersatz in einem preußischen Generals-Titel findet und in einem artigen Briefe, den ihm sein König geschrieben? Ich soll Gehör bei Menschen suchen, die vierzig Jahre lang den Donner des Himmels überhört? Und das noch mit freundlichen Worten, mit Höflichkeit und Bescheidenheit! Meine Hofmeister sehen eine deutsche Regierung für eine alte gute Großmutter an. Sie meinen: die Großmutter hat ihre Launen, denn sie ist alt und kränklich; aber sie ist doch unsere Großmutter, wir müssen Nachsicht mit ihr haben. Nein, nein, nein, zum Teufel! nein. Nicht Großmütter, Furien sind unsere Regierungen. Ist es großmütterlich was Baiern thut, das jeden Mann von Gefühl auf die Folter einer peinlichen Untersuchung spannt, bis er bekenne, wer seine Mitfühlenden gewesen? Ist es großmütterlich, wenn die Nassauer Regierung einen Greis von siebenzig Jahren in einer Winternacht aus seiner einsamen Landwohnung reißt, und ihn auf drei Jahre zu Dieben und Räubern in's Zuchthaus sperrt, weil er in einer ausländischen Zeitung freimüthig über die Finanzen des Landes gesprochen? Ist es großmütterlich, wenn die preußische Regierung, wie sie selbst bekannt macht, Spione in Paris hält, die ihr jedes Wort der Klagen eines ihrer Unterthanen berichten? Mit des Teufels Großmutter will ich höflich sein, aber mit keiner Rabenmutter von deutscher Regierung.

Ich habe mir das oben besprochene Buch aus der Leihbibliothek noch einmal holen lassen. Der Verfasser heißt Trelawney und nennt sich “Compagnon et ami de Lord Byron.”

Ich habe nicht Zeit mehr das Blatt herunterzuschreiben; ich bin wieder durch Besuch gestört worden. Adieu.

Vierunddreißigster Brief.

Paris, Sonntag, den 20. Januar 1833.

Meine deutsche Eselshaut ist schon wieder voll und ich muß sie aufräumen, um für die neue Woche Platz zu bekommen. Deutsche Eselshaut nenne ich die Pergamentblätter in meiner Schreibtafel, die dazu bestimmt sind, beim Zeitungslesen die deutschen Angelegenheiten zu merken. Wollte ich sie, wie ich es mit dem übrigen Europa mache, auf Papier zeichnen, müßte ich mir jeden Monat ein neues Taschenbuch kaufen. Sie sollten nur einmal das kleine gelbe Ding sehen, man glaubt es nicht, wie viel Aerger hineingeht. Wenn ich das nachher in Briefen ausbreite, ist es nichts mehr; es ist dann Schaam, Zorn, Wuth, Schrecken in vieler Dinte aufgelöst. Aber auf dem Pergamente ist es die reine natürliche Leidenschaft, wie sie aus dem Herzen kömmt. Oft nur ein Wort, ein Zeichen, ein Schrei; aber beredtsamer, als die schönste lange Rede. Wenn Worte, wenn ein Ach, ein O, ein Weh zünden könnten, schleuderte ich einmal mein Taschenbuch in das verfluchte taxische Haus, daß das ganze Sünden-Register mit allen Sünden-Registratoren in Rauch und Feuer aufginge. Dort ist die Büchse der Pandora, nur ohne die Hoffnung Doch nein, nicht ohne Hoffnung! die Hoffnung ist da, aber nicht in der Büchse; ich hoffe mehr als je. Es kann nicht lange mehr so

bleiben, sie machen es zu arg. Ein Volk erträgt lange den Haß, den Zorn, den Druck, wohl auch den Spott seiner Tyrannen: aber die Verachtung — nein. Was! die Milch, das sanfte, harmlose Ding, wird sauer und gerinnt, steift sich und widersteht, wenn man sie etwas tückisch anhaucht wenn sie einer schlägt — und das stolze Blut, der edle Sohn des Körpers und der Seele, sollte sich nicht rühren, wenn freche Edelbuben in ihm herum plätschern? Es kann nicht sein, das ist nicht möglich, das ertragen sie nicht lange mehr — es ist Eisen im Blute.

Die Volkskammer in Weimar hatte die Oeffentlichkeit ihrer Sitzungen beschlossen; denn was wäre selbst die Wahrheit im Verborgenen? Nur eine gefährliche Waffe mehr in den Händen der Lüge. Aber die Edelleute in der andern Kammer haben die Oeffentlichkeit verworfen, denn sie meinten in ihrer Weisheit, damit hätten noch alle Revolutionen und Republiken angefangen und alle Monarchien geendet — worin sie auch ganz Recht haben. Der Hauptmann der Edelleute, der Landesfürst, hat den Antrag der Kammer auch verworfen, mit all dem lächerlichen Hochmuthe, dessen ein kleiner deutscher Fürst nur fähig ist, mit dem ganzen Trotze, den der Schwager eines Kosaken-Kaisers sich glaubt erlauben zu dürfen. Man muß die Epistel lesen, die der Großherzog seinen getreuen Ständen vor die Füße geworfen hat! Er sagt ihnen: sie möchten ihm ja mit solchem Zeuge nicht mehr kommen, und das Volk solle ja nie in Menge etwas fordern, mit zahlreichen Bittschriften nahen; denn wenn er noch so geeignet wäre etwas zu bewilligen, und wenn es das Billigste wäre — nie würde er thun was Viele, was Alle von ihm verlangten! Die Epistel schließt mit den Worten: „Wir bestätigen übrigens sämmtlichen Abgeordneten und durch solche sämmtlichen geliebten Unterthanen noch wörtlich die Fortdauer unserer festbegründeten Huld und Gnade." Bedenke dich glückliches Volk! Sehen Sie, so spricht Goethe's würdiger Zögling. Aber ich hoffe, die Zeit wird bald kommen, daß wir diesen deutschen Fürstchen unsere Huld und Gnade bezeigen, und bei Gott! ich hoffe, das nicht blos wörtlich.

In Hannover ist ganz das Nämliche geschehen; auch dort hat die

Adelskammer den Antrag der Volks-Deputirten auf Oeffentlichkeit verworfen. Die armen Hannoveraner sind am schlimmsten daran, unter allen deutschen Völkerschaften. Sie müssen ihrem Könige vergüten, was er an zwölf Millionen freier brittischer Bürger verliert; auf jeden Hannoveraner kömmt die Tyrannei von dreizehn Seelen. So ist der deutsche Adel! Nach der Juli-Revolution mußte er gezwungen ein ganzes Jahr fasten, und jetzt holt er heißhungrig die 365 versäumten Mahlzeiten nach. Wohl bekomme es ihnen! Nur daß sie sich hüten, sich nicht den Magen zu verderben, daß sie sich wohl hüten; denn wahrlich, lassen sie es zum Brechen kommen, möchte es ihnen schlimm ergehen. So ist der Adel aller Länder und Zeiten, so wird er bleiben, so lange man ihn duldet. Er ist immer so gewesen, er ist im Livius, was er in der Mannheimer Zeitung. Sie erkennen keinen Gott der Menschen; sie erkennen nur einen Gott der Edelleute; sie erkennen keinen Volks-Fürsten, sie erkennen im Fürsten nur ihren Hauptmann; sie erkennen kein Vaterland, der Hof ist ihr Wald, das Land eine Stätte ihrer Räuberei, das Volk ihre Leute. Im Jahr 1816 hielt der Vicomte von Castelbajac, ein restaurirter Emigrant, in der französischen Deputirtenkammer eine feurige Rede über die Wiederherstellung der Religion, durch Vermehrung der Macht und des Reichthums der Geistlichkeit. Da, im heiligen Eifer, entwischte ihm der Ausdruck: „das Wohl des Vaterlandes“ . . . „Vaterland!“ Er erschrack seines unwillkürlichen Verbrechens und, sich entschuldigend, sagte er der Kammer: “Du reste, en employant le mot *patrie*, je n'entends point le mot dont on a tant abusé, qui a servi de prétexte à tous les interêts, à toutes les passions, et d'excuse à tous les crimes; *j'entends par patrie, non le sol où je suis attaché sous les honteuses lois de l'usurpation, mais le pays de mes pères avec le gouvernement légitime*”

— Die Freiburger Bürger hatten den Herrn von Rotteck zu ihrem Bürgermeister gewählt, aber die badische Regierung hat diese Wahl verworfen. Nun darüber läßt sich nichts sagen, das ist etwas Bundestägliches. Die Minister hatten ihre ganze Macht gebraucht, all ihren Einfluß geübt, alle ihre Ränke spielen lassen, diese Wahl zu verhindern; sie hatten dem Herrn von Rotteck ihren eignen Candidaten

entgegengesetzt, und er bekam achthundert Stimmen, und der Regierungs-Candidat nur zweihundert. Sehen Sie, was die höchst- und allerhöchst weisen Bundestagsbeschlüsse für ganz unterthänigste Folgen haben. Freiburg, in dem größten Theile seiner Bevölkerung, war gar nicht liberal. Viele waren aus alten Zeiten noch östreichisch gestimmt, die meisten waren Gegner von Rotteck und Welcker, denn die guten Bürger hatten sich von ihren Regierungs-Pfaffen weiß machen lassen, Welcker und Rotteck wären Schuld an der Sündfluth. Als ich verflossenen Sommer dort war, wohnte ich einem Abendessen von dreißig bis vierzig Personen bei. Darunter waren etwa zehn Bürger, alle übrigen waren aus dem gelehrten Stande. Man versicherte mich, ich sähe das alles beisammen was in Freiburg an Liberalismus aufzutreiben gewesen. Und wie hat sich das jetzt geändert! Das haben die Bundestags-Gesandten bewirkt, das sind die wahren Revolutionärs, die guten ächten Hambacher. Der Großherzog von Baden hätte tausend Mal eher den Herrn von Blittersdorf pensioniren sollen als Rotteck und Welcker. Aber sie sind mit Blindheit geschlagen, mit einer Blindheit gegen welche die Aegyptische Finsterniß blendendes Tageslicht ist. Ich bitte Sie, thun Sie mir doch den Gefallen und fragen Sie mich in Ihrem nächsten Briefe : ob ich denn gar nichts über die Bundestagsbeschlüsse schreiben werde? Ich möchte Sie gern auslachen, das wird mich erheitern. Den vielen Narren, die seit vorigem Sommer diese Frage an mich gethan, wollte ich aus Höflichkeit nicht in das Gesicht lachen: aber mit Ihnen als meiner lieben Freundin brauche ich keine Umstände zu machen. Ich soll von den Bundestags-Beschlüssen sprechen! Als hätte ich mich darüber gewundert, als wäre ich einer jener Thoren, die das überrascht. Ich hatte die Bundestags-Beschlüsse schon ein Jahr früher gelesen, ehe sie gedruckt, ja ehe sie geschrieben waren. Habe ich denn in den Pariser Briefen von vorigem Winter nicht davon gesprochen? Doch vielleicht das nicht einmal ; es schien mir so etwas natürliches, so etwas zu sein, was sich ganz von selbst versteht.

Fünfunddreißigster Brief.

Paris, Montag, den 21. Januar 1833.

Heute ist der Jahrestag der Hinrichtung Ludwig XVI. Es sind gerade vierzig Jahre. Um diesen *jour funeste et à jamais déplorable*, wie vorgestern die Pairskammer beschlossen, religiös würdig zu feiern, mit Gebet, Reue, Buße und Thränen, um zu zeigen wie jede Republik eine Tiger-Essenz ist, und jede Monarchie eine See von Mandelmilch und Rosenwasser — will ich Ihnen folgende lustige und herzbrechende Geschichte mittheilen. Ich habe sie aus einer französischen Schweizer-Zeitung übersetzt. Vorher aber will ich Sie daran erinnern, was ich Ihnen kürzlich einmal von den Wassersäcken der Welt geschrieben, und wie das Fürstenthum Neufchatel, von dem Könige von Preußen beherrscht, der Wassersack der Schweiz sei. Jetzt lesen Sie.

Die Patrioten
in den
Gefängnissen von Neufchatel.

„Am 8. December des vorigen Jahrs, begab sich Herr von Perrot, Maire von Neufchatel und Präsident des Criminalgerichts in die Gefängnisse, um den wegen politischen Vergehen Eingekerkerten, die sogenannte Amnestie zu verkündigen, mit welcher der König von Preußen, in seiner unerschöpflichen Güte, sie zu begnadigen geruhte. Diese Magistratsperson legte den Unglücklichen einen Eid auf, nach welchem sie auf den königlichen Scepter zu schwören hatten: „daß sie an der Person ihrer Richter sich nicht zu rächen suchen; daß sie keinen Groll, gegen wen es auch sei, bewahren: daß sie ihrem Gefängnisse Treue hüten, und während der ganzen Zeit ihrer Gefangenschaft kein Mittel zur Flucht versuchen wollen.“ Alle Gefangenen sprachen die Eidesformel aus: nur Dubois, der zum Tode verurtheilt, dessen Strafe aber in lebenslängliche Gefangenschaft mit beständiger Zwangsarbeit verwandelt worden war, weigerte sich zu schwören; dieser unglückliche Patriot, als man ihm den Scepter vorhielt, erklärte, daß er sich ein solches Gelöbniß nicht auflegen könnte. Auf eine zweite Aufforderung, wiederholte Weigerung, worauf der Maire befahl Dubois in das Gefängniß zurückzuführen.“

„Fünf Minuten später, fielen auf einen Befehl des Maires, zwei Gensd'armes über Dubois her, knebelten ihn, legten ihm Handschellen an, schleppten ihn die Treppe hinunter, zerrten ihn über den Gefängnißhof, und warfen ihn in ein Loch, das man den Käfig nennt, um vierzehn Tage, bei Wasser und Brod darin zu schmachten. Dieses Folter-Instrument, ganz genau nach dem Modelle desjenigen verfertigt, das der Kardinal de la Belue, auf Befehl Ludwig XI. ersonnen, ist ein Käfig von ohngefähr fünf und einem halben Fuß in's Gevierte, in dem man weder sitzen noch stehen kann, und in einem alten Thurme des Gefängnisses angebracht. Der Unglückliche, den man hineinsperrt, muß sich auf dem Stroh, das man ihm unterlegt niederkrümmen. Der Käfig ist aus starken Eichenbohlen gezimmert, empfängt nur ein wenig Licht durch die Fensteröffnung einer innern Thüre, und das blos, wenn eine äußere Thüre von Eisen, die den Eingang des Thurms schließt, geöffnet wird. Im Sommer kann der Unglückliche, den man in dieses Loch sperrt, es noch aushalten! aber im strengen Winter wird es unerträglich, da die Luft von allen Seiten eindringt. Auch wurde der unglückliche Dubois, nachdem er die Folter des Winterfrostes acht und vierzig Stunden ausgehalten, von dem Gefängnißwärter in dem erschrecklichen Zustande eines erfrornen Menschen gefunden. Er hatte keinen Puls mehr und war steif wie eine Leiche. Der Kerkermeister entsetzte sich über die Folgen dieser kannibalischen Grausamkeit, eilte fort, Decken und warme Speisen zu holen, und bemühte sich mit Hülfe seines Sohnes, das unglückliche Schlachtopfer in das Leben zurückzurufen. Gleich darauf setzte er den Maire von den Folgen seines barbarischen Befehls in Kenntniß. Dieser ließ Dubois in sein altes Gefängniß zurück bringen und forderte ihn von neuem auf, den verlangten Eid zu leisten. Der Gefangene mußte sich in sein schmachvolles Schicksal finden, doch bei sich wohl begreifend, daß ein solcher abgefolterter Eid nur Wort und Wind sei."

„Dieses ist die genaue Darstellung von der Lage des unglücklichen Dubois, die uns einer seiner Leidensgenossen, der glücklicher als er, nach Verlauf seiner Strafzeit, das Gefängniß verlassen durfte, mitgetheilt hat. Eidgenossen! Nach solchen Schandthaten dürfen wir nicht mehr allein die Henker von Modena und Lissabon verwünschen. Die Preußisch-Neufchateller Zwerg-Tyrannen, haben sich zur Höhe jener zu erheben gewußt. Das sind die Qualen, welche unsere Brüder in den Gefängnissen von Neufchatel, und alle die, welche die würdige Regierung dort noch hineinführen kann, täglich zu erdulden haben! Berner! das ist das Schicksal, welches jeden Augenblick Meuren bedroht. Und im Herzen der Schweiz mit seinen milden und patriarchalischen Sitten, und im Herzen der republikanischen Schweiz werden solche monarchisch-aristokratische Schandthaten geduldet."

Und warum sie nicht dulden, wenn sie aus so guten lieben Händen kommen? Der preußische Staat ist der glücklichste der Welt, er hat die allerbesten Schulen. Dort wird das Volk gründlich zum con=

stitutionellen Leben erzogen; in den Schulen muß die Freiheit von der Pike auf, vom a b c an dienen. Sie halten jetzt schon am a, b ab; im zwanzigsten Jahrhunderte kommen sie an das b, a ba und nach eben so viel Jahrhunderten als das Alphabet Buchstaben hat, werden die Reichsstände zusammengerufen. Was mich aber an dieser schönen Geschichte von dem Menschenkäfig am meisten ergötzte, war der Scepter, dieses heilige Kreuz, worauf man schwören ließ. Das ist ein Seitenstück zur Buße vor dem Bilde des Königs von Baiern. Die Despotie in Deutschland wird täglich orientalischer, romantischer, sie funkelt wie Smaragden und Rubinen. Man glaubt den Calderon, oder ein Mährchen aus tausend und einer Nacht zu lesen. Es kömmt noch dahin, daß man die Angeschuldigten kleiner Ketzereien in ein Krystall-Gefängniß sperren wird, oder sie zur Buße mit nackten Füßen auf Perlen wird gehen lassen — und daß man die Angeschuldigten großer Ketzereien, an einen Galgen von Sandelholz hängen wird.

— Schwamm herbei! Die erste Seite der deutschen Eselshaut ist sauber; jetzt zur zweiten. Ein Eßwaarenhändler in München "a l'honneur de prévenir la haute noblesse et le respectable public," daß er frische Trüffeln bekomme. Es ist das erste Mal, daß ich so etwas in französischer Sprache lese und es nimmt sich ganz gut aus. Aber nicht gut nimmt es sich aus, daß das verehrungswürdige Publikum so entsetzlich einfältig ist, so etwas zu dulden. Das verehrungswürdige Publikum sollte sich vereinigen, bei keinem Handelsmanne etwas zu kaufen, der die Frechheit hat in seinen Ankündigungen besonders von dem hohen Adel zu sprechen. Möchten sie doch endlich einmal zur Besinnung, endlich einmal zum Bewußtsein ihrer Macht kommen! Möchten sie doch endlich begreifen lernen, daß die Sitten mächtiger sind als die Gesetze, und daß nur die Gesetze in den Ständen des Adels sind, die Sitten aber in den Ständen des Volks! Wären die Sitten nicht mächtiger als die Gesetze, es stünde heute schlimm in Frankreich mit Freiheit und Gleichheit. Es gibt keinen entscheidenden Tag, es gibt kein Schlachtfeld, keinen großen Sieg der Freiheit. Ist eine Seite der Geschichte herabgeschrieben, werden die Zahlen addirt, und diese Summe nennt man eine Revo-

lution. Fällt das Buch wieder in die Hand des Feindes, glaubt er die Revolution vernichtet zu haben, wenn er jene Summe nicht als Transport auf die neue Seite setzt. Er meint die Rechnung von vorn anzufangen, er merkt nicht, daß die alte Rechnung fortgeht — er ist ein Esel. Aber seid Ihr keine Esel! Ihr werdet nie etwas zu addiren bekommen, wenn ihr nicht täglich aufschreibt, Brüche zu Brüchen, Zahlen zu Zahlen stellt. Es gibt nur Minuten, nur kleine Händel, kleine Zänkereien der Freiheit, Spottreden, Epigramme, Prügel, Ohrfeigen, Thüre hinaus, Treppe hinunter werfen. Aber jeder Tag hat vier und zwanzig Stunden, jede Familie hat fünf Seelen, und Ihr glaubt es nicht was fünf Seelen in vier und zwanzig Stunden verrichten können, wenn sie ernstlich und immer wollen ..... Du verehrungswürdiges Frankfurter Publikum — warum bist du denn so gar einfältig, dich in deinem Concertsaale auf die Hinterstüble zu setzen, und dem hohen Adel die Vordern zu überlassen? Thut das nicht, setzt euch selbst mit euern Weibern und Töchtern vorn hin. Zwar weiß ich, wie viel es einem bescheidenen Manne kostet, sich in einen öffentlichen Kampf mit der Eitelkeit einzulassen; aber es soll auch nicht Einer allein, alle Bürger sollen sich zugleich hervorstellen. Und werdet ihr auch verbannt, bringt der guten Sache das Opfer. Seid nicht demüthig, seid nicht blöde, seid nicht schwach. Eure Demuth ist ihr Hochmuth, eure Blödigkeit ist ihre Frechheit, eure Schwäche ist ihre Stärke. Geht jede Stunde einen Schritt, aber geht diesen Schritt jede Stunde, und ihr werdet bald an das Ziel gelangen.

— „Göttliche Gerechtigkeit wie — lange noch wirst du deine Blitze schlafen lassen?“ Sie glauben vielleicht, ich hätte das gesagt? O nein, es steht im Frankfurter französischen Journale und wird bei einer, ich weiß nicht mehr welcher, Gelegenheit ausgerufen, wo die Fürstenschaft oder der Adel irgend eine Schlappe bekommen. Das Wort ist schön, aber die ganze hohe deutsche Bundesversammlung, mit allen ihren Excellenzen, Grafen und Baronen, mit allen ihren Legationsräthen und Gesandtschafts-Sekretären, mit dem großen Heere ihrer besoldeten Zeitungsschreiber, hatte so etwas Schönes nicht sagen können, sie mußte sich erst einen

Franzosen dazu kommen lassen. Der versteht's! Er spricht wie wir, er macht unsere Stimme nach, er meint Gott wäre blind und harthörig wie der Patriarch Isaac, werde seinen spitzbübischen Sohn Jakob für seinen Erstgebornen halten und ihm seinen Segen geben. Wahrhaftig, es gefällt mir, daß sie selbst die schlafenden Blitze der Gerechtigkeit aufwecken!

Dritte Seite. Noch einmal Preußen. Prussia for ever. Die Preußische Regierung, wie jede germanischen Ursprungs — es ist des Tacitus wegen — besoldet Spione in Paris, um dort auf ihre geliebten treuen Unterthanen etwas Acht zu geben. Dagegen läßt sich nichts sagen, keine Monarchie kann der Spione entbehren, man lebt so lange man kann. Warum haben Republiken, warum haben Nordamerika, die Schweiz, die freien deutschen Städte keine Spione? Weil dort die Regierungen nicht zu befürchten brauchen, daß ihre Bürger einmal den Verstand verlieren und ihre freie Verfassung gegen einen Fürsten vertauschen möchten. Die Bewohner einer Monarchie aber wünschen sich einen Freistaat sobald sie zu Verstande kommen; je vernünftiger sie also werden, je mehr Spione braucht ein Fürst. Das ist also ganz in der Ordnung. Außerordentlich ist es aber, eine sehr außerordentliche Naivetät, daß eine Regierung es eingesteht und drucken läßt, sie treibe Spionerie, wie es die Preußische gethan.

Da ist ein gewisser Traxler in Köln, ein königlich Preußischer Paradiesvogel, ich meine: einer der Seligen im preußischen Paradiese, das so herrliche Rüben und Schulen hat — der ließ etwas in einem Pariser Blatte von der Seligkeit aller Rheinpreußen drucken und von ihrer Anbetung gegen die Mark Brandenburg. Die preußischen Behörden entdecken den Namen des Spaßvogels und sperrten den Traxler in einen Käfig. Ein Gefängniß ist die beste Widerlegung aller Sophismen, es ist die wahre Schule der Logik. Der Temps (darin standen die Artikel) fragte: wie denn die preußische Regierung ohne Verletzung des Briefgeheimnisses ihren Correspondenten habe entdecken können? Der Preußische Advokat antwortete: Briefe öffnen! Pfui! so etwas erlaubt sich seine Herrschaft nicht; aber den klugen Maßregeln unseres Gouvernements ist es

zuzuschreiben, daß man endlich durch Vermittlung eines Agenten der Pariser Polizei, die Originalbriefe des Traxler und mehrere von andern ähnlichen unnützen Gesellen, für Pariser ultraliberale Blätter bestimmt, erhielt.... Der deutlichste Beweis, mit welchem Vertrauen diese Radicalreformers und Lügenverbreiter unsere Regierung verehren, daß sie nicht Scheu trugen ihre Correspondenzen frank und frei durch die Post an die vollständigen Adressen der Zeitungs-Büreaus abgeben zu lassen ..... Nur von Traxler's Briefen wurde bis jetzt erst Gebrauch gemacht, die andern sind wohl noch aufgespart zur gelegenen Zeit..... Die Landesgesetze dürften dies wahrhaft verbrecherische Treiben leicht als landesverrätherisch betrachten und eine Strafe bestimmen, welche, als Warnung für ähnliche Briefsteller, der Strenge und des Ernstes nicht entbehren wird."

Unnütze Gesellen, Lügenverbreiter — das ist der Oden-Styl monarchischer Begeisterung; mit dem wollen wir nicht rechten; der preußische Correspondent, als er so schrieb, kam vielleicht eben vom Tische. Wir wollen uns an die Prosa halten. Die klugen Maßregeln der preußischen Regierung sind bewunderungswürdig! Der große Friedrich mit seinen herrlich blauen Augen stand vor mir, aber ob er lachte oder weinte, konnte ich nicht unterscheiden; denn schnell verhüllte er sich das Gesicht, als ich von seinen Enkeln erzählte ... Als einen Beweis der Verehrung, als ein Zeichen des Vertrauens sieht es die preußische Regierung an, wenn ihre Unterthanen sie nicht für so niederträchtig halten, daß sie die Briefe öffne! So sind alle Monarchien. Jede monarchische Regierung will für jedes Unrecht, mit welchem sie ihre Unterthanen verschont, gelobt sein; dann soll man ihre Gerechtigkeit preisen. Jedes Gut, das sie ihren Unterthanen nicht raubt, will sie als Geschenk betrachtet wissen, wofür man Dank schuldig sei. Wenn sie den Bürgern erlaubt, jedem, so gut er es versteht, den Weg seines Glückes zu verfolgen, seinem Wohlstande nachzugehen, wenn sie ja einmal nicht hindert, rühmt sie sich, Wohlstand über das Land zu verbreiten und die Selbsthuldigung nimmt kein Ende. Das ist wörtlich wahr. War doch neulich

in einem Russischen Zeitungsartikel zu lesen: „Die Polen hatten alle ihre moralischen und physischen Kräfte der Regierung zu verdanken, die sie schmählich verriethen, ob sie ihnen gleich die Mittel verschafft hat, mit denen ein achtmonatlicher blutiger Krieg geführt ward.“ Wenn ein unglückliches Volk, nachdem es die Tyrannei ausgesogen, noch so viel Kraft behielt, sich der Tyrannei zu widersetzen, wird ihm das als Verbrechen, als Undank angerechnet! Nichts haben sie den Polen übrig gelassen; aber um für die Freiheit zu kämpfen braucht es keiner andern Waffe, als der Liebe zu ihr.

Ist das nicht artig, wenn der Preußische Advokat sagt: nur den Traxler habe man einstweilen vorgenommen, die andern gleich schuldigen Pariser Correspondenten werden zur gelegenen Zeit aufgespart? Das ist Gerechtigkeit! Sie sind wohl noch nicht fett genug die Andern? Ihr verwahrt sie wohl für eueren nächsten Freiheits-Schmaus? Und: die Gesetze — dürften — leicht — eine Strafe bestimmen — die des Ernstes nicht entbehren wird! Also das Gesetz ist Richter, das Gesetz wird bestimmen! O mein Friedrich!

Mittwoch, den 23. Januar.

. . . . . Schicken Sie mir Ihre Sachen, ich werde nicht grob sein, wenigstens diese Woche nicht mehr, ich bin ganz erschöpft.

Ich freue mich, daß dem *** meine Briefe so gut gefallen. Ich will auch auf die Jugend wirken; wir Alten sind keines Punkts auf dem i der Freiheit würdig. Grüßen Sie ihn herzlich von mir und seine Frau, und sie sollen der *** mehr Zucker in den Thee werfen, damit sie nicht so sauer spreche. — Glauben Sie ja keinem, der sagt, ich wäre kein Gelehrter; das ist boshafte Verläumdung.

Sechsunddreißigster Brief.

Paris, Freitag, den 25. Januar 1833.

Wenn ich nur den bösen Zauber begreifen könnte, der die Italiener hier verhindert, den Don Juan gehörig zu Stande zu bringen. Man spielte ihn vor einigen Tagen wieder und ich habe mich gelangweilt wie immer. Es ist Mozart's Musik; aber ohne ihren Geist. Es ist die nämliche Gestalt, Haltung, Farbe; aber ohne Leben. Es ist eine Wachsfigur, es ist gemaltes Feuer. Ich wollte unser Guhr käme einmal hierher und suchte dem ungläubigen Orchester etwas Religion beizubringen.

Als ich gestern über den Boulevard St. Antoine, der jetzt Boulevard Beaumarchais heißt, spazieren ging, sah ich mir genau drei Häuser an, die nicht weit von einander liegen. Ich sah hinein, hinauf, und da es alle drei Eckhäuser sind, machte ich die Runde um sie, ganz wie ein Dieb, der kundschaften will, auf welche beste Art er in der Nacht einsteigen könnte. In diesen Häusern wohnten einst berühmte Menschen. Solche verödete Wohnstätten rühren mich mehr als die Gräber, auf dem Kirchhofe. Dort war früher nichts und jetzt lebt da der Tod, es ist eine Art Geburt. Hier aber war früher alles, und jetzt ist das Leben todt, da ist die wahre Vernichtung. Und welches Leben war in diesen Häusern! Alle Lust und aller Schmerz des Daseins; alle Weisheit und alle Thorheit des Lebens; Reichthum, Armuth, die Freuden der Jugend, die Leiden des Alters, Witz, Geist, Aberglaube, Philosophie, Edelmuth, Gaunerei, Freundschaft, Treue und Verrath, aristokratische Verderbniß und demokratische Wuth, zwei Jahrhunderte und beide verraucht, und das ganze Paradies und die ganze Hölle, die zwischen der glücklichen und unglücklichen Liebe liegen. Jetzt wird in allen drei gemeine Krämerei getrieben!

In dem ersten Hause hat Cagliostro gewohnt. Es sieht et-

was labyrinthisch und theatralisch aus und ist ganz geeignet zu einem Schauplatze für Geisterbeschwörungen, Goldmacherei, Somnambulistischen Spuk und andere Täuschungen. Goethe's aristokratische Verstocktheit nnd beispiellos enge Hofbeschränkung wurden mir durch nichts klarer als durch die falsche Ansicht, unter welcher er das Leben des Cagliostro und die Halsbandgeschichte betrachtete. Er sah sie als revolutionaire Erscheinungen, als die ersten Blitze an, mit welchen das Weltgewitter begann. Und sie waren gerade das Gegentheil: das helle Aufflackern einer verlöschenden Zeit. Cagliostro's Treiben war eine Parodie der monarchischen Taschenschauspielerkunst. Ganz wie er, zu gleichen Zwecken und mit gleichen Mitteln, haben die Fürsten aller Zeiten die Völker aller Länder betrogen, so oft wegen unzureichender Macht die List nöthig geworden. Die Halsbandgeschichte war die Sittenverderbniß aller Höfe, nur daß sie hier zum ersten Male öffentlich geworden. Freilich wenn wahr ist, was neulich die Monteskikelchen an der Ilm und der Saale, die edlen Ritter des Thüringer Waldes, die Großherzoglich-Sachsen-Weimar-Eisnach-Moskowitsche Adelskammer behauptet: Daß Oeffentlichkeit der Anfang aller Revolutionen gewesen — dann war die Halsbandgeschichte wohl eine revolutionaire Erscheinung. Aber an wem die Schuld, wenn keine Monarchie die Oeffentlichkeit ertragen kann?

Das andere Haus gehörte einst der Ninon de l'Enclos, der schönen Magdalena — ohne Reue — die alle die unendliche Barmherzigkeit Gottes erschöpfen muß, wenn er ihr so viel vergeben will als sie geliebt hat. Ihre Zeitgenossen wunderten sich, daß sie noch im höchsten Alter Bewunderer gefunden. Wie würden diese erst erstaunen, wenn sie heute lebten, und sähen, daß noch jetzt, nachdem Ninon länger als hundert Jahre todt ist, noch jeder Mann von Gefühl sie liebt? Es ist ein großer Streit unter den Gelehrten, in welchem Alter Ninon zum letzten Male glücklich gewesen, ob in ihrem siebenzigsten oder in ihrem achtzigsten Jahre. Ich glaube aber weder das eine noch das andere; denn sie war neunzig Jahre alt als sie starb. Chesterfield fragte einmal eine Dame von vierundsiebenzig Jahren, in welchem Alter die Frauen zu lieben aufhörten? Diese erwiederte: Mylord, daß weiß ich nicht, Sie müssen eine ältere

fragen. Ninon's Haus hat drei Seiten, die nach drei verschiedenen Straßen gehen. Vorn nach dem Boulevard ist eine Hofmauer, vielleicht früher eine Gartenmauer, die zwei Pavillons verbindet. Den einen, garstig roth angestrichen, verunziert eine Weinschenke der gemeinsten Art. Zu dem andern, höher auf einer Terrasse gelegen, der einen Balkon hat, davon herunter zu springen, führt von der Straße aus eine kleine, holde, anliebelnde Treppe, so eng, daß in dunkler Nacht ein gehender und ein kommender Liebhaber sich unmöglich hätten ausweichen können. Doch für solche Fälle war gesorgt. Auf der entgegengesetzten Seite nach einer andern Straße, hat das Haus noch eine Thüre. Da ist der Haupt-Eingang, das Thor. Jetzt hängt eine Tafel davor : *Apartement à louer.* Wie würde Ninon darüber lachen, wenn sie das läse. Ein nicht-möblirtes Apartement, also nur jahrweise zu vermiethen. Sie hat ihr Haus oft genug vermiethet ; aber die längste Miethzeit war nicht länger als ein Tag unserer Antipoden. Das Haus hat ungewöhnlich viele Fenster, welche die ganze Höhe der Zimmer einnehmen, und von denen jetzt mehr als die Hälfte vermauert sind. Diese vielen Fenster gehören zu dem Nachruhme der Ninon. Sie heuchelte nicht ; in welchem Zimmer, in welchem Winkel sie auch war, es konnte ihr jeder Nachbar in das Herz sehen. Sie war so edel, daß, sobald ein Mann ihre Gunst erhielt, er das Recht ihr ein Geschenk zu machen auf immer verlor. Edel und doch gestorben — wie traurig ! Aber es sterben auch gewöhnliche Menschen, die nichts haben als das Leben, und das ist noch trauriger.

Das dritte Haus war das von Beaumarchais. Dieses suchte ich eigentlich auf, die andern sah ich nur im Vorübergehen. Ich hatte eine Wallfahrt dahin gelobt, als ich einige Tage vorher im Théâtre Français, Figaro's Hochzeit aufführen gesehen. Das Haus liegt oder lag vielmehr am Ende des Boulevards und am Eingang der Vorstadt St. Antoine, sehr bezeichnend als Grenze zwischen Monarchie und Republik, wie Beaumarchais selbst eine war. Das Haus, der Garten, einst zu den Merkwürdigkeiten von Paris gehörend, die jeder Fremde zu sehen eilte, sind verschwunden. Nur die Gartenmauern stehen noch, hoch, mit Fratzenmäulern zum Abflusse

des Wassers versehen; es scheint der Garten lag auf einer Terrasse. Auch noch ein Lusthäuschen hat sich erhalten, von launischer Bauart, einen reichen Besitzer verrathend. Ich trat in den geräumigen Hof. Dieser umschließt jetzt ein neues Gebäude zur Salzniederlage bestimmt. Salz — Beaumarchais — es ist ein Erbe der seiner nicht ganz unwürdig ist. Beaumarchais gehörte zum Salze seiner Zeit. Unser heutiges Leben hat kein Gewürz mehr, es ist wie ein Kinderbrei. Auch ist jetzt die Menschheit ein Kind, das in die Schule geht. Nichts trauriger als eine solche Zeit der Entwickelung und der Lehre, wie die unsere, und die schon ein halbes Jahrhundert dauert. Man ist da immer entweder zu jung oder zu alt. Ist man zu jung, ist man gedankenlos, und die Zeit geht einem verloren; ist man zu alt, ist man sorgenvoll und man geht selbst verloren. In der ganzen französischen Geschichte war das achtzehnte Jahrhundert gewiß das glücklichste für alle genußliebenden Menschen, Philosophen und Müssiggänger. Wer aber von jenen Menschen, beim Ausbruche der Revolution, sich und die Freiheit verstanden, hätte sich unter den Trümmern der Bastille müssen begraben lassen. Auch unter den Ehen, welche die Liebe geschlossen, gibt es Glückliche, wenn auch selten; aber wer die Freiheit geheirathet, nachdem er sie als Jungfrau geliebt, ist immer unglücklich. Natürlich. Die Wehen der Zeiten kommen *nach* den Geburten und man *erkauft* die Vater- und Mutterfreuden nicht mit Angst und Schmerzen, sondern man *bezahlt* sie damit, nachdem man sie schon genossen. Beaumarchais war nicht so glücklich einen Tag nach der Monarchie zu sterben. Er lebte lange in die Revolution hinein, hörte ihre Versprechungen, erfuhr ihre Täuschungen, dann starb er und sah ihre Erfüllungen nicht mehr.

Es ist merkwürdig, wie aller Geist der Menschen nichts hilft, wenn der Geist der Zeiten sich ändert. In *einer* Nacht war Beaumarchais ein Dummkopf geworden; in einer Nacht hatte er allen seinen schönen Muth, seine Klugheit, seine Gewandtheit, seine sonst so unerschütterliche Festigkeit verloren.

Mit dem Kriege des Lebens hatten sich die Rüstungen des Lebens geändert, und die Revolution fand Beaumarchais wie im Schlafrocke. Wie wäre es erst Voltaire ergangen, der so viel waffenreicher als

Beaumarchais, sich so viel wehrloser gefühlt hätte! Sie kennen Beaumarchais als Schriftsteller, aber wissen vielleicht nicht, daß er einer der größten und thätigsten Geschäftsmänner, einer der unternehmendsten Köpfe, einer der feinsten Hofleute und gewandtsten Weltleute gewesen, und daß er in allen Verlegenheiten, in allen Gefahren des geselligen und bürgerlichen Lebens, immer den größten Muth und eine bewunderungswürdige Geistesgegenwart gezeigt. Sein Abentheuer mit Clavigo in Spanien ist durch Goethe bekannt geworden; aber erst gestern habe ich aus seinen hinterlassenen Briefen erfahren, wie er einst ganz allein in einem Walde bei Nürnberg von Räubern angefallen worden, und, ob zwar schwer verwundet, sich durch seine Unerschrockenheit und Tapferkeit gerettet hatte, nachdem er einen der Räuber niedergestoßen, die andern verjagt. Er war zugleich ein Ouvrard und ein Voltaire. Durch seine kühnen unglücklichen Handelsunternehmungen ward er einer der reichsten Männer von Frankreich. Im amerikanischen Freiheitskriege machte er den Insurgenten, im Einverständnisse mit der französischen Regierung, große Waffenlieferungen. Da gab es nun, wie immer bei solchen Unternehmungen, Kapereien, Schiffbrüche, verzögerte oder verweigerte Bezahlungen. Beaumarchais, durch seine Gewandtheit, wußte aus allen diesen Verwicklungen sich zu seinem Vortheile zu ziehen. Nun, dieser nämliche Beaumarchais zeigte sich in der Revolution unerfahren wie ein Kind, feige wie ein deutscher Stubengelehrter. Er unternahm auch für die revolutionäre Regierung Gewehrlieferungen; verlor aber nicht allein sein Geld, sondern fast auch seinen Kopf darüber. Früher hatte er es mit Ministern einer absoluten Monarchie zu thun. Die Kabinetsthüren solcher Großen schließen und öffnen sich jedem leicht und sanft, der Schlösser und Angeln zu ölen versteht. Später hatte es Beaumarchais mit *ehrlichen*, das heißt mit *gefährlichen* Leuten zu thun; das wußte er nicht zu unterscheiden und ging zu Grunde darüber.

Man hörte, daß er im Auslande Waffen aufkaufte, und er kam in Verdacht, dieses für Rechnung der Feinde zu thun; das Gerücht verbreitet sich im Volke. In einer Nacht stürmten die Vorstädter, Racheglühend sein Haus. Sie schrieen, es wären Waffen darin ver-

steckt. Beaumarchais flüchtete sich in Todesfurcht. Das ganze Haus wurde umgekehrt, die Erde des Gartens wurde tief aufgewühlt; man fand nichts. Besonders die Weiber des heiligen Antonius waren wie rasend. Man hat sie oft die Furien der Revolution genannt; aber nein, sie waren die Rachefurien der Monarchie, sie kamen hinter der Sünde. Die Feinde der Freiheit möchten gern die Strafe für das Verbrechen erscheinen lassen. Die angstzitternden Diener Beaumarchais' waren im Hause zurückgeblieben, und konnten später ihrem Herrn von dem Hergange erzählen. In dem reichen und vollen Hause wurde nichts entwendet, auch nicht von dem Werthe eines Pfennigs. Kein Glas Wein wurde angenommen, die Wuthentbrannten löschten ihren Durst mit Wasser. Der zerlumpte Kerl, der die Rotte anführte, erklärte es würde jeder niedergestochen, der nur etwas anrühre.

Eine Frau hatte im Garten eine Nelke abgebrochen; sie bekam dreißig Ohrfeigen, und wäre beinahe im Springbrunnen ersäuft worden. Als Beaumarchais den andern Morgen in sein Haus zurückkehrte, war er erstaunt, alle seine Schätze wiederzufinden. Er war erstaunt — so wenig verstand er die Revolution, er, der doch selbst dreißig Jahre daran gearbeitet! Er starb 1799 in seinem siebenzigsten Jahre, bei ungeschwächter Kraft des Körpers und des Geistes; nur seine Heiterkeit hatte er verloren. Ein Freund, der ihn noch wenige Stunden vor seinem Tode, ohne das geringste Zeichen von Uebelbefinden gesehen, äußerte die Vermuthung, er möchte sich freiwillig das Leben geraubt haben. Beaumarchais sagte ihm beim Scheiden: „Ich bin nicht neugierig mehr" ... Und wo sich dieses alles begab, wo solch eine Welt von Leben lebte, wird jetzt Kochsalz verkauft! Ich bin gestört worden, sonst hätte ich Ihnen noch von der Aufführung des Figaro gesprochen. Aber ich thue es in meinem Nächsten.

Samstag, den 26. Januar.

..... **Nun, das ist schön, daß Sie mir nachkommen und von meiner Weisheit zu erfahren wünschen, was von den türkischen Ange-**

legenheiten zu halten sei. Seit acht Tagen suche ich das mit aller Macht zurückzustoßen. Ich habe schon an Europa schwer zu tragen und jetzt soll ich gar noch den Orient auf mich laden! Das halte ich nicht aus. Und daß Sie es nur wissen: mir hat der Zorn der Götter, das böse Geschick, oder wie man es nennen will, jetzt eine Herkules-Arbeit zugeworfen, die alle meine Kraft verzehrt. Ich schreibe Ihnen ein andermal davon; die Geschichte ist merkwürdig, aber weitläufig. Nur so viel in der Kürze: Die eilfte Plage Aegyptens ist über mich gekommen; ich habe seit einiger Zeit die Pflicht, eine junge schöne Frau, fast noch ein Kind, die vor einigen Monaten geheirathet hat, in ihrer schrecklichen Eifersucht über eine erträumte Geliebte ihres Mannes zu beruhigen, und sie nennt mich alle fünf Minuten ihren *respectable ami*. Augen, roth und naß vor Liebe, und ich bin ihr ein *respectable ami*, ein Schneemann, an dem sie ihren heißen Schmerz abkühlen will! Braucht es da noch des halben Mondes, um mich rasend zu machen? Ich verwünsche Sonne, Mond und Sterne und die ganze dumme Astronomie, die mich zum *respectable ami* gemacht. Doch genug für heute.

Siebenunddreißigster Brief.

Paris, Samstag, den 26. Januar 1833.

In der Hochzeit des Figaro spielte die alte Mars die Susanna. So etwas kann mich zugleich betrübt und zornig machen. Wenn ausgezeichnete Menschen, von ächten und anerkannten Verdiensten, sich solche kleine Eitelkeiten erlauben, was bleibt dann der Gemeinheit übrig? Sechszig Jahre ist sie alt und übernimmt eine Rolle, für die man schon im dreißigsten nicht jung genug mehr ist.

Eine Frau, welche die seltene glückliche Natur einer Ninon hätte, könnte vielleicht in ihrem sechezigsten Jahr noch eine Susanne sein; aber eine spielen — niemals. Und was mir am schlimmsten schien, war: daß die Mars besonnen genug blieb, ihr Vermögen zu berechnen, und aus Furcht es zu übersteigen, es nicht einmal zu erreichen wagte. Sie stand nun da in ihrer edlen Art, wie eine betagte Königin und wagte, besorgt die Majestät ihrer Würde oder ihres Alters zu verletzen, nicht die kleinste jugendlich heitere Bewegung, die sich doch selbst eine betagte Königin zuweilen erlauben dürfte. Sie hatte so eine vornehme Haltung, daß die Gräfin als Kammermädchen neben ihr erschien, und es war ganz wunderlich zu sehen, wenn die Dienerin saß und die Gebieterin neben ihr stand. Wenn Figaro oder der Page ihr einen Kuß raubte, ließ sie es geschehen, wie ein Spalier, von dem Knaben eine Birne abreißen. Diese Nachsicht, die freilich ein gebildetes Publikum überall mit einer beliebten Schauspielerin hat, finde ich kaum löblich. Gewiß ist es für Menschen von Gefühl eine rührende Vorstellung, sich zu ihrem Vergnügen eine Künstlerin bemühen zu sehen, die einst ihre Väter entzückt hat. Aber wir müssen auch an unsere Kinder denken, und aus Dankbarkeit für den Genuß, den unsere Eltern gehabt, nicht den Enkeln den Genuß entziehen. Wenn, wie es an vielen Orten geschieht, eine Schauspielerin eine jugendliche Rolle zwanzig Jahr zu lange behauptet, so werden dadurch die jungen Künstlerinnen in ihrer Ausbildung zurückgehalten, und oft stirbt darüber ein ganzes Theatergeschlecht aus, das die bedeutendsten Rollen nie auf neue würdige Art darstellen sah.

Aber wie viel strenger noch als es geschehen, hätte ich die Mars beurtheilt, hätte nicht eine gewisse Ehrfurcht meinen Tadel bescheidener gemacht. An dem nämlichen Tage, da man Figaro aufführte, war es aus den Zeitungen bekannt geworden, daß die Mars von einem ihrer ehemaligen Liebhaber unvermuthet eine Erbschaft von vierzigtausend Franken Renten gemacht habe. Das Geld ist der wahre Kothurn, die Mars kam mir zuweilen erhaben vor. Diese Erbschaftsgeschichte ist sehr merkwürdig und voller Moral und Philosophie; sogar etwas Religion kömmt darin vor. Sollten Sie vielleicht in der Zeitung diese Geschichte nicht gelesen haben, schreiben Sie mir es, ich

erzähle sie Ihnen dann. Damit Sie aber während der vierzehn Tage, die darüber hingehen werden, keine üble Meinung von der Mars hegen, will ich Ihnen gleich erklären, was hier unter Liebhaber zu verstehen sei. Der alte Herr, der unsere Susanna zur Erbin eingesetzt, war ihr Liebhaber, wie man keinem Bettler wehren kann, der Liebhaber jeder Königin zu sein. Er hatte sie, aber sie hatte ihn nicht lieb. Sie gab ihm kein Gehör und nie Zutritt in ihr Haus. Aber ein edler Mann rächt sich für weibliche Grausamkeit nie anders, als durch ein Geschenk von vierzig tausend Franken Renten.

Die Rolle des Figaro wurde von Monrose ganz unleidlich dargestellt. Dieser Monrose ist sonst einer der besten Schauspieler des Théâtre Français, besonders ausgezeichnet in den spitzbübischen Bedienten der Stücke Moliere's. Aber eben die metallene Gefühllosigkeit und Unverschämtheit jener spitzbübischen Bedienten wußte er nicht los zu werden, und Figaro's Geist, Grazie und Sentimentalität verstand er nicht aufzufassen, oder verstand sie nicht darzustellen. Die Melodie seines Spiels und Beaumarchais' Worte paßten gar nicht zusammen. So war diese Aufführung eine der langweiligsten, die man sich denken kann, und was die Unlust noch vermehrte, war die Schläfrigkeit des Publikums, dessen rege Theilnahme durch Lob und Tadel eigentlich die Pariser Komödie so anziehend macht. Doch eben diese Apathie der Zuschauer interessirte mich auf eine andere Art und beschäftigte mich den ganzen Abend. Man besuche einen Freund in seiner Krankheit oder in den Tagen seiner Wiedergenesung, da hört er nicht auf von seinen Schmerzen oder von seiner Erleichterung zu sprechen, zu jammern oder zu lächeln; man besuche ihn vier Wochen später und frage ihn wie er sich befindet — er versteht die Frage nicht mehr. Ganz so erschien mir das heutige Frankreich, wenn ich es mit dem des achtzehnten Jahrhunderts, mit dem Frankreich Beaumarchais verglich. Es hat seine Schmerzen, seine Genesung, seinen Arzt und seine Gesundheit vergessen. Jener Figaro, jenes große Zeughaus voll Spott, Tadel, Witz, Humor und Satyre, das einst eine Welt gegen eine Welt bewaffnete, was ist aus ihm geworden? Verschmähtes Kinderspielwerk; das erwachsene Volk hat keine Freude mehr daran. Wo sonst der Sturm des Beifalls tobte, da war es still; man klatschte

nicht, man lächelte kaum. 1785 kam das Stück auf die Bühne, 1789 wurde es unter freiem Himmel aufgeführt. Beaumarchais hatte die Möbel der Monarchie mit zarter Pfauenfeder leicht abgestäubt; fünf Jahre später zerschlug die Nationalversammlung die Möbel, und bald stürzte das leere Haus zusammen. Staub ist die Schminke jeder alten Monarchie; den fort, und man sieht ihre Runzeln, ihr garstiges Pergament, und sie wird ein Spott der Jugend.

Figaro's Hochzeit war eine Welt-Komödie, bildete Epoche in der großen und majestätischen Geschichte Frankreichs. Und kömmt mir einer und kauderwelscht von Demagogen, von Volksverführern, von Zeitungsschreibern, von Lügenverbreitern, von Revolutions-Fabrikanten: so will ich ihm beweisen, bis er roth wird, daß Ludwig XIV., indem er die Aufführung des Tartüffe, und Ludwig XVI., indem er die Aufführung des Figaro gestattete — jener der Geistlichkeit, dieser dem Adel die erste Wunde beigebracht, und daß es also zwei französische Könige gewesen, welche die französische Revolution herbeigeführt. Denn Adel und Geistlichkeit sind die beiden Enden des Balancier-Baumes der Fürsten, da jede Regierung, die nicht auf dem Boden des Volkes ruht, jede monarchische Regierung nur Seiltänzerei ist; fort die Stange, plauz der König!

Und hierin ist wieder etwas, das meine deutsche Hoffnung bis zur Unsichtbarkeit entfernt, und meine Ungeduld und Verzweiflung vermehrt. Wir haben keinen Figaro auf der deutschen Bühne, wir werden nie einen bekommen, denn man wird nie seine Aufführung erlauben. Und kömmt einmal die Zeit, daß man zu einem solchen Stücke keine Erlaubniß mehr gebraucht, braucht man auch das Stück nicht mehr. Um gerecht zu sein, muß man sagen: die Könige aus dem Hause Bourbon hatten Alle etwas königliches; in einer verdorbenen Zeit gingen ihnen Gerechtigkeit und Menschlichkeit nie ganz verloren; der Hof hatte sie, sie hatten nicht den Hof verdorben, und sie blieben immer die besten unter den Hofleuten. Um gerechter zu sein muß man sagen; der französische Adel des achtzehnten Jahrhunderts war gebildet, geistreich, von milden Sitten und weit entfernt von dem düstern Hochmuthe des deutschen Adels. Darum aber weil sie so ge-

wesen, sahen sie die Revolution nicht kommen und gingen ihrem Verderben entgegen. Unsere Fürsten und unsere Edelleute spotten jetzt über solche Verblendung und überheben sich ihrer eigenen Weisheit. Sie mögen spotten. Wenn sich ein Erdbeben naht, das wittert der tiefsinnigste Naturforscher nicht; aber die Hunde werden gleich unruhig und heulen.

Es ist noch etwas Anders was die deutschen Verhältnisse so mißlich macht, weil es der Freiheit ihre besten Waffen raubt: die Kunst und die Wissenschaft. Unsere Gelehrten, Schriftsteller und Dichter haben keinen Zutritt in die höhern Stände; weil unser hochmüthiger und geistloser Adel sie zugleich verachtet und fürchtet. Und geschieht es selten einmal, daß man sie nicht zurückstößt, sind sie blöde und unbeholfen, weil sie arm sind, und sie den Muth und den Stolz nicht gewinnen können, den nur die Unabhängigkeit gibt. Beaumarchais, der Sohn eines bürgerlichen Uhrmachers, seinen Geist zum Passe, dem damals kein Minister, keine Excellenz, kein Edelmann das Visa zu verweigern die Unverschämtheit hatte, drang durch seine Gewandtheit bis zu den Stufen des Thrones vor, und erhob sich zu einem der reichsten Männer Frankreichs. Als Figaro erschien, sagte man: es habe dem Dichter weniger Geist gekostet das Stück zu schreiben, als es auf die Bühne zu bringen. Was hat Beaumarchais nicht Alles gethan und geduldet, um seinen Zweck zu erreichen! Unser Raupach hielte solch ein schleichend Nervenfieber keine vier Wochen aus. Zuerst las Beaumarchais seine Komödie in allen Salons, Boudoirs und Kabinetten vor und bettelte sich einen Reichthum von den schönsten, mächtigsten und galantesten Stimmen zusammen. Die Kabale war umgarnt, ehe sie sich dessen versah. Dann legte er das Stück der Prüfung von neun verschiedenen Censoren vor, die es Alle einer nach dem andern prüften, und nach den vollzogenen Aenderungen, die sie zur Bedingung machten, genehmigten. Aber noch standen hohe Berge von Hindernissen im Wege. Beaumarchais wandte sich an die Minister und bat, sie möchten ein Tribunal von Akademikern, Censoren, Schriftstellern, Welt- und Hofleuten errichten, die das Lustspiel lesen und prüfen möchten. Das geschah. Es wurde gelesen, geprüft, berathschlagt, wieder verbessert und endlich genehmigt. Er war noch

weit vom Ziel. Da wandte er sich an den König. Dieser beschloß, zu besserer Prüfung das Stück auf einem Hoftheater vor einem Ausschusse von Zuschauern, an welchen nichts mehr zu verderben ist, spielen zu lassen. Der Tag der Aufführung war schon bestimmt, die Zuschauer waren eingeladen, die Schauspieler angekleidet, die Lichter brannten, die Straßen waren mit Equipagen bedeckt — da kommen neue königliche Skrupel, und es wurde Alles wieder abbestellt. Endlich kam der Krönungstag seiner Beharrlichkeit und Figaro betrat die Bühne.

Der Grund ihrer Widersetzlichkeit, den damals die Gegner Beaumarchais' anführten, oder der Vorwand, den sie gebrauchten, war weniger die politische Bedeutung der Komödie, als ihre sittliche Ausgelassenheit. So urtheilten leichtsinnige Franzosen. Aber ein nordischer Fürst, der damals in Paris war, eine deutsch-solide, edelmännische Natur, die zu abgehärtet in jeder Tugend ist, um das verbuhlte Lüftchen eines unsittlichen Wortes nur zu fühlen, fand gleich den wahren gefährlichen Punkt auf. Der König von Schweden der damals in Paris war, sagte zu Maria Antoinette: "Cette comédie n'est pas indécente, mais insolente." Er meinte die Keckheit, mit welcher darin die Schwächen der Regierungen und des Adels verspottet wurden. Der weise Fürst hatte es genau errathen. Sechs Jahre später lernte er in seinem eignen Lande die Bescheidenheit des Adels, der Unverschämtheit des Bürgerstandes gegenüber, kennen und schätzen. Auf einem Hof-Maskenballe, unter fröhlich rauschender Musik, unter Tanz, Scherz und Lachen, umwölkt von dem Dampfe des Punschnapfs, fiel Gustav III. meuchelmörderisch von den Händen seines treuen und insolenzwidrigen Adels. Gift, Dolch, Kugel und Schnur, sind freilich bescheidenere Wege als Figaro's Monologen, eine Regierung zurecht zu weisen. Heinrich IV., Gustav III., Paul I. fielen von edlen Mörderhänden; kaum ein Land, das nicht einen Fürsten gehabt, der das Racheopfer des Adels oder der Geistlichkeit geworden. Aber solche Tage sind keine *jours funestes et à jamais déplorables*, die man bei jeder Wiederkehr mit Trauer und Buße begeht. Wenn Adel und Pfaffheit einen König m e u c h e l - m o r d e n, so ist das ehrwürdiger R i c h t e r S p u r; wenn aber,

wie es nur zweimal geschehen, nach tausendjähriger Geduld, ein Volk seinen König richtet, ist das schnöder Meuchelmord, ein *jour funeste et à jamais déplorable!* Das sagen Adel und Geistlichkeit, die ihre Privilegien klug zu wahren wissen.

Dienstag, den 29. Januar 1833.

Ein Abbe Chatel in Paris hat seit der letzten Revolution eine neue Kirche unter den Namen *Eglise catholique française primaticale* gegründet. Sie erklärt sich unabhängig von dem Papste und führt nach und nach wichtige Verbesserungen in die Glaubenslehre und den Gottesdienst ein. Die Anhänger dieser Kirche vermehren sich täglich. Kürzlich wurde darin eine musikalische Messe zum Andenken Moliere's, Talma's, Philipp's de Raucourt und aller andern Schauspieler und Schauspielerinnen gefeiert, welchen zur Zeit ihres Todes die katholische Kirche ein christliches Begräbniß verweigert hatte. Der Teufel mag sich freuen über eine solche späte Genugthuung; mich macht das immer toll. Die Freunde und Anverwandten Moliere's und der Andern, jetzt selbst todt — erfahren sie denn von der heutigen Wiederherstellung, gibt sie ihnen Trost, lindert sie den alten Schmerz den sie gefühlt, als die ewig tückische und Liebe heuchelnde katholische Kirche, die Leiche eines guten Menschen beschimpfte und hinaus in den Koth der Gasse warf? Jetzt kommen sie und das ist mein ewiger Jammer! Seit drei Jahrhunderten peinigen sich die Völker ab, ihre unwissenden und entarteten Fürsten und Regierungen zur Weisheit, Menschlichkeit und Gerechtigkeit zu erziehen, und jetzt sitzen wir schon da Jahrhunderte lang in Schmerzen und Ungeduld, sehen den Schneckengang der Ausbildung mit an und schmachten und dulden, bis es der lieben Jugend, die uns beherrscht, endlich einmal gefallen wird, lesen zu lernen im Buche der Weisheit und Gerechtigkeit, und sich die ersten Grundsätze der Sittenlehre einzuprägen. Man sage nicht das Volk wäre einverstanden gewesen mit der Excommunikation der Schauspieler; das war es nicht, wenigstens nicht im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. Ob es zu Moliere's Zeit noch so tief stand, weiß ich nicht, doch ich zweifle; doch wäre es auch

gewesen — wann hat sich denn je Ludwig XIV. um die Stimme und Meinung des Volks bekümmert? Es hätte ihm nur ein Wort gekostet und keiner hätte zu murren gewagt, wenn Moliere auch mit dem Gepränge eines Papstes wäre beerdigt worden. Jede Thorheit, jeder Aberglaube des Volkes, wenn sie dazu dienen, die Tyrannei der Fürsten und die Macht der Regierungen zu verstärken, wird geachtet und geliebkoset; da ist des Volkes Stimme Gottes Stimme. Wenn aber die öffentliche Meinung das Gute, das Gerechte will, verspottet man sie; und verlangt sie mit Beharrlichkeit, antwortet man ihr mit Flintenschüssen! Die Unverschämten! Man höre doch wie sie jetzt über neue Ereignisse, wo dumme verführte Völker Tyrannei begehren, sprechen, wie sie ihrem Bruder Sultan Mahmud und ihrer Schwester, der Königin von Spanien, den Text lesen. Was! Ihr trotzt dem Volke? Ihr wollt ihm liberale Institutionen aufdringen, die es verabscheut? Ist das menschlich, ist das gerecht, ist das königlich? Könnt Ihr das vor Gott und seinen Propheten verantworten? Das Volk ist gut, das Volk ist weise, das Volk ist gerecht, das liebe Volk weiß immer was es will, was ihm gut ist; das Volk ist das Land; das Volk ist Alles. Wer es mit dem Volke verdirbt, geht zu Grunde....

So reden sie. Hat doch neulich Euer Monsieur Durand in Frankfurt, der französische Advokat des deutschen Bundes, als er von der mißlichen Lage des Sultans sprach, ausgerufen: *Ces réformes répugnaient à son peuple, et c'est de son peuple qu'il aurait besoin aujourd'hui."* O mein sehr weiser, mein sehr bundestäglicher Herr Durand — wenn sie wieder einmal den Berg Sinai hinaufsteigen, wenn sie wieder eine Zusammenkunft mit Egeria haben, wenn ihnen Mohamed's Taube wieder einmal in das Ohr flüstert, dann fragen Sie doch Ihr Orakel: wie es denn mit den Reformen wäre, welche die Bundestagbeschlüsse dem Widerwillen des deutschen Volkes aufgedrungen, und ob nicht eine Zeit kommen könnte, wo dieses üble Folgen hätte? Lassen Sie an dem Thore des taxischen Hauses, an den Palästen des Königs von Baiern, des Großherzogs von Baden, des Großherzogs von Darmstadt, des Kurfürsten von Hessen, und aller übrigen weintrinkenden Sultane Ihre goldenen Worte mit goldenen

Buchstaben in Marmor graben: "*Ces réformes répugnaient à son peuple, et c'est de son peuple qu'il aurait besoin aujourd'hui.*" Unten drunter lassen Sie einstweilen 183 ... setzen; die vierte Jahreszahl und der Monatstag, sind dann schnell hinzugethan.

Mittwoch, den 30. Januar.

Ein Professor Wolf in Jena, sagt in seinem Buche über die schöne Literatur: „Börne hat es in seiner letzten Zeit mit dem Publikum verdorben durch seine Briefe aus Paris, weil er den Spaß zu weit trieb und die Menge zu beschränkt war um einzusehn, daß jene Uebertreibungen wirklich nichts sind, als etwas grober und zu Zeiten unziemlicher Spaß." Dieser unbeschränkte Wolf ist auch einer von unsern Leuten, die es in der christlich deutschen Bildung bis zur blonden Philisterei gebracht. Einer der einmal eine Ohrfeige bekam, fragte: mein Herr ist das Spaß oder Ernst? — völliger Ernst. — Nun das ist Ihr Glück, denn solchen dummen Spaß kann ich nicht ertragen. Der schrankenlose Professor, wenn er jetzt meine neuen Briefe liest, wird auch sagen: Nun das ist sein Glück, daß er Alles für Ernst erklärt, denn solchen dummen Spaß können wir nicht vertragen. Adieu!

Achtunddreißigster Brief.

Paris, Donnerstag, den 31. Januar 1833.

Beranger, die Nachtigall mit der Adlerklaue, hat wieder gesungen. Gestern wurde ein neuer Band Lieder von ihm ausgegeben. Ich hatte noch nicht Zeit sie zu lesen; aber in meinem nächsten Briefe schreibe ich Ihnen darüber und dann schicke ich Ihnen das Buch durch die erste Gelegenheit.

Ein Reisender der aus Deutschland kam, hat mir meine Briefe geliehen, die hier immer noch nicht angekommen sind. Der erste Band kam mir unbedeutend vor, im zweiten habe ich einige gute Sachen gefunden! Es scheint, daß ich im Januar und Februar am meisten Verstand habe. Das kann aber nicht immer so gewesen sein; denn in einem dieser Monate habe ich Sie einst kennen gelernt. Als Conrad das Buch liegen sah, rief er aus: „Sind das Ihre neuen Briefe! Das wird wieder große Freude im Lande sein." Schöne Freude! In der Münchner Hofzeitung soll stehen: wenn Deutschland noch einen Galgen übrig hat, verdiente ich wegen meiner radikalen Niederträchtigkeit daran gehangen zu werden. Ich werde mich aber um das Hofpöbel-Geschwätz und um das ganze monarchische Gesindel nicht mehr bekümmern. Nicht die geringste Lust habe ich ein Wunder zu wiederholen und meine Rezensenten zum zweiten Mal aus dem Tode zu erwecken. Friede sei mit ihren Gebeinen. Einmal war nöthig, aber einmal ist auch genug.

Uebermorgen wird im Theater der Porte-St.-Martin, ein neues Drama von Victor Hugo aufgeführt. Ich war eben dort, mir einen Platz zu nehmen; es war aber keiner mehr zu haben. Schon auf acht Tage hinaus sind alle Plätze bestellt. So ungeschickt bin ich immer, ich komme jedesmal zu spät, und seit ich Paris besuche, ist es mir noch niemals gelungen einer ersten Vorstellung beizuwohnen, welche immer die interessanteste ist. Das wird besonders diesmal der Fall sein; denn wegen der Verfolgung, die Victor Hugo neulich von den Ministern zu erdulden hatte, werden seine Freunde und die Feinde der Regierung gewiß Rache zu nehmen suchen. Ohne dies spielt das neue Drama in dem Hause Borgia, diesem bekannten Italienischen Fürstengeschlechte, dessen Blut von der Sünde schwarz geworden war. Da werden Dichter und Zuhörer dem monarchischen Princip wohl wieder etwas auf den Fuß treten. Das unglückliche monarchische Prinzip! Aus Angst und Verzweiflung, daß man ihm einen Theil seiner Schätze geraubt hat, packt es sich, gleich Molieres Geizigen, an der eignen Brust und schreit: halt den Spitzbuben! Mein Geld heraus! So weh thut ihm keiner seiner Feinde, als es sich selbst thut. Sie werden aus den Pariser Zeitungen halb errathen haben, welche

neue Thorheiten und Schändlichkeiten die Regierung wegen der Herzogin von Berry begangen hat. Sie schickte zwei hiesige Aerzte nach Blaye. Daran wäre nun weiter nichts auffallendes gewesen, da die Legitimisten selbst laut gejammert hatten, die Berry sei krank und würde dem dortigen Klima unterliegen. Aber die Minister des Königs — es kam darauf an, die Geburt des Herzogs von Bordeaux verdächtig zu machen — ließen drucken: die Aerzte hätten eine ganz besondere wichtige Sendung, sie hätten den Auftrag einen Punkt der gerichtlichen Medizin in das Reine zu bringen. Darauf schreiben die legitimistischen Blätter von Gift, sprachen von Vergiftung. Natürlich war das Verläumdung. Die Aerzte kamen von Blaye zurück und die Legitimisten, diese dummen Pfaffen des monarchischen Princips, erzählten den wahren Hergang der Sache, wie sie ihn zu wissen glaubten. Die Aerzte wären verlegen, schamroth, stotternd vor der Herzogin erschienen und hätten kein Wort hervorzubringen gewußt. Sie aber, wie es der Wittwe eines Märtyrers, der Mutter des Wunderkindes gezieme, wäre stolz vor die armen Doktoren hingetreten, und hätte erhaben, erhaben, sehr erhaben über alle weiblichen Schwächen, ihnen selbst den Mund geöffnet und gesagt: „Ich weiß, warum Ihr gekommen; jetzt seid Ihr hier, jetzt untersucht Ihr alles gehörig, und nicht eher sollt Ihr das Zimmer verlassen, bis Ihr alles gehörig untersucht habt. Man soll wissen, woran man ist.“ Die medizinischen Richter untersuchten alles gehörig und fanden alles gehörig, und gingen darauf mit rother Stirne fort. Mich ärgert die Geschichte. Jetzt wird nun Jarke mit dem ganzen monarchischen Trosse frohlockend ausrufen: „Seht Ihr, seht Ihr, was von einer repräsentativen Verfassung herauskömmt, welche schöne Folgen Oeffentlichkeit und Preßfreiheit haben? Hat man in einem Lande, das nicht mit der Preßfreiheit verflucht ist, je von der Mütterlichkeit einer Prinzessin Wittwe reden gehört?“ Ganz Recht hat Herr Jarke. In solch einem glücklichen Lande erfährt man dergleichen nie. Nichts ist abscheulicher und furchtbarer als die Preßfreiheit; sogar einer fürstlichen verwittweten Unschuld kann sie einen bösen Leumund machen.

Was das elend kranke monarchische Princip immerfort an sich kurirt! wahrhaftig man muß Mitleid mit ihm haben. Da es sieht,

daß ihm Aerzte und Apotheker nicht helfen können, nimmt es zu alten Weibern seine Zuflucht, und gebraucht sympathetische Mittel. Vorgestern war ein Ball bei Hofe und da erschienen mehrere Damen „die presque jolies et à peu près jeunes" waren, zum allgemeinen Erstaunen mit Puder in den Haaren, und gekleidet nach der Mode aus der tugendhaften Zeit der Regentschaft. Die königliche Familie überhäufte diese tugendhaften gepuderten, loyalen, monarchischen, fast schönen und ungefähr jungen weiblichen Köpfe mit Gunstbezeugungen aller Art. Der Herzog Decazes machte ihnen den Hof im Namen der Camarilla. Thiers sagte ihnen im Namen der Doktrinairs die schönsten Schmeicheleien. Im Namen des diplomatischen Corps überreichte ihnen der päpstliche Nuncius Confect und Eis. Herr Pasquier im Namen der Pairs, erklärte diesen Tag für einen jour heureux et à jamais mémorable. Aber im Namen des Volks wurden sie von allen übrigen ausgelacht. Von Thiers wundert es mich, da er doch eine Geschichte der französischen Revolution geschrieben und wissen mußte, daß Mirabeau und Robespierre sehr gepudert waren und daß Madame Roland eine steife Schnürbrust getragen. Den andern Tag schickten drei Gesandte Couriere an ihre Höfe und man glaubt, dieser Puder werde sehr viel zur Schlichtung der Belgischen Angelegenheit beitragen, weil die heilige Allianz an dem ernsten Willen Louis Philipps, das reine monarchische Princip herzustellen und die ungepuderte und ungeschminkte Preßfreiheit zu vertilgen, nun nicht länger mehr zweifeln könnte.

Aus Spanien blüht uns wieder eine neue Hoffnung entgegen. Es ist dort in mehreren Provinzen eine bedeutende Revolution ausgebrochen; zwar eine Carlistische, aber die hilft auch. Sie unterscheidet sich von einer liberalen nicht mehr als Kreuz-Aß von Herz-Aß; der Werth ist der nämliche und die Farbe des Trumpfes kann allstündlich ändern. Auf keine Weise ist zu fürchten, daß sich die Spanier in den Schlaf protokolliren lassen. Eine diplomatische Conferenz verdaut nimmermehr solch ein hartes Volk. Wenn das dort Bestand hat, werden wir es in Deutschland bald an den frischen Ohrfeigen spüren, die man uns geben wird, wir sind die Menins aller ungezogenen Völker — sie die Unarten, wir die Schläge.

Samstag, den 2. Februar.

Die Hefte von Rießer mögen Sie mir schicken. Was ich früher von ihm gelesen, deutet auf ein vorzügliches Talent; aber mit seinem Journale ist es ein großer Mißverstand. Wer für die Juden wirken will, der darf sie nicht isoliren; das thun ja eben deren Feinde, zu ihrem Verderben. Was nützt ein eignes Journal für die Juden? Ihre Freunde brauchen es nicht, denn sie bedürfen keiner Zusprache; ihre Gegner nehmen es gar nicht in die Hand. Um ihnen zu helfen, muß man ihre Sache mit dem Rechte und den Ansprüchen der allgemeinen Freiheit in Verbindung bringen. Man muß nur immer gelegentlich, unerwartet von ihnen sprechen, damit der ungeneigte Leser gezwungen werde sich damit zu beschäftigen, weil es auf seinem Wege liegt. Ich meine auch, es wäre auf diese Weise leichter die Juden zu vertheidigen, jedem der keine blinde Liebe für sie hat. Ich habe oft und warm für sie gesprochen; hätte ich sie aber isolirt, wäre mir die Gerechtigkeit gar zu sauer geworden. Es scheint, Rießer möchte die Nationalität der Juden gewahrt sehen. Aber die Nationalität der Juden ist auf eine schöne und beneidenswerthe Art zu Grunde gegangen; sie ist zur Universalität geworden. Die Juden beherrschen die Welt, wie es ihnen Gott verheißen; denn das Christenthum beherrscht die Welt, dieser schöne Schmetterling, der aus der garstigen Raupe des Judenthums hervorgegangen. Die scheinbeherrschte Menge, hier und dort, mag das verkennen, aber der denkende Mann begreift es. Die Juden sind die Lehrer des Kosmopolitismus, und die ganze Welt ist ihre Schule. Und weil sie die Lehrer des Kosmopolitismus sind, sind sie auch die Apostel der Freiheit. Keine Freiheit ist möglich, so lang es Nationen gibt. Was die Völker trennt, vereinigt die Fürsten; der wechselseitige Haß, der die Einen trennt und schwach läßt, verbindet die Andern zu wechselseitiger Liebe und macht sie stark. Die Könige werden Brüder bleiben und verbündet gegen die Völker, so lange ein thörichter Haß diese auseinander hält. Auch die Edelleute sind stark, weil sie kein Vaterland kennen. Deutsche! Franzosen! Ihr zumal, Schiedsrichter der Welt, laßt euch nicht länger thöricht

von euren Herrschern zum wahnsinnigen Patriotismus entflammen. Weil man eure Vereinigung fürchtet, soll wechselseitiges Mißtrauen euch ewig getrennt halten. Was sie als Vaterlandsliebe preisen ist die Quelle eures Verderbens. Verstopft sie, werfet Kronen und Scepter und zerschlagene Throne hinein, und ebnet den Boden mit dem Pergament-Schutte eures Adels. Dann bringt die Freiheit, ihr Deutsche dem Norden, ihr Franzosen dem Süden, und dann ist überall wo ein Mensch athmet euer Vaterland, und Liebe eure Religion.

Sie sind neugierig? Das ist merkwürdig. So etwas habe ich von einem Frauenzimmer nie gehört. In Diderot's Encyclopädie, in der von Krünitz im Conversationslexicon, in der Biographie universelle, im Bayle, in der großen englischen Weltgeschichte, im Büffon, in der Bibel, im Koran, in meinen gesammelten Schriften, in keinem dieser Werke ist auch nur ein Wort zu finden, das auf die Existenz weiblicher Neugierde hindeutet. Es ist die merkwürdigste Entdeckung seit der Sündfluth. Aber es thut mir leid, ich muß Sie schmachten lassen. Aufrichtig zu sprechen, es ist etwas in dieser Geschichte, das ich nicht mittheilen darf. So habe ich reiflich zu überlegen, wie ich sie Ihnen erzählen soll, ohne etwas hinzuzulügen, und doch zugleich zu verschweigen, was geheim bleiben muß. Die halbe Wahrheit zu sagen, das ist eine künstliche Drechslerarbeit; ganz zu lügen ist viel leichter. Uebrigens kann ich Sie versichern, daß die Geschichte gar nicht so romantisch ist, als Sie sich vielleicht vorstellen. Ich habe mehr Wissenschaftliches als Kunstinteresse daran, und wäre ich nicht so wißbegierig, hätte ich mich schon längst dabei gelangweilt, doch das kann ich Ihnen mittheilen, daß jetzt die Tochter nicht mehr allein eifersüchtig ist, sondern auch die Mutter, und daß erstere mich seit vierzehn Tagen nicht mehr respectable nennt, sondern aimable; einmal sagte sie sogar adorable. Ich weiß nicht was sie mit mir vor hat, aber sie a b e l t mich in einem fort. Bald wird ihr nichts mehr übrig bleiben, als mich exécrable zu nennen. Jetzt schmachten Sie ruhig fort und lassen Sie sich durch nichts stören. Es wird nicht lange dauern — vier Wochen, sechs Wochen, vielleicht zehn, höchstens ein Jahr oder anderthalb.

Neununddreißigster Brief.

Paris, Montag, den 14. Februar 1833.

Beranger's neue Lieder haben nicht das jugendliche Herz der frühern, in welchem reines Quellblut sprudelte. Wir aber, die den Dichter lieben, lesen sie wieder frisch. So blühen verwelkte Blumen neu auf, wenn man sie in warmes Wasser stellt. Beranger fühlt es selbst, daß er schwächer geworden; aber er sagt: nicht sein Alter allein, sondern auch der Ernst der Zeit, hätte seine Sangesweise schwer und nachdenklich gemacht. Mir aber scheint, daß seine Verachtung nicht mehr ausgereicht für die Verächtlichkeit, sein Spott nicht mehr für die Lächerlichkeit der jetzigen Machthaber und ihres Treibens, und daß darum sein sonst so siegesfroher Kampf alle Freudigkeit verloren. Er hat die Gedichte Lucian Bonaparten zugeeignet, der ihn einst in seiner Jugend von der Armuth rettete und ihm wieder forthalf. Die Worte der Zueignung sind würdig und rührend. Da sagt er unter andern: "J'ai toujours penché à croire qu'à certaines époques les lettres et les arts ne doivent pas être de simples objets de luxe." Das mögen sich unsere deutschen gelehrten Zeug=Fabrikanten und poetischen Goldarbeiter merken, die, in der Schule Goethe's gebildet, ihre Wissenschaft und Kunst und ihr edles Gewerbe herabzuwürdigen glauben, wenn sie je auf etwas anders als auf neue Erfindungen für die Lust der Reichen und Vornehmen sinnen, wenn sie je an etwas anderm, als an Kronen und Ordenssternen arbeiten. In der Vorrede sagt Beranger: das wären seine letzten Lieder und er wolle den Rest seines Lebens verwenden, die Denkwürdigkeiten seiner Zeit aufzuschreiben. Diese Drohung braucht uns keine Sorge zu machen; Dichter und Liebende schwören oft falsch.

„Das Glück der Menschheit war der Traum meines Lebens." Hätte Beranger nur das nicht gesagt!

Das sagen ja eben die Andern auch, die das Glück der Menschheit nicht wollen. Sie spotten: Ihr träumt, Ihr schwärmt! Nein, es ist kein Traum; aber freilich, wenn man schläft ist alles Traum. Schlummert nicht, wachet auf! Es gibt jetzt zehntausend Mal mehr glückliche Menschen, als es vor vierhundert Jahren gab. Aber gewiß lebten damals auch Dichter und Philosophen, welche von dem Glücke der Menschheit träumten, und gewiß wurden sie von den Weltleuten auch verhöhnt wegen ihrer Schwärmereien. Und doch ist alles besser geworden, und ohne Zweifel übersteigt die Wohlfahrt der heutigen Welt weit die Hoffnung jener Gutgesinnten, weit die Furcht jener Schlechtgesinnten. Was hat sich geändert? Hat das Glück der Menschheit sich vermehrt? Nein. Die Summe des Glücks ist immer die nämliche, nur kömmt es darauf an wie sie vertheilt ist. In jenen frühen Jahrhunderten war alles Land und Gut, aller Reichthum und alle Lust des Lebens, waren alle Waffen zur Vertheidigung der Güter des Lebens in alleinigem Besitze der Edelleute, und alle Kunst und Wissenschaft und göttliche Erkenntniß waren Eigenthum der Geistlichkeit. Sie hatten alles, wußten alles, konnten alles; das Volk war arm, dumm und wehrlos. Der Frühling kam, der Adel und Geistlichkeit aufgelöst und da flossen Reichthum und Wissen von selbst auf das Land herab. Vollendet jetzt das Werk mit eures Geistes, mit eurer Hände Kraft, und wartet nicht auf die Zeit, die langsam zerstört und noch langsamer bildet. Die Zeit ist eine Seidenraupe; wollt ihr Seide spinnen, dürft ihr nicht warten, bis sich der Schmetterling entfaltet. Gott gab dem Menschen die Zukunft, daß er sie zur Gegenwart mache; aber wir sind zu faul und niederträchtig feige, daß wir die Gegenwart zur Zukunft werden lassen. Die Vergangenheit ist unsere Gegenwart, und wir Narren sind zufrieden, wenn wir altbacken Brod essen. Jeder Fürst eines großen Landes verzehrt das Glück von hunderttausend seiner Unterthanen, jeder kleine Fürst nach Verhältniß noch mehr. Jede Universität macht das Land zehn Meilen in der Runde dumm. Wenige sollen alles wissen, damit Alle nichts wissen. Unsere Gelehrten sind die Schatzmeister der Aufklärung. Diese Narren bilden sich ein, sie würden von den Regierungen gut bezahlt, damit sie den Schatz in Ruhe und Frieden ge-

nießen. O nein; man stellt sie an, daß sie den Schatz wohl verschlossen halten, damit nichts davon unter das Volk komme. Mit dem allein, was die Göttinger Bibliothek gekostet, könnte man in ganz Deutschland Dorfbibliotheken errichten. Wenn man dreißig Fürsten in zwanzig Millionen Bürger und Bauern, wenn man dreißig Professoren in dreißigtausend Schulmeister zerschlüge — in jedem geheimen Hofrath stecken hier tausend — wäre ein ganzes Volk wohlhabend, gebildet, sittlich und glücklich. Dann würde das Unglück der Menschheit der Traum der Schlechten sein.

Wonach ich in diesen Liedern am begierigsten sah, können Sie sich leicht denken. Nach den Gesinnungen und Aeußerungen Beranger's über den Zustand Frankreich. Mit wahrer Angst suchte ich das auf; denn ich habe seit zwei Jahren oft flüstern hören: nicht aus Mangel an Stoff ließ Beranger seinen Zorn schweigen, sondern aus einem andern Mangel. Ich glaubte das halb und es machte mir Kummer. Ich glaubte es — denn die schöne Zeit ist nicht mehr, wo nur die Verläumdung edle Menschen beschädigen konnte; das thut auch jetzt der Argwohn der Guten, der wie ein Rost das reinste Gold der Tugend verzehrt. Der Wein, welchen die Macht in großen Strömen fließen läßt, die Vernunft und das Herz der Welt zu überschwemmen, daß sie ihr Mitschuldiger werde, hat auch viele der Edelsten berauscht und die Regierungen haben es in ihrer geheimen Scheidekunst so weit gebracht, daß sie selbst aus Rosenwasser das stärkste Gift destilliren können. Dank dem Himmel, das fand ich nicht in den Liedern; ich fand aber auch nicht alles, was ich suchte. Den Stoff, den ihm die Regierung Louis Philipp's angeboten, der viel schöner und reicher ist, als der der frühern Zeit, hat Beranger träge bearbeitet. Aber es gibt außer der Bestechung durch Geld, noch eine andere: die durch Worte und Schmeicheleien. Viele von den alten Freunden Berangers theilen jetzt den Gewinn und die Sünden der Macht. Es kann ihm wohl einer derselben vorgestellt haben: er möge bedenken, welchen großen Einfluß seine Lieder auf das Volk hätten und daß sie am meisten die Revolution vorbereitet. Er möge bedenken, in welcher Lage der König den Parteien und dem Lande gegenüber stehe — das bedenken und darum schonen. Vielleicht zeigte man ihm auch in ei-

niger Entfernung ein Endchen von irgend einem Geheimnisse der heiligen Allianz. Da ließ sich der gute Beranger überlisten und versprach zu schweigen. Später sah er wohl ein, daß er getäuscht worden, aber er hatte einmal sein Wort gegeben.

So zielen Beranger's politische Lieder zwar auf die Scheibe, aber nicht mehr wie früher auf das Schwarze. Das, was ich in meinen vorjährigen Briefen mittheilte, "*La paix*," und das deutlich den Stempel des Dichters trägt, ist nicht gedruckt worden. Die Minister und die Kammer und die unhandgreifliche Regierung bespöttelt er etwas in dem Liede: "*La restauration de la chanson.*" In den ersten Tagen nach der Revolution hatte Beranger gesagt, "on vient de détrôner Charles X. et la chanson. Darauf bezieht sich das Lied, von welchem hier die zwei ersten Strophen folgen.

Oui, Chanson! — Muse ma fille
J'ai déclaré net
Qu'avec Charles et sa famille
On te détrônait.
Mais chaque loi qu'on nous donne
Te rappelle ici.
Chanson, reprends ta couronne
— Messieurs, grand merci!

Je croyais qu'on allait faire
Du grand et du neuf;
Même étendre un peu la sphère
De quatre — vingt — neuf.
Mais point! On rébadigeonne
Un trône noirci.
Chanson, reprends la Couronne
— Messieurs, grand merci!

Diesem Liede unmittelbar vorher geht ein anderes, dem es gleichsam als Beweis folgt. Der Minister Sebastiani wollte, so zart wie möglich, den Dichter reich machen. Er antwortete ihm in dem schönen Liede: "*Le Refus,*" darin sagt er:

Qu'un peu d'argent pleuve en mon trou,
Vite il s'en va, Dieu sait par où!
D'en conserver je désespère.
Pour recoudre à fond mes goussets,
J'aurais dû prendre, à son décès,
Les aiguilles de mon grand-père.

Ami, pourtant gardez votre or.
Las! j'épousai, bien jeune encore,
La Liberte, dame un peu rude.
Moi, qui dans mes vers ai chanté
Plus d'une facile beauté,
Je meurs l'esclave d'une prude.

La Liberté! c'est, Monseigneur,
Une femme folle d'honneur;
C'est une bégueule enivrée
Qui, dans la rue ou le salon,
Pour le moindre bout de galon,
Va criant: A bas la livrée!

Aus einem philosophischen Gedichte, "*Les Fous,*" sind folgende schöne Verse:

Combien de temps une pensée,
Vierge obscure, attend son époux!
Les sots la traitent d'insensée;
Le sage lui dit: Cachez-vous.
Mais la rencontrant loin du monde,
Un fou qui croit au lendemain,
L'épouse; elle devient féconde
Pour le bonheur du genre humain.

Qui découvrit un nouveau monde?
Un fou qu'on raillait en tout lieu.
Sur la croix que son sang inonde,
Un fou qui meurt nous lègue un Dieu.
Si demain, oubliant d'éclore,
Le jour manquait, eh bien! Demain
Quelque fou trouverait encore
Un flambeau pour le genre humain.

Ob Sie zwar die Gedichte bald erhalten werden, habe ich mir doch die große Mühe gegeben, zwei derselben, worin Beranger seine Liebe zu den Königen herrlich tönen ließ, ganz für Sie abzuschreiben. Ich weiß, welche Freude es Ihnen macht in meinem armen ausgetrockneten Mühlbache wieder etwas Wasser zu sehen.

CONSEIL AUX BELGES.

Finissez-en, nos frères en Belgique
Faites un roi, morbleu, finissez-en.
Depuis huit mois, vos airs de république
Donnent la fièvre à tout bon courtisan.
D'un roi toujours la matière se trouve :
C'est Jean, c'est Paul, c'est mon voisin, c'est moi.
Tout oeuf royal éclôt sans qu'on le couve.
Faites un roi, morbleu, faites un roi.
Faites un roi, faites un roi.

Quels biens sur vous un prince va répandre !
D'abord viendra l'étiquette aux grands airs ;
Puis des cordons et des croix à revendre;
Puis ducs, marquis, comtes, barons et pairs.
Puis un beau trône, en or, en soie, en nacre,
Dont le cousin prête à plus d'un émoi.
S'il plait au ciel, vous aurez même un sacre.
Faites un roi, morbleu, faites un roi.
Faites un roi, faites un roi.

Puis vous aurez baisemains et parades,
Discours et vers, feux d'artifice et fleurs ;
Puis force gens qui se disent malades
Dès qu'un bobo cause au rois des douleurs
Bonnet de pauvre et royal diadème
Ont leur vermine : un dieu fit cette loi.
Les courtisans rongent l'orgueil suprême.
Faites un roi, morbleu, faites un roi.
Faites un roi, faites un roi.

Chez vous pleuvront laquais de toute sorte ;
Juges, préfets, gensdarmes, espions ;
Nombreux soldats pour leur prêter main-forte ;
Joie à brûler un cent de lampions.
Vient le budget ! nourrir Athène et Sparte
Eut, en vingt ans, moins couté, sur ma foi.
L'ogre a diné ; peuples, payez la carte.
Faites un roi, morbleu, faites un roi.
Faites un roi, fait un roi.

Mais, quoi ! je raille ; on le sait bien en France ;
J'y suis du trône un des chauds partisans.
D'ailleurs l'histoire a répondu d'avance :
Nous n'y voyons que princes bienfaisans.
Pères du peuple ils le font pâmer d'aise ;
Plus il s'instruit, moins ils en ont d'effroi ;
Au bon Henri succède Louis treize.
Faites un roi, morbleu, faites un roi.
Faites un roi, faites un roi.

PRÉDICTION DE NOSTRADAMUS POUR L'AN DEUX MIL.

Nostradamus, qui vit naître Henri quatre
Grand astrologue, a prédit dans ses vers,
Qu'en l'an deux mil, date qu'on peut débattre,
De la médaille on verrait le revers.
Alors, dit-il, Paris dans l'allégresse,
Au pied du louvre ouïra cette voix :
"Heureux Français, soulagez ma détresse
Faites l'aumône au dernier des vos rois."

Or, cette voix sera celle d'un homme
Pauvre, à scrofule, en haillons, sans souliers
Qui, né proscrit, vieux, arrivant de Rome,
Fera spectacle aux petits écoliers.
Un senateur criera : " L'homme à besace !
Les mendians sont bannis par nos lois.
—Hélas ! monsieur, je sui seul de ma race.
Faites l'aumône au dernier de vos rois.

" Es-tu vraiment de la race royale ?
—Oui, repondra cet homme, fier encore.
J'ai vu dans Rome, alors ville papale,
A mon aïeul, couronne et sceptre d'or.
Il les vendit pour nourrir le courage
De faux agens, d'écrivains maladroits.
Moi, j'ai pour sceptre un bâton de voyage.
Faites l'aumône au dernier de vos rois.

" Mon père âgé, mort en prison pour dettes
D'un bon métier n'osa point me pourvoir.
Je tends la main ; riches, partout vous êtes
Bien durs au pauvre, et Dieu me l'a fait voir.
Je foule enfin cette plage féconde
Qui repoussa mes aïeux tant de fois.
Ah ! par pitié pour les grandeurs du monde
Faites l'aumône au dernier de vos rois.

"Le senateur dira : Viens, je t'emméne
Dans mon palais ; vis heureux parmi nous.
Contre les rois nous n'avons plus de haine :
Ce qu'il en reste embrasse nos genoux.
En attendant que le sénat décide
A ses bienfaits si ton sort a des droits,
Moi, qui suis né d'un vieux sang régicide,
Je fais l'aumône au dernier de nos rois."

Nostradamus ajoute en son vieux style :
La république au prince accordera
Cent louis de rente, et, citoyen utile,
Pour maire, un jour, Saint-Cloud le choisira.
Sur l'an deux mil on dira dans l'histoire,
Qu'assise au trône et des arts et des lois,
La France en paix reposant sous sa gloire,
A fait l'aumône au dernier de ses rois.

Dienstag, den 5. Februar.

Weiber heraus! Herbei mit Stecknadeln, mit Nähnadeln, mit Haarnadeln, mit Stricknadeln, mit scharfen Zungen, mit Fischbeinen, mit Zwirnknäulen, mit Haarflechten! Es gilt eure Ehre; ich führe euch an. Die Darmstädter wollen euch den Zutritt in ihre Kammer verweigern. Sie haben euch gelästert deutsch und französisch. Sie haben gesprochen von Ariovist, von Cäsar, von den Römern, von den Germanen, von Montesquieu, vom Orient, vom Occident, von den Spartanischen Frauen, von Goethe, Schiller, von den schätzbaren Winken, welche die philosophischen Schriften des Königlich-Preußischen Staatsministers Ancillon über diesen Punkt enthalten. Von Himmel und Erde, von Gott und Teufel. Sie haben gesprochen von dem dröhnenden Geheule der germanischen Weiber und wie Cäsar vier Wochen gebraucht, seine Soldaten an den Graus zu gewöhnen, und wie er früher die Schlacht nicht gewagt. Zwar hat eure Sache durch eine kleine Stimmenmehrheit gesiegt; aber das hilft euch nichts. Die Regierung dort wird euch nie in die Kammer lassen, denn sie zittert vor euch. Sie fürchtet, manchem würde euer Lächeln mehr sein, als das gnädige Lächeln des Fürsten, euer Händedruck schmeichelnder als das Achselzucken eines Ministers und euer Spott gefährlicher als die Unzufriedenheit des preußischen Gesandten. Darum sammelt euch! In Ordnung! Die Häßlichsten im ersten Gliede! Vorwärts! .... Was ist? Ihr zaudert? Habt Ihr Furcht? .. Ja so! .. Die Schönsten voraus! Marsch! ... Halt! Kehrt wieder um und geht nach Hause. Es fällt mir eben ein, daß sie Recht haben; es sind schon Weiber genug in allen deutschen Kammern.

Von den Duellen, welche in diesen Tagen zwischen karlistischen und liberalen Journalisten Statt gefunden, werden Sie in den Zei-

tungen gelesen haben. Aber bei euch mag man wohl die Bedeutung dieses Ereignisses nicht ganz fühlen. Es war sehr wichtig, es hat die Regierung aus ihrem süßen Traum geweckt. Man dachte, das Volk wäre todt, weil es nicht mehr brüllte, und da kam mancher Esel, wenn auch zitternd, herangestolpert, um durch einen Fußtritt seine Tapferkeit und seine treue Anhänglichkeit für die doktrinäre Eselei zu beweisen. Da brüllte der Löwe wieder einmal und sie bekamen Angst. Die unverschämte Herausforderung der Legitimisten, die doch so schwach sind wegen ihrer geringen Zahl, wurde so gedeutet: daß diese Partei durch den geheimen Schutz der Regierung sich stark fühle. Hat doch der Minister Broglie in der Kammer erklärt, die Vertreibung Karl's X., die ganze Revolution, sei keine Handlung des Rechts gewesen, sondern nichts als eine That der Gewalt, die man achten müsse, weil man m ü s s e. So erkannte die öffentliche Meinung in dem Trotze der Carlisten nichts als die Arglist der Regierung, und sie sprach sich so stark aus, daß die Doktrine ihre Fühlhörner erschrocken in ihr Schneckenhaus zurückzog. C a r r e l, der Redakteur des National, der sich für die liberale Partei hervorgestellt, ist lebensgefährlich verwundet worden. Jetzt ist er außer Gefahr. Wäre er geblieben, hätte er vielleicht ein riesengroßes Grab bekommen. Auch haben der Hof, das Ministerium und die Gesandtschaften sich öffentlich oder im Stillen, so ängstlich um das Befinden dieses Republikaners erkundigen lassen, als wäre er ein legitimer Prinz. Von den *amis des droits de l'homme* allein haben sich achttausend gemeldet, um, je zwanzig, es mit den Karlisten auszufechten. Ein Freund, der gestern auf dem Büreau der T r i b ü n e war, erzählte mir, die Zimmer wären alle von gemeinen Arbeitsleuten voll gewesen, die gekommen waren sich unter die Duellanten einschreiben zu lassen. Ich billige sonst Duelle bei gewöhnlichen Beleidigungen nicht. Die sogenannte Ehre ist nichts, als die falsche Münze der Tugend, ein kindisches und nichtswürdiges Ordensbändchen, das sich der Hochmuth der Aristokratie erfunden, damit eine Verdienstlosigkeit zu schmücken. Aber Duelle aus politischen Gründen preise ich. Man stirbt für die Freiheit so ehrenvoll in einem Zweikampfe und auf dem Schaffotte, als auf dem Schlachtfelde.

— So will ich Ihnen denn die Erbschaftsgeschichte der Mars erzählen. Bei dieser Gelegenheit aber muß ich die Künstlerin um Verzeihung bitten; ich habe ihr großes Unrecht gethan. Wie ich gestern in einer Biographie gelesen, ist sie 1778 geboren, also gegenwärtig erst 55 Jahre alt und nicht 60, wie ich neulich, gewiß nicht aus Bosheit, aber aus jugendlichem Leichtsinne behauptet hatte. Es geschah vor vielen Jahren, daß ein alter reicher Marquis sich in die Mars verliebte. Aber sie erbarmte sich seiner nicht. Er schrieb ihr seidne Liebesbriefe, hoch und weich ausgepolstert mit Bankzetteln; die Edle schickte ihm den Flaum sammt dem Ueberzuge zurück. Kürzlich befreite der Tod den armen Marquis von seinen Liebesleiden. Einmal fuhr er über den Platz Vendome, der Wagen wurde umgeworfen, und der Marquis brach ein Bein. Man eilte herbei ihm zu helfen und ihn nach Hause zu tragen. Aber er erklärte mit fester Stimme den Umstehenden: hier liege ich, und hier bleibe ich liegen und lasse mich nicht anrühren, bis der Wundarzt der Demoiselle Mars kömmt und mich in seine Behandlung nimmt. Man schickte zur Mars. Diese, zwar aufgebracht, aber doch betrübt über den alten Narren, fuhr gleich zu ihrem Freunde und Arzt Düpuytrin und bat ihn, die Heilung des Marquis zu übernehmen. Nahe Verwandte hinterließ er nicht. Als seine vermuthlichen Erben das Inventarium machen ließen, und über die vielen schönen Sachen sich freuten, fanden sie unter der reichen Verlassenschaft ein Bild der Mars von Gerard gemalt. Die Erben dachten, die Mars werde dieses Bild wohl gern an sich bringen, und ließen sie das wissen. Sie eilte auch gleich in das Sterbehaus, ihr Bild in Augenschein zu nehmen. Während sie mit den Erben um den Preis des Bildnisses unterhandelte, kamen aus dem Nebenzimmer die Notare mit einem Testamente heraus, das sie eben erst unvermuthet gefunden, und gleich geöffnet hatten, und sagten der Mars: sie möge nur das Bild und alles behalten, es gehöre alles ihr, sie wäre Universal-Legatarin. Die Mars stand mit einem Susanne-Lächeln, die Erben standen mit Bazile-Mäulern da. So belohnt der Himmel weibliche Tugenden.

Noch eine andere Denkwürdigkeit ereignete sich bei diesem Anlasse. Als die Bücher des Marquis versteigert wurden, kam eine alte Bibel

an die Reihe, vielleicht dreißig Sous im Kaufwerthe. Der Auctionator durchblätterte das Buch, ehe er es losschlug, um zu sehen, ob es nicht defekt sei, und der Käufer damit betrogen werde. Da fielen Bankzettel, nach und nach fünfzig Stück heraus, die als Papierstreifen zur Bezeichnung kräftiger und erbaulicher Stellen in der Bibel lagen. Denken Sie nur, wäre diese heilige Schrift nicht zufällig untersucht worden und ein armer frommer Teufel hätte sie gekauft für dreißig Sous, und zu Hause fünf und zwanzig, vielleicht fünfzigtausend Franken darin gefunden — das hätte vielleicht das Christenthum über ganz Paris verbreiten können! Nutzanwendung: 1) Man weise alte Marquis zurück; ihr Tod ist einträglicher als ihr Leben. 2) Man kaufe alte Bibeln.

Es schrieb mir heute einer aus Stuttgart: der König habe darum die Kammer nicht selbst eröffnet, weil Pfitzer (Verfasser der Briefe zweier Deutschen) unter den Abgeordneten wäre, und den Schwur eines solchen Mannes könne er nicht annehmen. Ach! was habe ich wieder eine volle und schmutzige Eselshaut! Das ist meine wahre *Peau de chagrin*; aber eine ganz andere als Balzac's seine. Diese wurde kleiner nach jeder Thorheit und Sünde: meine wächst nach jeder. Doch heute still davon. Ludwig XIV. schrieb ein staatsrechtliches Buch zur Belehrung seines Nachfolgers. Darin ist der Grundsatz aufgestellt: „Die Nation ist nichts für sich, sie ist ganz in der Person des Königs aufgelöst.“ (La nation ne fait pas corps, elle réside toute entière dans la personne du roi.) Ludwig der letzte wird einst sprechen wie Ludwig XIV. gesprochen. Der letzte Wilhelm, der letzte Friedrich, der letzte Franz, der letzte Karl werden gesinnt sein, wie der erste Wilhelm, der erste Friedrich, der erste Franz, der erste Karl gesinnt waren. Es gibt keine andere Hülfe, als daß uns der letzte von allen befreie.

Vierzigster Brief.

Paris, Donnerstag, den 7. Februar 1833.

Der Journalist Traxler aus Köln, von dem ich Ihnen neulich geschrieben, hat sich gerettet und ist glücklich in Paris angekommen. Gestern besuchte er mich. Als er Abends, da es schon dunkel war, von dem Gerichte zurückkam, wo er sein Urtheil empfangen, bat er den Gerichtsdiener, der ihn in das Gefängniß führen sollte, ihn vorher in seine Wohnung zu begleiten, wo er einiges Nöthige zu bestellen habe. Dem Verlangen wurde nachgegeben. Als der Huissier in das Zimmer eingetreten war, sprang Traxler hinaus, verschloß die Thüre hinter sich, stürzte auf die Straße hinunter, lief ohne Hut und Mantel zum Thore hinaus und kam so glücklich über die Grenze. Auch ist in diesen Tagen ein Bierbrauer aus Leipzig hier angekommen, der zu fünfzehnjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt war. Er saß schon lange in Pirna fest, als es ihm gelang seinen Kerker zu durchbrechen und den weiten Weg durch Deutschland nicht unerkannt, aber unverrathen zurückzulegen. So haben sich schon sehr viele Patrioten gerettet, von welchen ich sechs in Frankreich begegnet und gesprochen habe. Wenn man die Erzählung von ihrer oft wunderbaren Rettung anhört, gewahrt man leicht und mit großer Freude, daß diejenigen, welche sie zu bewachen hatten, mit ihrer Flucht einverstanden waren, so, daß wenn sie auch nicht behülflich dabei gewesen, sie doch die Augen zugedrückt. Die Flüchtlinge dürfen zwar aus Klugheit und Dankbarkeit von einem solchen Einverständnisse nicht sprechen, doch aus den angegebenen Umständen erräth man es bald. Einer dieser Patrioten aber, der das Vertrauen zu mir unbedenklich fand, gestand es, daß ein Polizei-Beamter, und zwar ein solcher, der sich seit mehreren Jahren durch seine blinde Folgsamkeit gegen die Tyrannei ausgezeichnet hat, und darum in der ganzen Stadt verhaßt ist, ihm, ob er ihn früher zwar gar nicht gekannt, zu seiner Flucht behülflich gewesen. Wie erfreulich ist es nicht wahrzunehmen, daß die

Karyatyden der Throne mit Menschengesichtern und steinerner Brust, endlich auch warm werden und sich beklagen.

Der gute Geist in Deutschland breitet sich immer mehr aus, auch unter den Offizieren und Unter-Offizieren. Und was dann? Die deutschen Fürsten werden bald keine andere Macht haben, als der Gerechtigkeit nachzugeben oder unterzugehen, und selbst diese Wahl bleibt ihnen nicht lange mehr.

Sie brüten jetzt über die Wiederherstellung der alten deutschen Reichsgerichte, aber in den alten Kessel soll neues Gebräu kommen. Man spricht von deutschen National-Gefängnissen, von hohen deutschen Bundesthürmen, die gebaut werden sollen. Ich weiß das Nähere noch nicht, werde es aber bald erfahren.

In den Blättern die Sie mir geschickt, habe ich von Weitzel's „Politische Ansichten der Gegenwart" nur noch einige Bruchstücke gefunden; ich hätte aber wahrscheinlich aus dem Ganzen nicht klug werden können. Wer hieß aber auch den Mann schreiben in dieser Zeit und in seinen Verhältnissen? Wenn er sagt: „Der Gedanke aber, jetzt in Europa der Monarchie, die sich mit der Aristokratie verbunden, ein Gegengewicht zu geben, kömmt um manche Jahrzehnte zu früh" — so will ich mich aufknüpfen lassen, wenn das sein Ernst war. Weitzel ist einer der besten und klarsten politischen Köpfe Deutschlands und sein Rath mit der Ausbesserung des Hauses zu warten, weil es noch manche Jahrzehnte dauern könnte, bis uns das Dach über den Kopf zusammenstürzt, war gewiß nicht aufrichtig. Wenn einmal Aristokratie und Monarchie zusammenfallen, dann bleibt uns nichts mehr zu thun übrig. Man verliert alle Geduld. Da bitten sie uns täglich, wir möchten doch so gut sein, die Wirkung der Zeit abzuwarten. Als wenn Zeit und Natur zuerst Etwas aus Nichts schaffen! Als wenn sie nicht selbst vorher zerstören müßten, um Neues zu bilden! Für solche Dummköpfe halten sie uns, daß sie uns unaufhörlich vorpredigen, wir möchten, ehe wir das verhaßte Alte zerstören, das beliebte Neue vorher aufführen. Wo wir aber Bauplätze herbekommen sollen, wenn wir nicht vorher den alten Schutt wegräumen; wo wir Zimmerholz hernehmen sollen, wenn wir keine Bäume umhauen — das Geheimniß predigen sie uns nicht. Und

wenn sie zanken: Der Liberalismus könne nur zerstören, finden sich in Deutschland gutmüthige, aber einfältige Menschen genug, die vor dem Schrecken dieses Vorwurfs zusammenfahren, und, aus Furcht für Mordbrenner gehalten zu werden, nach Hause schleichen, die Nachtmütze aufsetzen und in den Andachtsstunden lesen.

Es ist etwas in den Deutschen, auch in den Freisinnigen, was ich nicht verstehe, wozu, mir es begreiflich zu machen, meine Psychologie nicht ausreicht. Ich erstaune täglich über die Gefühllosigkeit, mit welcher die liberalen Deputirten der Kammer die unverschämten Reden der Minister anhören. Ich sage nicht, sie sollen der Gewalt Gewalt entgegen setzen; denn sie haben keine. Ich sage nicht: sie sollen der Frechheit wie es sich gebührt antworten, und der Pflicht und Ehre ihren persönlichen Vortheil aufopfern; aber ich sage: sie sollen ihr antworten müssen. Ich bin auch kein Held, weder der Tapferkeit noch der Tugend; ich würde vielleicht auch zahm sein der Macht gegenüber; ich wäre wohl auch nicht aufopfernd genug für das Wohl des Volkes, das bei uns solche Aufopferung selten vergütet, mit Weib und Kindern zu verhungern; stünde ich der Anmaßung eines Mächtigen gegenüber, würde ich vielleicht auch überlegen und schweigen. Es gäbe aber Verhältnisse in denen ich unfähig bliebe zu überlegen, in denen mein Herz den Verstand verdunkelte, und in solchen Verhältnissen stünde ich auch der Anmaßung eines Königs gegenüber, würde ich seine Krone, seine Kerker, seine Henker vergessen, und ihm begegnen, wie es sich gebührt. Ich könnte mich wie ein Knecht, wie ein Verbrecher, wie ein Dummkopf geduldig behandeln lassen; aber wie einen Schulbuben — nie.

Und warum sind sie Schulbuben, wo sie sich die Schwächeren fühlen? Weil sie Schulmeister sind wo die Stärkeren; der ganze Unterschied besteht nur in den Jahren. Ihre Frömmigkeit, ihre Sentimentalität richtet sie zu Grunde. Vor lauter Begeisterung für das Gute, verlieren sie den Geist es zu Stande zu bringen. Thränen der Menschenliebe und Rührung verdunkeln ihnen den Blick, und der dümmste Jäger kann sie dann mit Händen fangen. So ein edler Deputirter sitzt, ohne es zu merken, wie ein Falk auf der Faust seines

gnädigen Herrn und zeigt sich etwas hoch oben in der Luft, was der gnädige Herr mit seinem Geschosse nicht erreichen kann, nimmt er ihm die Kappe ab und läßt ihn steigen. Das edle Thier steigt, steigt, steigt, holt aus den Wolken ein Täubchen herab, und, den Blick von der Sonne geblendet, gewahrt er gar nicht, daß er wieder zur alten Faust zurückkehrt und man ihm die Kappe von neuem über die Augen gezogen. Dann lachen die Junker verstohlen.

In Cassel feierten sie den Jahrestag der Verfassung und schrieben am folgenden Tage: „Tausend stille Gebete und Wünsche für sie steigen zu dem Ewigen.“ Aber der Ewige selbst, ist nicht ewig genug, mit eurer ewigen Geduld ewige Geduld zu haben, und laute Flüche wären ihm wohlgefälliger, als stille Gebete. Der Eröffnung der würtemberger Stände ging ein feierlicher Gottesdienst voraus, und ein Prälat — versteht sich ein Haase — predigte über den Psalmen-Vers „daß die Furcht des Herrn Ehre und Heil in das Land bringe“ und ging dann geschickt von dem Könige David auf den König Wilhelm über und näselte „von der Treue gegen unsern verehrten König.“ Und die Deputirten fürchten die Furcht und laufen nicht zur Kirche hinaus! Und dann wird die Sitzung eröffnet, „nachdem der Präsident in einer kurzen Anrede den Segen des Himmels erfleht für den bevorstehenden Landtag!“ Und dann erhebt sich ein hochherziger Deputirter, den ganz gewiß irgend ein loser Schelm von Staatsrath heimlich an seiner Großmuth gewitzelt, und macht den Vorschlag: man solle die Diäten der Deputirten von 5½ auf 4½ Gulden herabsetzen. Taumelnd stand gleich alles auf, was Edles auf den Bänken saß, und alle, einer nach dem Andern, schrieen wie die Kinder: „ich auch, ich auch!“ Es war eine Rührung zum Ersaufen, und die Junker im Trocknen lachten wieder. Darauf nahm ein anderer Deputirter das Wort und sprach: „Ich verzichte nicht auf meine fünf Gulden dreißig Kreuzer; ich werde aber einen Gulden täglich den Armen zukommen lassen.“ Auch diese schönen Worte hatten vielstimmigen Widerhall. Endlich stand einer auf und rief: „Wenn man mich zum Präsidenten der Kammer erwählen sollte, werde ich mich, statt der festgesetzten fünftausend Gulden, mit drei-

tausend begnügen.“ Und jetzt hielt die Tugend eine herzallerliebste Versteigerung und Einer forderte immer weniger als der Andere. Dieses Mal aber, als die Junker sahen, wie sich die Moral in Tausende verstieg, lachten sie nicht mehr, sondern sie murrten...... Und solchen unverständigen Menschen ist das Wohl des Landes anvertraut! So lassen sie sich von ihrem Herzen zum Besten haben! Sie sehen nicht ein, daß sie für einige tausend Gulden, die sie durch Verminderung der Taggelder dem Volke ersparen, ihm vielleicht Millionen an andern Lasten auflegen. Denn wenn die Diäten so gering sind, daß sie den Deputirten den Verlust ihrer Zeit nicht mehr vergüten, müssen sie zurücktreten und ihre Stellen den Reichen und den Staatsbeamten überlassen. Diese aber werden, wie immer, die Auflage so viel als möglich auf die untern Volksklassen wälzen. Es ist schön, wenn einer edel ist; aber das sei er im Geheim. Edelleuten und Ministern gegenüber, soll ein Bürger seine Tugend verstecken. Sobald diese merken, daß sie es mit einem edlen Deputirten zu thun haben, übervortheilen sie ihn um so mehr, und betrügen in ihm das ganze Volk. Im Gegentheile, wir müssen stets Eigennutz heucheln, damit sie Achtung vor uns bekommen.

Freitag, den 8. Februar.

Der Spott, den jetzt die deutschen Fürsten mit ihren Ständen treiben, empört mich nicht; ich bin dessen schadenfroh. Ein edler Mann kann oft der Gewalt unterliegen und immer unverdient; aber der List unverdient, nur das erste Mal. Wen sie zum zweiten Male täuscht, der hat sein Geschick verschuldet, und es ist das zweite Mal, daß sich die deutsche Freiheit bethören läßt. Wieder einmal haben die konstitutionellen Fürsten die Schranken der Verfassung durchbrochen, die uns gegen ihren Uebermuth geschützt; wieder einmal jubeln sie wie die entsprungenen Sklaven. Die Gitterstangen, die sie eingeschränkt, dienen ihnen jetzt zu Waffen diese Einschränkung zu rächen, und mit den Gesetzen, die sie aus dem Boden gerissen, zerstören sie die Gesetze, die noch aufrecht stehen. Und nicht mehr, wie früher, begnügen sie sich ihre Widersacher, die ihnen in die Hände fallen, einzeln zu bestrafen;

nein: sie bestrafen die Städte, die Gemeinden, in welchen sich Widersacher gegen sie hervorstellt. Der König von Baiern hat die Stadt Würzburg, durch Verpflanzung mehrerer Aemter, durch Entfernung der berühmtesten Universitätslehrer zu Grunde gerichtet. Die Garnison, der heilige Bischof, die allerheiligsten Edelleute verlassen die kleine gewerblose Stadt Freiburg, um die Bürger zu züchtigen, daß sie Rotteck zum Bürgermeister gewählt. Der König von Würtemberg, aus Unzufriedenheit, daß die Bevölkerung der Hauptstadt sich so freisinnig zeigt, will mit seinem Hofe und mit seiner Leibgarde nach Ludwigsburg ziehen. Der Magistrat von Stuttgart um das große Unheil von dem Wohlstande der Gemeinde abzuwenden, hat dem Könige eine von der Bürgerschaft unterzeichnete Adresse überreicht, worin diese den König bittet nicht von Stuttgart wegzuziehen.

So liegen jetzt alle Deutschen an einer gemeinschaftlichen Kette, und sie haben doch wenigstens eine Galeere zum Vaterlande. In Baiern soll es nicht mehr zu ertragen sein. Ich habe heute drei angesehene nnd reiche Gutsbesitzer aus Rheinbaiern gesprochen, die nach Amerika reisen, um für eine große Menge ihrer Landsleute eine Niederlassung auszumitteln. In Rheinbaiern, erzählen sie, steige die Tyrannei täglich, und sie wollten sich retten, während ihnen noch Kraft zur Rettung bliebe. Das sind keine Advokaten, keine Demagogen, keine Schriftsteller, keine Journalisten, keine Freiheits-Theoretiker, keine schwärmenden Jünglinge; es sind Gutsbesitzer, schlichte Landbauern — und doch können sie es nicht ertragen!

Samstag, den 9. Februar.

Die Erklärung von Alexis in der Nürnberger Zeitung hat mich sehr ergötzt. Ich hatte es noch nicht gelesen. Sie haben das nicht verstanden, wenn Sie jene Erklärung als einen Versuch ansehen, den Spott abzuwenden der den armen Häring in Berlin wahrscheinlich getroffen hat. Das nicht. Gegen die Beschuldigungen der Demagogie, die ich aus Scherz und Satyre gegen ihn vorgebracht, sucht er sich zu vertheidigen, und die Regierung dort hat vielleicht darauf Rücksicht genommen. In solchen Sachen verstehen sie keinen Spaß, wie

man zu sagen pflegt. Ich habe kaum gehofft, daß sie so dumm sein werden. Uebrigens können Sie sich leicht denken, daß ich nichts darauf antworten werde, überhaupt Keinem.

Einundvierzigster Brief.

Paris, Samstag, den 9. Februar 1833.

Den König von Griechenland, den Sohn des Baierischen Großbüttels, vor dem, wie die Zeitungen erzählen, von München an bis Brindisi, eine Rauchwolke von den köstlichsten deutschen und italienischen Schmeichelgewürzen herzog — nennt ein hiesiges Blatt: einen *roitelet idiot, sourd et bossu.* Ich habe kein französisches Wörterbuch bei der Hand, und weiß nicht was *idiot* heißt. Ich vermuthe es heißt dumm oder gar einfältig. Das wäre ein Unglück. Die Buckligkeit hätte nichts zu sagen: auch Sokrates war bucklig. Die Taubheit aller Könige wäre eine Wonne des Menschengeschlechts: denn bei ihnen fielen dann alle akustischen Täuschungen weg, es blieben nur noch die optischen übrig; ihre Höfe könnten sie um die Hälfte weniger betrügen, und ihre Völker wären um die Hälfte weniger unglücklich. Aber dumm, wäre dumm. Man braucht mehr Verstand die Griechen zu regieren, als das ganze übrige Europa zusammengenommen. Diese Entdeckung von den schönen Eigenschaften des Königs Otto, hat viel dazu beigetragen die französische Kammer bedenklich zu machen, ob sie die Garantie bewilligen solle, welche die Regierung für den dritten Theil des griechischen Anleihens zu übernehmen versprochen. Der Zeitungsredakteur ging mit dem Briefe, den er von einem baierischen geflüchteten Patrioten aus Straßburg erhielt, zu Düpin, wo an dem Tage die Deputirten versammelt waren; dort theilte er seine Nachrichten mit, von welchen er den wichtigsten Theil,

ich weiß nicht warum, nicht drucken ließ, und sie machten einen großen Eindruck, der auf die Kommission der Kammer über ging. Aber was liegt daran? Sowohl die alt- als die neubaierischen Herzen, die von München wie die aus dem Spessart, sind, seit ihnen der Professor Thiersch erzählt, daß Sophokles und Aechylus mit dichterischer Begeisterung vom Bier gesprochen, so entzückt über die Heleneßirung ihres Ottos, daß sie die noch fehlenden zwanzig Millionen gern hergeben werden, und sollten sie darüber verarmen und mit einer Hopfenstange in der Hand die Welt durchbetteln müssen.

Die Baiern begreifen recht gut die unermeßlich heilsamen Folgen, die der Staatsvertrag, den der baierische Vater mit dem Griechischen Sohne geschlossen für Bier und Vaterland haben muß. Beide Majestäten verbürgen sich darin wechselseitig ihre Länder und Unterthanen. Sollte einmal der König von Baiern von Oesterreich, oder seinem eigenen treuen Volke angegriffen werden, muß ihm der König von Griechenland Hülfe schicken. Sollte dieser einmal von Oesterreich, Rußland, Frankreich, England, den Türken, dem Pascha von Egypten oder von seinen eignen geliebten Unterthanen, die ihn anbeten, bedroht werden: dann muß ihm der König von Baiern Hülfe leisten. Wenn ein Baierisches Regiment in Franken, mit den Leiden des Volks zu sympathisiren anfängt, schickt mann es schnell nach Griechenland. Mögen immerhin die Soldaten sich verzweiflungsvoll auf die Erde werfen, und sich die Stirne auf dem Pflaster zerschmettern; mögen sie immerhin bei der Einschiffung sich empören — man weiß sie zu zwingen. Wenn ein griechisches Regiment in Nauplia sich merken läßt, daß es seinen König doch gar zu bucklig finde — schickt man es nach München. Die Griechen in Baiern und die Baiern in Griechenland verstehen das Volk nicht, unter dem sie leben, und hassen und mißhandelten es zum Heile und zum Segen des monarchischen Prinzips. Der Kaiser von Oesterreich übt auch diese schöne Regierungskunst. Die ungarischen Soldaten werden nach Italien, die italienischen nach Ungarn geschickt. Der Ungar versteht kein Italienisch, außer dem Wenigen, was ihm Abends in der Kaserne beigebracht wird. Es wird ihm aber nichts gelehrt als *caro amico*, und man sagt ihm caro amico hieße H u n d s f o t t. Wenn nun der gut-

müthige Ungar in einer Weinschenke sitzt, und ein gutmüthiger Italiener reicht ihm die Hand und sagt fratello mio, caro amico! — stößt ihm der Ungar seinen Degen in den Leib. Wenn ein junger italienischer Offizier an den Ufern der Donau gedankenvoll hinschleicht, und weint Sehnsuchtsthränen nach seinem unglücklichen Vaterlande, tritt ein edler Ungar zu ihm und sagt in seiner Sprache: Nicht weinen Bruder, du wirst dein schönes Vaterland bald wiedersehen! Der schmerzbetäubte Italiener glaubt der Ungar spotte seiner und schlägt ihm ins Gesicht. Sie duelliren sich, der Ungar bleibt todt, und das monarchische Prinzip gibt am nämlichen Abende dem italienischen Offizier-Corps einen Champagnerpunsch.

Wollen Sie nächsten Sommer mit mir eine Wallfahrt zur Madonna di bacio machen? Der baierische Volksfreund hat neulich den Vorschlag gemacht: „an der Stelle wo die betrübte königliche Mutter ihrem vielleicht auf immer scheidenden innigst geliebten Sohne, dem Könige von Griechenland den letzten Abschiedskuß gegeben, vermittelst „Beiträge patriotischer Baiern eine Kapelle zu bauen." Die Patrioten werden beitragen, die Kapelle wird gebaut werden, Cornelius wird eine küssende Mutter Gottes, den griechischen Jesus auf den Armen, malen und wir — nun wir bewundern Cornelius. Aber so ein Teufel von Volksfreund hat kein Herz in der Brust. Was hat er nöthig, eine betrübte Mutter noch mehr zu betrüben? Wäre nicht schöner gewesen, er hätte der königlichen Mutter gesagt: „Betrübe dich nicht, königliche Mutter! Du hast deinen Sohn nicht zum letztenmale geküßt, du wirst ihn bald wiedersehen —?"

Sollte die Ottolästerliche Correspondenz jenes Königs-, Biers- und Vaterlandsvergessenen baierischen Journalisten in Straßburg, die Folge haben, daß die französische Regierung ihren Theil des griechischen Anleihens übernimmt: so hätte ich wohl ein Mittel, die Garantie für die noch fehlenden zwanzig Millionen, ja eine größere herbeizuschaffen. Aber ich theile es nicht mit. Nicht als fehlte es mir an schuldiger Liebe und Verehrung für den König von Baiern; aber mein Herz treibt keinen Detailhandel. Ich kann nicht jeden deutschen Fürsten besonders lieben, sondern ich liebe den deutschen Bund für alle.

In Frankfurt habe ich ein großes Commissionslager von Liebe und Anbetung und jede Gesandtschaft kann sich dort für ihren Herrn soviel davon holen, als ihm nach Verhältniß seiner Civilliste zukömmt. Steht aber einmal ein baierischer Patriot unter dem Bilde seines Königs, das er anzubeten verurtheilt worden, werde ich ihn mit meinem Geheimnisse von seiner Schande loskaufen. Mein Finanzplan geht in's Riesenhafte, und ist so groß als das was ich damit zu bezahlen gedenke. Ihnen will ich ihn gleich anvertrauen.

Im menschlichen Blute ist wie bekannt, Eisen enthalten. Jetzt hat sich neulich ein hiesiger Chemiker zu dem Versuche angeboten, aus dem Blute eines verstorbenen Menschen so viel Eisen zu ziehen, daß man daraus eine Denkmünze von der Größe eines Vierzigfrankenstücks prägen könne .... Ich sehe vorher, ein Spitzbube von königlichem geheimen Finanzrathe fällt mir hier in das Wort und sagt: der Vertrag gilt nichts, wir wissen Ihr Geheimniß schon .... Das ist Betrug, Herr Geheimer Finanzrath! Freilich wissen Sie jetzt mein Geheimniß, aber haben Sie es früher gewußt? Es ist das Ei des Columbus. Nein, der Vertrag gilt; Ihr sollt jenem armen blassen Jüngling dort nicht das Herz brechen; er soll nicht das Götzenbild eines wahnsinnigen Tyrannen anbeten. Ihr laßt ihn frei und nehmt meinen Plan.

Ist es nicht eine Schande von lüderlicher europäischer Staatshaushaltung, daß in allen Ländern so vieles kostbare Blut der Unterthanen, ganz ohne persönlichen Vortheil ihrer Fürsten vergossen wird? Man antworte mir nicht: Das Blut, welches die Soldaten für die Fürsten vergießen, sei doch nicht ohne Nutzen. Nein. Nützt denn ein Soldat in der Schlacht durch sein eigenes Blut das er vergießt? Er nützt blos durch das Blut des Feindes das er vergießt. Sein eignes bringt dem Fürsten keinen Vortheil; denn sobald er todt hingestreckt oder verwundet wird, ist er kampfunfähig. Nun, warum sammelt man dieses Blut nicht in Spitälern und auf dem Schlachtfelde und bereitet Eisen daraus? Man bedenke nur, welches Meer von Blut allein in Europa, nur allein im achtzehnten Jahrhunderte, nur allein in den Kriegen vergossen wurde, die der französischen Revolution vorhergingen! Da ist der nordische Krieg, der österreichische

Erbfolgekrieg, der polnische Krieg, der schlesische Krieg, der siebenjährige Krieg, der baierische Erbfolgekrieg, der Krieg den in Europa der amerikanische Freiheitskampf zur Folge hatte, der Türkenkrieg. Rußland und Schweden haben nicht soviel Eisen, als man aus all diesem Blute hätte ziehen können. Daraus hätte man Geld, Flinten, Säbel, Bomben, Kanonen bereitet. Und lacht nicht verächtlich und sagt: das sei doch nur Eisen! Ist denn eine Kanone von Eisen? Sie ist vom reinsten Golde, denn damit holt man's. Ein Potosi habt ihr verschleudert! und das ist noch gar nichts . . . . O! Herr geheimer Finanzrath, ich war ein Dummkopf. Mit meinem Plane hätte ich den ganzen Rheinkreis, Siebenpfeifer, Wirth, Behr, Kurz, Wiedemann und hundert von andern Schlachtopfern Eurer monarchisch-aristokratisch-jesuitischen Tyrannei loskaufen können. Ich habe mich übereilt, doch es ist zu spät; ein ehrlicher Mann muß auch dem Teufel Wort halten.

Nicht blos das Blut der Soldaten im Kriege, sondern auch das Blut aller Bürger in Friedenszeiten, kann zur Metallbereitung benutzt und können dadurch die fürstlichen Kassen unerschöpflich gemacht werden. Wie viele Millionen Bauern gibt es nicht in Europa, die ihre Steuern nicht mehr bezahlen können. Man lege ihnen eine Blutsteuer auf, man lasse sie zur Ader. Wenn ein Bürger seine Geldbuße nicht entrichten kann, lasse man ihm zur Ader. Wie herrlich könnte man das Aderlassen benutzen, Preßvergehen zu verhindern oder zu bestrafen. Ein deutscher Journalist hat gewöhnlich weder Gut noch Geld um Caution zu leisten. Man setze tausend Unzen Blut als Caution für jeden Journalisten fest. Kann ein Preßverbrecher seine Geldbuße nicht abtragen, verurtheile man ihn zu einem täglichen Aderlasse, auf drei, fünf, sieben, neun, vierzehn Jahre, oder nach der baierischen Criminalpraxis auf unbestimmte Jahre. Man lasse den Journalisten Blut, bis die europäischen Verhältnisse sich gebessert haben, bis die belgische, irländische, französische, deutsche, portugiesische, spanische, amerikanische, griechische, türkische, ägyptische Frage entschieden ist. Dann braucht auch ein deutscher Fürst nicht mehr den Kaiser von Rußland um sein herrliches Sibirien zu beneiden. Er kann dann auch seine Unterthanen zu den Bergwer-

ken verurtheilen; denn ein reiches Bergwerk ist das menschliche Blut.

Jetzt habt Ihr meinen Finanzplan, jetzt habt Ihr Euer griechisches Anleihen vollständig. Komm nun mit mir du elender armer Jüngling! Du weinst? Sieh diese Thräne da, die aus deinem Auge auf deine Hand gestürzt! Brennt sie dich nicht wie Scheidewasser? Nicht einmal die Kraft, nicht einmal den Muth hattest du, deine Hand bis an die Augen zu erheben, um sie zu trocknen! Du weinst? Du flehest Gott an? Gott spottet deiner. Gott ist voll unendlicher Lieb' und Barmherzigkeit. Er hilft jedem Unglücklichen in seinen Schmerzen, er tröstet selbst den Schuldigen in seiner Herzenspein; aber er hilft und tröstet nur, wenn der Unglückliche, sich zu retten alle seine Kraft verbraucht, und ihm keine mehr übrig geblieben. Dem Trägen und Feigen aber leiht Gott nicht seine Kraft, sondern er verläßt ihn. Hilf dir selbst, dann wird dir der Himmel helfen!

Dienstag, den 12. Februar.

Hilf dir selbst, dann wird dir der Himmel helfen! Das ist mein Triolet. Aber das Triolet der achtzeiligen deutschen Liberalen heißt: Mußt kräftig protestiren, schlägt man dir in's Gesicht. Und schlägt man so einen Pourceaugnac in's Gesicht, thut er noch groß damit und frohlockt überall herum: „Il m'a donné un soufflet, mais je lui dis bien son fait." Wie wehe macht mir dieser deutsche Protestantismus: Damals zu Luthers Zeiten, fingen sie auch mit protestiren an; aber endlich mußten sie zuschlagen, und da siegten sie. Es liegt in ihrer Natur, daß bei ihnen Jahre lang das kalte Fieber dem hitzigen vorschleicht, und das, was bei andern Völkern Genesung ist, bei den Deutschen zu neuer Krankheit wird. Was wird bei uns nicht alles noch geschehen, welche Leiden werden erduldet werden müssen, bis sie es zu einer Revolution bringen. Die Franzosen standen mit einem Sprunge darin. Hundert Mal im Tage wünsche ich: hole sie der Nicolas! Wahrlich, sie werden nicht eher spüren daß es Winter ge-

worden, daß die Erde kahl ist, daß die Bäume abgestorben, die Lüfte verstummt sind und die Leiche des Vaterlandes in ihrem Schneehemde unbegraben unter freiem Himmel liegt — nicht eher, bis man sie nach Sibirien schickt, und sie dort für den kaiserlichen Leib Fuchspelze erjagen müssen, und jeder Wunsch, der warm aus dem Herzen kam, zwischen den Lippen gefriert, und als Eiszapfen aus dem Munde hängt. Es wird nicht besser, ehe es ärger wird.

Da war wieder einmal ein freisinniger deutscher Mann edel gewesen, und hat durch seinen Edelmuth der guten Sache mehr geschadet, als ihr hundert Schurkenstreiche hätten schaden können. Ich meine R o t t e c k. Die Bürger von Freiburg haben Rotteck, nachdem die Regierung die erste Wahl verworfen, zum zweiten Mal, und wenn wieder gehindert, zum dritten Mal zu ihrem Bürgermeister wählen wollen. Aber da stellte sich der edle Mann auf einen Schemel der Tugend und rief seinen Mitbürgern zu: sie möchten doch wegen seiner die väterliche Rache des Landesvaters nicht ihrer Stadt zuziehen, und lieber nachgeben und die Bürgermeisterwahl einem Andern zuwenden. Das liberale deutsche Philisterthum wurde von solcher Hochherzigkeit bis zu Thränen gerührt, und ist heimlich schadenfroh, daß die hohe deutsche Bundesversammlung erröthen müsse, von solcher Großmuth beschämt worden zu sein. Solch' einen Mann zu verfolgen! Und daß ja nichts fehle an der vollständigen deutschen Reichsgeschichte, hat Rotteck — protestirt. Die Regierung möge sich alles nehmen was ihr beliebt, nur R e ch t soll man ihr nicht geben! So lassen sich diese edlen Menschen zum Besten haben, und Rotteck ein Meister der Weltgeschichte, der alle Gewaltthätigkeiten kennt, welche von Nimrod bis zu Nicolas die Herrn der Erde geübt, der alle ihre Schelmereien, alle ihre listigen Wege kennt: glaubt einem schönen Triebe seines Herzens zu folgen, während er nur einem Stoße nachgab, den man an einer elektrischen Kette von Karlsruhe bis nach Freiburg zu leiten wußte. War denn hier an Rotteck, an Freiburg gelegen? Darauf kam es an, daß das Volk sein Recht behaupte, seinen Willen und seine Kraft geltend mache, und zeige, daß es der Naseweisheit der Badischen Junker zu begegnen wisse.

Ja sie werden nicht eher warm werden, als bis sie nach Sibirien

kommen. Der Kaiser Nicolaus allein verstände es, das träge deutsche Blut in raschere Bewegung zu setzen. Unsere inländische Tyrannei bringt uns nicht weiter. Wir werden auch gefoltert, aber der Arzt steht uns zur Seite und fühlt uns von Minute zu Minute den Puls, und so oft das Leben zu entweichen droht, spannt man uns ab, und bringt uns nicht eher wieder auf die Folter, bis wir neue Kräfte gesammelt. Aber in Rußland ist man so weichherzig nicht. Befahl doch neulich ein kaiserlicher Ukas: Alle Zöglinge aller Schulen im Reiche, die sich schlecht aufführten, sollten unter die Soldaten gesteckt, oder, wenn wegen körperlicher Mängel dienstunfähig, nach Sibirien verpflanzt werden! Was man in einem despotischen Lande wie dort, unter schlechter Aufführung der Jugend versteht, kann man sich leicht denken. Das heißt nicht: Schulden machen, spielen, trinken, die Lehrstunden versäumen, Liebschaften haben — sondern das heißt: freisinnige Meinungen offenbaren. Und darum Knaben nach Sibirien verbannen! Und darum die heiligen Bande der Mutterliebe zerreißen! Und darum das Fundament der Welt untergraben! Das würde bei uns wirken. Aber was geschieht in Deutschland? Höchstens wird ein freisinniger Mann zur Abbitte vor einem goldnen Rahmen und zur Zuchthausstrafe auf unbestimmte Zeit verurtheilt. Die deutschen Höfe sollten ihre Junker nach Petersburg schicken, daß sie dort regieren lernten.

Es ist wirklich eine Schande, wie sehr die deutschen Junker noch zurück sind. Die in Sachsen haben es unter allen am weitesten gebracht; doch was ist's? In der ersten Kammer dort, in der Pagoden-Kammer — so oft in einer ministeriellen Mittheilung des Namens des Königs oder des Prinzen Mitregenten Erwähnung geschieht, oder so oft ein Minister in den Saal tritt, stehen die Edelleute auf und verneigen sich. Das ist alles. Ich bin nicht unbillig, ich sage nicht: das ist nichts. Es ist freilich eine Adelsperle, gegen welche die Perle, welche Kleopatra in ihrem Weine auflöste, nur eine Linse war. Aber ich sage: es ist wenig. Eine Perle! Schickt die edlen Pagoden nach Petersburg. Ist es nicht abscheulich, wie man im königlich mitregentlichen Sachsen den Bürgerstand verzärtelt? Die Biene

enthielt eine Petition worin man um die Abschaffung des Lehnwesens bat — ein im neunzehnten Jahrhundert unerhörtes Verbrechen. Nun freilich hat man dieser Biene nicht blos den Stachel, sondern auch den Honig genommen; man hat sie zertreten, das Blatt unterdrückt, und den Redakteur, der mit der Zeitung seine zahlreiche Familie ernährte, an den Bettelstab gebracht. Das ist etwas, aber lange nicht genug. In Rußland hätte man dem Bienen-Vater Nase und Ohren abgeschnitten und ihn nach Sibirien verbannt. Schickt die Junker nach Petersburg!

— Von deutschen politischen Monatsjournalen kenne ich nur ein einziges, das zu loben wäre: das welches der Professor Pölitz in Leipzig herausgibt. Es war früher schon sehr gut, da der Mann nur erst Censor und Hofrath war; jetzt aber hat ihn der Großherzog von Darmstadt auch zum geheimen Rathe ernannt, und da wird das Journal noch viel besser werden. Diese Auskunft geben Sie einstweilen *** in meinem Namen. Ueber das Andere werde ich ihm bald selbst schreiben.

— Heine's „Französische Zustände" habe ich erst vor wenigen Tagen bekommen, auch schon darin zu lesen angefangen, ich will aber meine Bemerkungen zusammen kommen lassen. Das Buch kömmt mir sehr gelegen. Es soll mir dienen, mich, vielleicht auch Heine zu ergänzen. Das ist bequem und angenehm; es ist wie ein Treppengeländer. Man legt die Hand darauf und gleitet mit geschlossenen Augen sicher hinab. Heine, mir gegenüber, kommt mir vor wie Melanchthon gegenüber Luther. (Ach was das für eine schöne Tonne für unsere lieben dummen Wallfische!) Ich kann wie Luther sagen: „Ich bin dazu geboren, daß ich mit Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen, darum meiner Bücher viele stürmisch und kriegerisch sind. Ich muß die Klötze und Steine ausrotten, Dornen und Hecken weghauen, Pfützchen ausfüllen, Bahn machen und zurichten; aber Melanchthon fährt säuberlich und still daher, bauet und pflanzet, säet und begeußt mit Lust, nachdem ihm Gott seine Gaben reichlich gegeben hat. Soll ich aber einen Fehl haben, so ist es mir lieber, daß ich zu hart rede und die Wahrheit zu

heftig herausstoße, denn daß ich irgend einmal heuchelte und die Wahrheit inne behielte."

Mittwoch, den 15. Februar.

Gestern waren laue Frühlingslüfte in den Tuilerien und man ging und saß viel spazieren. An solchen Tagen sprossen plötzlich die Stühle aus der Erde und prangen mit den schönsten Blumen. Blumen — Weiber. Schon werde ich dichterisch und habe das ganze Herz voll Veilchen. Wie freue ich mich auf den Frühling! Wie will ich lieben! Auch will ich, sobald ich meinen letzten Brief aus Paris geschrieben, eine Frühlingskur gebrauchen; Brunnenkresse, den Werther, oder was sonst das Blut reinigt. Das war ein harter Winterfeldzug! Ach! und das weiße Blut der Augen, was die Menschen Thränen nennen, wird für keine Wunde, Weinen nicht für Kämpfen angerechnet! Doch es sei; glücklich wer das nicht kennt. Wie freue ich mich auf die Seen, die Berge und auf das Schellengeläute der Heerden, das mich einlullt wie ein Wiegenlied.

..... Ich fange an Mitleiden mit Ihnen zu haben und kann Ihren Schmerz nicht länger ohne Rührung wahrnehmen. Sie sollen Alles erfahren aber heute ist es zu spät. In meinem nächsten oder nachnächsten Briefe werde ich die Geschichte zu erzählen anfangen. Ich führe Sie von Fortsetzung zu Fortsetzung, bis ich Paris verlasse und Sie wiedersehe. Dann ist das Geheimniß gerettet. Mündlich kann ich lügen wie gedruckt, gedruckt aber, oder schriftlich lüge ich nie. Das ist mein Amt und mir heilig. Ich unterscheide mich hierin sehr von allen Ministern, von welchen man mehrere Beispiele hat, daß sie in geselligen Verhältnissen nicht gelogen, in amtlichen aber kein einziges Beispiel — ausgenommen in dem seltenen Falle wo sie die Wahrheit sagten, daß man sie nicht glaube. Also noch acht Tage warten.

Zweiundvierzigster Brief.

Paris, Freitag,, den 15. Februar 1833.

Menzel's Artikel über Saphir ist wunderschön, gemüthlich und geistreich. Ich hatte ähnliche Gefühle, als ich erfuhr, Saphir wäre ein Hofmann geworden, und gar unentgeltlich. Sich den Höfen zu verschenken, das heißt sie verächtlich machen, das heißt sie ganz zu Grunde richten. Es gibt keine gefährlichere Feindin des monarchischen Prinzips als die Uneigennützigkeit. Schöne Augen hat es nicht, wie bekannt, und seine Gehalte sind sein ganzer Gehalt. Aus einem Theater-Kritiker ein Theater-Intendant zu werden! Adam war so dumm, sich aus dem Paradiese verjagen zu lassen; aber so dumm war er nicht, daß er sich selbst mit dem flammenden Schwerte vor das Paradies stellte, um die verbotenen Früchte darin gegen sich selbst zu bewachen. Vor einigen Jahren, als ich in Berlin war, ließ man mich dort ausforschen, ob ich nicht geneigt wäre, eine ministerielle Theater-Zeitung zu schreiben. Zu wie viele Thaler courant man mein ästhetisches Gewissen abgeschätzt, erfuhr ich nicht; man wollte wahrscheinlich meiner Phantasie keine Schranken setzen. Ich kann Sie versichern, daß ich in meinem Herzen die größte Lust hatte, mich in solchen Künsten etwas zu versuchen. Es hätte mir Freude gemacht, eine Weile lang das monarchische Prinzip der Oper zu vertheidigen und den Jarke des Ballets zu spielen. Aber ich lehnte das Anerbieten ab, denn mit dem Teufel ist nicht gut zu spaßen.

Ich hätte Saphir für klüger gehalten. Von rechtlicher Gesinnung mag ich nicht sprechen, man macht sich damit nur lächerlich; ich rede nur von der Klugheit. Saphir hätte bedenken sollen, daß man jede Achtung der Menschen, wie jede Herrschaft, nur durch die nämlichen Mittel behauptet, durch die man sie erworben. Diesen Weg zu verlassen und abtrünnig zu werden, kann durch alle Schätze der Welt nicht vergütet werden. Um zehn Kronen verrieth Napoleon die Freiheit die ihn emporgehoben; er verlor alles, und die Freiheit selbst erbte den

Lohn, den er empfangen sie zu verrathen. Ich höre, Saphir wundert sich, daß man ihn nicht bezahlt, und daß man ihn nicht einmal gebraucht. Wenn man ihn also bezahlte und doch nicht gebrauchte, würde er sich um so mehr wundern. Begreift er denn nicht, daß wenn die Höfe einen unabhängigen Geist kaufen, dieses gar nicht geschieht um ihn zu verwenden? Was haben sie solchen nöthig? Es fehlt ihnen an Knechten nicht. Sie kaufen ihn nur, um ihn zu zerstören, um die menschliche Würde zu entheiligen, und frohlocken zu können: „Seht, so sind euere Oppositionshelden, euere Liberalen, euere Republikaner! Für Gold sind sie alle zu haben.“ Die Royalisten möchten die Ansicht geltend machen, ein wahrhaft Liberaler müsse uneigennützig, ein Republikaner tugendhaft sein. Es ist Schelmerei; sie möchten dem Liberalismus und dem Republikanismus den Handel verderben; denn mit so großen Aufopferungen wird sich ihnen selten einer ergeben wollen. Ich kann aber meinen Glaubensgenossen, den Liberalen, zu ihrer Beruhigung die Versicherung geben, daß unsere politische Religion uns gar nicht verbietet, nach Herzenslust Egoisten zu sein. Es giebt sehr viele edle Menschen unter den Royalisten und sehr viele Schufte unter den Republikanern. Aber das beweist weder für die Monarchie noch gegen die Republik. Vielleicht fragen Sie mich: wenn das aber so ist, wenn der Liberalismus und die Republikanische Verfassung die Menschen nicht besser macht, was wird dabei gewonnen? Darauf erwiedere ich Ihnen; der Republikanismus macht *die* Menschen nicht besser, aber *den* Menschen. Der Egoismus, in einer republikanischen Sphäre, ist weder so breit im Raume, noch so lang in der Zeit, als der Egoismus in einer monarchischen Sphäre. Nicht so breit — durch *Korporations-Geist*; nicht so lang — durch *Erblichkeit*. Er beginnt und endet mit dem Leben, und tritt nicht über den Kreis der Familie hinaus. Individuel wie er ist, hat er nicht Raum genug ungeheuer, nicht Zeit genug, trostlos zu werden für die bürgerliche Gesellschaft. Die *Person* hat die Verantwortlichkeit aller ihrer Handlungen auf sich allein zu nehmen, und dieses Gefühl wird auch der lasterhaften Natur Schranken setzen. Aber der *Adel* hat kein Gewissen; denn er theilt die Schuld mit den Tausenden seines Standes. Aber der schlechteste

Fürst kann sich gerecht dünken; denn er betrachtet sich als einen treuen Verwalter, der ein Gut, das ihm von seinen Vorfahren anvertraut worden, ungeschmälert seinen Nachkommen überliefern will. Ich werde Ihnen das ein anderes Mal deutlicher und umständlicher auseinander setzen. Wenn Sie wißbegierig sind, erinnern Sie mich daran; meine liberale Spitzbubenschule steht Ihnen zu jeder Zeit offen.

Es wird jetzt von sämmtlichen Regierungen ein allgemeines europäisches Treibjagen auf die ehrlichen Leute gehalten, und ein edles Thier weiß gar nicht mehr, wo es sich vor all den Hunden und Jägern verstecken soll. Sehen Sie, wenn ein Thor einmal von einem Weisen etwas lernt, ein unwissender Mensch aus einem guten Buche eine Lehre zieht: können Sie sich darauf verlassen, daß es gerade eine Thorheit und etwas Falsches sein wird, was sie sich aneignen. Vor vielen Jahren hat Montesqieu in seinem berühmten Werke „von dem Geiste der Gesetze," den Grundsatz aufgestellt: Die Tugend sei das Prinzip der Republiken, wie die Ehre das der Monarchie. Die ganze Weltgeschichte spricht dagegen. Doch glaubte man es wie ein Evangelium. Nun war in früherer Zeit von republikanischen Gesinnungen in Europa nichts zu spüren; die Tugend, wo sie sich zeigte, flößte also keine Besorgnisse ein, und die Fürsten trugen kein Bedenken einem ehrlichen Manne ein wichtiges Staatsamt anzuvertrauen. Jetzt aber, da sich die republikanischen Neigungen täglich stärker aussprechen, erinnert man sich, daß die Tugend ihre einzige Nahrung sei, und man sucht die ehrlichen Leute wie die Wölfe auszurotten. Auch werden die Staatswälder täglich sicherer, und man wird bald mit der größten Ruhe bei Tage und bei Nacht darin reisen können. Ein freisinniger Mann nach dem andern fällt ab, durch Bestechung oder andere Verführung. Das traurigste hierbei ist nun, nicht daß die Feinde der Freiheit darüber frohlocken, sondern daß deren Freunde sich darüber betrüben und in ihrem Glauben wankend gemacht werden. Das ist nun auch eine Thorheit und zugleich eine Ungerechtigkeit. Wer die Tugend zerstören will, braucht nur an ihr zu verzweifeln. Als der sterbende Cato sprach: **es gibt keine Tugend!** — von dem Augenblicke an gab

es keine mehr. Die Schande und das Verbrechen fallen auf die, welche verführen, nicht auf die, welche sich verführen lassen. Der gesündeste, der stärkste, der blühendste Mann — ist er, darum, weil er so ist, der Wirkung des Geistes weniger ausgesetzt? Er unterliegt ihm wie der schwächste. Wie mit der Gesundheit des Körpers ist es auch mit der Gesundheit der Seele. Auch der edelste Mensch hat Augenblicke in seinem Leben, in welchem er sich dem Teufel verschreiben möchte. Es sind Augenblicke der Noth, des Mangels, des Zorns, der Schaam, der Liebe, des Hasses oder was es sonst ist, was einen guten Menschen aus seiner Bahn werfen kann. In solchen Augenblicken ruft er den Teufel an; aber zum Glücke kommt der Teufel nicht. Die mitternächtliche Stunde geht vorüber, der Morgen dämmert und die Seele ist gerettet. Doch die Polizei kommt, sobald man sie ruft, bei Tage und bei Nacht, zu jeder Stunde durch den Schornstein und durch das Schlüsselloch. Ja, sie kommt auch ungerufen, denn sie kennt die Noth jedes Menschen, und wo keine ist, weiß sie solche herbeizuführen. Keiner entgeht ihr, auf dessen Verderben sie es beharrlich angelegt. So fängt die Polizei die armen verlornen Seelen, welche die gebildete Welt in Frankreich: Freunde der Regierung, in Oesterreich: gute Patrioten, in Preußen: Preußen, in Spanien: Freunde des Thrones und des Altars, in Rußland: Alt-Russen, in Baiern: Jesuiten nennt; welche aber der grobe Pöbel überall Spione heißt. Gegen das Gift der geheimen Regierung gibt es nur ein Gegengift, das wirksam ist: der Stolz. Zwar ist der Stolz auch ein Laster und vielleicht das größte unter allen. Aber eben weil es das größte und mächtigste ist, beherrscht es die andern Schwächen als Despot und unterdrückt sie alle. Den einzigen Rath, den man ehrlichen Leuten geben kann, sich zu wahren, ist: seid stolz! Bedenkt, daß ihr es mit Menschen zu thun habt, die ihr verachtet, und die euch verächtlich machen wollen, damit ihr das Recht verliert, sie zu verachten. Bleibt fern von ihnen Und weil man euch nur für stark hält, so lange ihr brüllt wie die Löwen — so brüllt! Knurrt, beißt, kratzt den ganzen Tag, daß euch keiner nahe komme: ihr seid verloren, sobald ihr liebenswürdig seid.

Samstag, den 16. Februar.

„Guten Morgen, Kammerherr. — Ihre Hoheit geruhen wohl geruht zu haben. — Waren gestern bei Hofe? — Unterthänigst. — Was Neues? — Die Gräfin Amalie war en extase über das schöne Wort, das Ihre Hoheit in der Kammer ausgesprochen — Erinnere mich nicht. — Ihre Hoheit geruhten, als die Rede von der Oeffentlichkeit der Sitzungen und dem Drucke der Verhandlungen war, zu sagen: Thaten sind besser als Worte. — Weiter? — Der Graf bemerkte: vraiment le prince Jean est un Mirabeau. Die kleine gelbe Baronin Julie trat hinzu und sagte: oui monsieur le Comte, le prince est une mire—à—beau. Darauf erwiederte die Gräfin: Et vous, madame, vous êtes une mirabelle. — c'est divin: Meine Chocolate. Um elf Uhr der graue Wagen vor. Sie melden mich bei der Gräfin. — Der Hofrath Böttiger, Aufseher im Japanischen Palais, bittet Ihre Hoheit unterthänigst einen Blick auf diese lateinischen poetische Zeilen zu werfen. — Der Japanische Narr soll mich in Frieden lassen mit seinem Latein. Was will er? Es ist eine Ode Horace — Vorace, Kammerherr! — An Ihre Hoheit, über deren männlich-fürstlich-edel-hoch parlamentarisches Betragen. — Was ist's? — Wie Ihre Hoheit zu sagen geruhten. Thaten sind besser als Worte. — Schicken Sie dem Hofrath zwei Dukaten und ich ließe danken. — In der Allgemeinen Zeitung stehen Berichte über die Stände-Versammlungen. — Worte, nichts als Worte, Thaten sind besser als Worte. Ich werde mit dem Minister sprechen. Es darf keinem Unterthanen erlaubt sein, Berichte in eine auswärtige Zeitung zu schicken, ohne sie vorher der inländischen Censur vorgelegt zu haben. Wozu all das Geschwätz? Thaten sind besser als Worte. Meine Reitgerte! — Hoheit, dieses Mal sind sie in guten Händen. Der Hofrath Böttiger läßt merken: er sei Correspondent der Allgemeinen Zeitung. — Was schreibt er? la Bonbonnière! — Er spricht von der neulichen Sitzung, wo Ihre Hoheit zu sagen geruhten: Thaten sind besser als Worte. — Drei Dukaten bringen sie ihm. — Ein junger Künstler wagt es ihrer Hoheit diese Skizze zu einem Gemälde vorzulegen. Es ist die Kammersitzung, in welcher Ihre Hoheit zu sagen geruhten: Thaten sind besser als Worte. Sämmtliche hohen Stände-Glieder sind porträtirt. — Mais Diable! man sieht ja ihre Gesichter nicht. Nichts als Rücken; man meint ja, es wäre der Grundriß zu einem Brückenbau. — Delicieux! Altesse. Der Maler wählte den Augenblick wo der Minister in die Kammer tritt und sämmtliche Mitglieder aufstehen und sich verneigen. — Hut! Kammerherr, Sie erwarten mich bei der katholischen Kirche, und wenn Sie mich bei der Gräfin wieder einsteigen sehen, kommen Sie mir entgegen. Prenez cette tabatiere. Addio. — Thaten sind besser als Worte. — —

Mit Ausnahme Ihrer Worte, die besser sind als alle Thaten. Dieser Brief ist kurz und bleibt kurz. Am mehr schreiben verhindert mich Victor Hugo's neues Drama, das vor einigen Tagen im Drucke erschienen, und worüber ich zwei Tage mit Lesen und Notiren zugebracht.

— Den * * * habe ich immer als liberalen Mann gekannt. Ueberhaupt ist er brav und hat einen tüchtigen Charakter. Schade, daß seine Verhältnisse ihn von politischer Thätigkeit entfernt halten. In unserm verkrüppelten deutschen Philisterwalde würde er als hohe Eiche hervorragen und man würde ihn aus den Fenstern der fürstlichen Palläste erkennen.

Dreiundvierzigster Brief.

Paris, Donnerstag, den 21. Februar 1833.

Lucrecia Borgia habe ich gestern aufführen sehen, nachdem ich das Drama gelesen, und ich kann jetzt gründlich davon sprechen, ob die Dame schön oder häßlich sei, denn ich habe sie am Tage und beim Kerzenlichte betrachtet. Ich muß wieder den Brutus machen. So oft ich Victor Hugo richte, ist es mir, als sollte ich meinen Sohn verurtheilen. Ich liebe den Rebellen: denn nur mit solcher Kraft und solcher Kühnheit kann man sich so weit und so hoch verirren und ich hoffe, daß wenn er erst ganz die Besinnung verloren, er zur Besonnenheit zurückkehren wird.

Zu besserm Verständniß sollte ich Ihnen vorher Einiges aus der wahren Geschichte der fürstlichen Familie Borgia mittheilen, wenn auch nur mit unleserlicher Hand, daß Sie so von der Hälfte der Wahrheit, die ich Ihnen erzählte, nur die Hälfte verstünden. Doch ich fürchte, noch so unleserlich, möchte das dem monarchischen Prinzip schaden, das jetzt kränklich und reizbar ist, und das man schonen muß. Auch könnte dann geschehen, daß Sie vor Marat wie vor einem Heiligen niederfielen, und sie sollen keinen andern Mann anbeten, als den Einen.

Nach reiflicher diätetischer Ueberlegung, habe ich beschlossen, Sie mit der letzten Scene der Tragödie zuerst bekannt zu machen. Wenn Sie es dort oben, auf dem Gipfel der Greuel ausgehalten, ist weiter unten ein wahres Vergnügen. Einige Schritte den Berg hinab und Sie werden glauben in einer tugendhaften Region zu sein, und auf der Mitte des Berges wo man nur wenig mordet, könnte Ihnen die moralische Hitze vielleicht lästig fallen. Wenn in dem Drama Personen vorkommen, die nur den Dolch gebrauchen, wird man gerührt, und man möchte ihnen um den Hals fallen. Mir erging es ganz im Ernste so. Ein Bandit, Vertrauter der Lucrecia, der alle ihre

Missethaten ausführt oder einleitet, aber nur des Geldes willen, ohne Bosheit, erschien mir wie ein edler Iffländischer Justizrath, und bei seinem Anblick ward mir ganz weinerlich zu Muthe.

Also in der letzten Scene befinden wir uns in Ferrara, wo damals Herzog Alphons von Este herrschte. Seine Gemahlin war Lucrecia Borgia. Eine junge schöne Prinzessin, eine der Nymphen der Circe Borgia, hatte in ihrem Pallaste eine Anzahl venetianischer Edelleute zu einem Abendmahle eingeladen. Die Ritter tragen Rosenkränze in den Haaren, die schönsten jungen Mädchen verherrlichen das Fest, und eine Schaar aufwartender Mohren erhöhen durch ihr Nachtgesicht den Glanz der Blumen, der Edelsteine und der goldenen Gefäße, die auf dem Tische prangen. Man lacht, man scherzt, man trinkt, man küßt, es ging gar nicht steif da zu, und ich möchte wohl dabei gewesen sein. Beim Desert tritt ein artiger Page mit goldenen Flaschen herein und fragt: Meine gnädigen Herren, Syrakuser oder Cyperwein? Die Ritter wählen Syrakuser. Unter den Gästen war auch ein Ritter im schwarzen Mantel, der sich mitten im Taumel durch seine Ruhe und Besonnenheit auszeichnet, ob er sich zwar auch weintrunken anstellt. Das ist aber mein wackerer Iffländischer Mensch, den ich so sehr liebe, weil er mit Justizräthlichem Pflichtgefühle seinen besten Freunden die Hälse abschneidet, da es sein Amt ist, und er dafür bezahlt wird. Wenn ihn seine Gebieterin Lucrecia Borgia etwas Gutes thun heißt, thut er es auch. Kurz, er ist ein Muster von treuem Staatsdiener, und er hat zu seinem fünfzigjährigen Amts-Jubiläum ganz gewiß einen Orden vierter Klasse mit einem allerhöchsten Belobungsschreiben erhalten.

Dieser schwarze Edelmann fängt plötzlich Streit an. Es war Schelmerei, es war verabredet. Die jungen Damen stellen sich erschrocken und verlassen den Saal. Die Händel werden beigelegt und man trinkt und lacht wie vor. Ein Weinlied wird angestimmt. Da mischen sich unsichtbare Geisterstimmen in den Chor, erst fern, dann näher, erst leise, dann stärker. Die lustigen Edelleute horchen auf, kehren aber bald zum Taumel der Vergessenheit zurück. Aber der wunderliche Gesang wird immer vernehmbarer. Es war ein Kirchenlied, ein Mönchsgemurmel, ein Grabgeläute. Die Ritter werden

nüchterner. Da schlagen plötzlich große Flügelthüren auf, und man sieht im Hintergrunde, durch eine Estrade von dem Saale geschieden, ein schwarz behangenes von Kirchenlichtern erhelltes Zimmer, das Mönche in schwarzen und weißen Kutten, Fackeln in den Händen tragend, ausfüllen. Sie trugen Larven. Die weißen Gestalten steigen in den Saal hinab, und die Edelleute in die Mitte nehmend, stellen sie sich in zwei Reihen, und singen ihr schauerlich Latein. Die Ritter lachen noch immer, sie meinen, die jungen Damen hätten sich einen Scherz machen wollen und sich als Mönche verkleidet. Darum hätten sie auch so schnell den Saal verlassen. Es tritt einer der Ritter zu den weißen Gestalten hin und reißt ihr die Maske ab. Da sieht er das wahrhaftige feuchte und bleierne Gesicht eines Mönchs. Den armen jungen Edelleuten gerinnt das Blut in den Adern.

Jetzt kömmt aus dem Hintergrunde des Trauerzimmers eine erhablene weibliche Gestalt hervor. Ihr weites schwarzes Sammtkleid, die goldene Schärpe um den Leib, das goldene Diadem in den Haaren dessen Spitzen wie Irrlichter hin und her funkeln, geben ihr das Ansehen einer Zauberin. Sie tritt an die Stufen der Estrade, und ruft mit Grimm und Spott in den Saal hinab: Du da! Ich habe Deinen Vater vergiftet. Nicht wahr, Du weißt das noch? Du da! Ich habe Deinen Bruder erwürgt. Du hast das gewiß nicht vergessen. Du dort! Ich habe Deinen Vetter ersäufen lassen, wie Dir wohl bekannt ist. So nennt sie fünf beim Namen. Jetzt müßt Ihr auch sterben, Ihr seid vergiftet. Aber beruhigt Euch, Ihr werdet christlich bedient werden. Mein Vater, der Papst, hat diese guten Mönche, für alle solche meine Angelegenheiten, gehörig ordinirt und dispensirt. Sie empfangen Euere Beichte und geben Euch die Absolution und ein christliches Begräbniß wird Euch zu Theil. Seht dort! Auf ihren Wink treten die schwarzen Kutten zurück, die im Hintergrund des Trauerzimmers bis jetzt verborgen und man sieht fünf Särge neben einander, mit schwarzen Tüchern und weißen Kreuzen behängt und von Wachskerzen umstellt. Ueber jedem Sarge ist der Name seines künftigen Bewohners geschrieben. Die vergifteten jungen Leute, von den singenden Mönchen umgeben, wanken zu ihren Särgen hinab. Das Trauerzimmer schließt sich.

Lucrecia Borgia bleibt allein im Saale zurück; da gewahrt sie einen Jüngling und ruft entsetzt: Gennaro! Daß der auch beim Mahle gewesen, daß er auch vergiftet worden, das wußte sie nicht. Sie liebt ihn leidenschaftlich, er ist alles in der Welt was sie liebt. Sie fleht ihn an, er möchte sein Leben erhalten, er besitze ja noch das Gegengift. Gennaro zieht ein Fläschen aus der Tasche und fragt, ob das hinreiche alle seine Freunde zu retten? Lucrecia jammert: nein. Da wirft er das Fläschchen weg und sagt: so wolle er sterben, aber sie sterbe vorher. Er greift nach einem Messer und zückt es nach ihr. Lucrecia wehklagt zu seinen Füßen: tödte mich nicht! Du nicht. Gennaro bleibt entschlossen. Da gesteht Lucrecia, sie wäre seine Tante; desto schlimmer! schreit Gennaro und stößt ihr das Messer in die Brust. Lucrecia röchelt: ich bin deine Mutter! und stirbt. Sie war seine wirkliche Mutter; sie war aber auch seine Tante; sie war aber auch seine Großmutter. Die Genealogie der päpstlichen und fürstlichen Familie Borgia, war ein wunderliches, verwirrtes und künstliches Räthselspiel. Aber der Teufel konnte daraus klug werden.

Was der letzten Scene alles vorhergeht, ist jetzt für Sie von keiner großen Bedeutung mehr, doch will ich es kurz erzählen. Der erste Act spielt in Venedig, auf der Gartenterasse hinter dem Palaste eines Nobile, der ein Nachtfest gab. Einige der Ballgäste, junge Ritter, sind im Freien und erzählen sich ihre Abentheuer. Es sind die nämlichen Edelleute, die später in Ferrara von Lucrecia vergiftet worden. Unter ihnen zeichnet sich durch sein stilles und schwärmerisches Wesen der junge Gennaro aus, den wir als Sohn der Borgia auch schon kennen. Er ist in venetianischen Kriegsdiensten, kennt seine Herkunft nicht, und schwärmt liebevoll mit dem Gedankenbilde seiner Mutter, die er nie gesehen. Er setzt sich auf eine Bank und schläft ein. Da naht sich eine maskirte Dame. Man hat vor uns keine Geheimnisse mehr: es ist Lucrecia Borgia. Diese hat ihren geliebten Sohn seit seiner Geburt nicht aus ihren mütterlichen Augen verloren. Sie sorgte im Stillen für ihn, ließ ihn bewachen, ihre Späher folgten ihm auf allen seinen Lebenswegen. Von diesen erfuhr sie, Gennaro sei jetzt in Venedig. Sie eilte ihm nach, sich an seinem Angesichte zu

erfreuen. Sie findet ihn schlafend, betrachtet ihn lange mit Entzücken und weckt ihn endlich durch einen Kuß. Gennaro schlägt die Augen auf und sieht angenehm überrascht eine schöne Frau zu seiner Seite. Zwar hatte er schon eine Liebe, aber das im Schlaf zugefallene Glück mag er darum doch nicht verschmähen. Er ist artig gegen die Schöne und das Heilige ihrer zärtlichen Erwiederung ahnet der Jüngling nicht. Er gesteht ihr, er fühle sich durch eine wunderbare Gewalt zu ihr hingezogen, ihr könne er alle seine Geheimnisse vertrauen. Er erzählt ihr von seiner unbekannten Mutter, liest ihr die Briefe vor, die er durch fremde Hand von ihr erhalten. Lucrecia Borgia vergißt alle ihre Verbrechen und ist einmal glücklich, weil sie sich schuldlos fühlt. Aber von dem Balkon des Pallastes herab, hat einer der Edelleute Lucrecia Borgia erkannt. Er theilt das Geheimniß seinen Freunden mit. Sie alle hatten eine Blutschuld an ihr zu rächen. Sie stürzen mit Fackeln in den Garten hinab und wie die Rachegötter umringen sie Lucrecia. Einer tritt nach dem Andern hervor, einer schreit nach dem Andern: du hast meinen Vater, du hast meinen Oheim ermordet. Lucrecia, sonst abgehärtet gegen solchen Vorwurf, fühlt sich jetzt zerschmettert von ihm. Sie kann den Schimpf nicht in Gegenwart ihres Sohnes ertragen, vor dem allein sie rein erscheinen möchte, an dessen Achtung unter allen Menschen ihr allein gelegen ist. Die Unglückliche ringt die Hände, bittet um Schonung und Erbarmen. Aber die Zornentbrannten setzen ihr Strafgericht fort, und donnern der Sünderin alle ihre Schandthaten ins Gesicht. Da tritt Gennaro als Ritter der Dame hervor und gebietet bei seinem Schwerte Ruhe und Stille. Seine Freunde fragen ihn: kennst du sie denn? Sie reißen ihr die Maske vom Gesichte. Es ist Lucrecia Borgia! schreien sie. Gennaro, unter den wilden leichtsinnigen Gesellen der einzige tugendhafte und sittliche Mensch, haßt um so stärker als sie den weiblichen Teufel Lucrecia Borgia, deren Schreckensnamen durch ganz Italien zitterte. Er verhüllt sich das Gesicht, und wendet sich entsetzt von ihr ab.

In dem folgenden Acte kommen die Ritter nach Ferrara. Lucrecia, sich zu rächen, lockt sie zu einem Gastmahle und läßt sie vergiften, wie wir erfahren. Auch Gennaro kömmt nach Ferrara und

wird von den Sbirren des Herzogs von Este gefangen genommen. Dieser nämlich, der das Leben seiner Gemahlin Lucrecia nur zu gut kennt, läßt sie auf allen ihren Wegen beobachten, und so hatte er von seinen Spionen erfahren, daß Lucrecia in Venedig mit G e n n a r o, einem ihrer Liebhaber, eine heimliche Zusammenkunft gehabt. Der Jüngling wird von dem beleidigten Fürsten und eifersüchtigen Gatten dem Tode geweiht. Vorher, als er noch frei war, ging er mit seinen Kriegsgesellen vor dem herzoglichen Pallaste auf und ab. Der weiche tugendhafte Jüngling, in seinem glühenden Hasse gegen die verruchte Lucrecia, verflucht die Mauern, verflucht die Steine des Pallastes, flucht seiner höllischen Bewohnerin. Unter dem Thore war der Name B o r g i a eingehauen. Gennaro in seiner Leidenschaft springt hinauf und sticht mit seinem Dolche den Buchstaben B ab, so daß nur O r g i a bleibt. Diesen Schimpf erfahren Lucrecia und der Herzog. Lucrecia kennt den Thäter nicht; aber der Herzog kennt ihn. Er hat ihn in seiner Gewalt.

Der Herzog sitzt allein in seinem Zimmer. Da stürzt Lucrecia wuthentbrannt herein, da ist sie eine Furie wie in der Geschichte, keine liebende Mutter wie in der Fabel des Dichters. Und es blitzt aus ihren Augen, und donnert aus ihrem Munde. Und sie sagt ihrem Gemahl, welch ein Schimpf ihr geschehen, und sein Bettelvolk von Ferrara nähme sich gar zu viel heraus, und es sei doch sonderbar, daß er für ihre Ehre so wenig Sorge trage, daß er den Missethäter nicht aufsuchen lassen. Der Herzog hört sie kalt, ruhig und höhnisch an, und als sie ausgewüthet, sagt er: der Missethäter ist gefunden. Wie! gellt Lucrecia — er ist gefunden und noch frei? Er ist gefangen, erwiedert der Herzog. Er ist gefangen und lebt noch? frägt Lucrecia in ihrem Grimme. Er wird sterben, erwiedert der Herzog eiskalt. Lucrecia läßt ihren Gemahl bei seiner fürstlichen Würde schwören, den Verbrecher hinzurichten, wer er auch sei. Der Herzog gibt sein Fürstenwort höhnisch lächelnd. Er winkt, der Verbrecher wird hereingeführt, und Lucrecia erkennt mit Entsetzen ihren Gennaro. Das ist der Thäter nicht, spricht Lucrecia. Gennaro tritt hervor und sagt: ich bin der Thäter. Lucrecia bittet ihren Gemahl um ein heimliches Gespräch. Gennaro wird abgeführt. Jetzt bittet sie ihren Gemahl

um das Leben des jungen Mannes. Sie wolle großmüthig sein, es sei nur eine Laune gewesen, als sie seinen Tod gefordert. Der Herzog erinnert sie, daß er ihr sein Fürstenwort gegeben, den Verbrecher zu bestrafen. Lucrecia erwiedert lächelnd: Eide sind für das Volk, nicht für uns Fürsten. Das ganze Haus beklatscht dieses Wort. Aber der Herzog läßt sich nicht erbitten. Alle Künste des Himmels und der Hölle ruft sie auf; Liebe und Haß, Wehmuth und Zorn, Lächeln und Thränen, Schmeicheleien und Drohungen. Alles umsonst. Sie droht ihrem Gemahle mit der Rache ihres Vaters des Papstes, mit ihrer eignen; sie erinnert ihn daran, daß er ihr vierter Mann sei. Der Herzog spottet ihrer. Sie ist erschöpft, ihr Köcher ist ausgeleert. Ganz matt frägt sie ihren Gemahl, warum er ihr das Leben des Jünglings nicht schenken, ihr nicht den kleinen Gefallen thun wolle? Jetzt fängt der beschneite Herzog zu rauchen an, und ein Feuerstrom des Zorns stürzt aus seinem Munde. Er donnert: „weil er dein Liebhaber ist“ und jetzt hält er ihr alle Schandthaten ihres Lebens vor und endet: „Deine geliebten Männer können auch künftig durch jede Thür zu dir kommen; aber die Thüre, durch welche sie wieder herausgehen, werde ich bewachen lassen — von dem Henker.“ Gennaro müßte sterben, sie solle selbst wählen zwischen Gift und Schwert. Lucrecia wählet Gift Der Herzog läßt zwei Flaschen holen, eine silberne und eine goldene. In der goldenen sei der zubereitete Wein, den sie recht gut kenne. Daraus solle sie dem Gennaro einschenken, sich aber ja hüten die Flaschen zu verwechseln, denn geschehe es, stünde draußen ein Mann mit einem nackten Schwerte bereit, der auf einen Wink hereinstürzen und den geliebten Jüngling unter ihren Augen niederhauen werde.

Gennaro wird zurückgeführt. Der Herzog stellt sich gnädig, verzeiht ihm, trinkt ihm zu. Er trinkt aus der silbernen Flasche, Lucrecia füllt mit angstzitternder Hand einen Becher aus der goldenen Flasche, und überreicht ihn ihrem Sohne. Der Herzog verläßt höhnisch das Zimmer. Lucrecia schreit ihrem Sohne zu: Ihr seid vergiftet; um Gotteswillen trinkt schnell aus diesem Fläschchen; es ist Gegengift, ein Tropfen nnd ihr seid gerettet. Aber Gennaro weigert sich zu trinken. Er sagt ihr: es sei ihm wohl bekannt, wie sie

einst einen Fürsten vergiftet, indem sie ihn glauben gemacht, er sei es schon, und ihm im Gegengift ein Gift gegeben. Lucrecia verzweifelt über dieses verschuldete Mißtrauen; aber die Mutterliebe gibt ihr Beredsamkeit, Gennaro glaubt und trinkt. Jetzt solle er schnell aus Ferrara eilen. Aber der unglückliche Jüngling läßt sich von seinen Freunden aufhalten und sich Abends zu dem Giftmahle verlocken. Dort, wie wir erfahren, stirbt er, nachdem er seine Mutter getödtet.

Und wozu, wozu alle diese Greuel? Außer den Schandthaten, die auf der Bühne unter unsern Augen geschehen, werden auch alle die erzählt, welche die Borgias seit jeher begangen. Warum die Kunst zur Schinderin, die Bühne zu einem Schindanger machen? Victor Hugo sagt in der Vorrede zum Drama: "La paternité sanctifiant la difformité physique, voilà le roi s'amuse: la maternité purifiant la difformité morale, voilà *Lucrèce Borgia* . . . à la chose la plus hideuse mêlez une idée réligieuse, elle deviendra sainte et pure. Attachez Dieu au gibet, vous avez la croix." Unvergleichlicher Unsinn! Freilich bleibt Gott auch noch am Kreuze Gott, aber das Kreuz macht ihn nicht zum Gotte, und die Anbetung findet ihn dort nur mit Schmerz. Freilich behält der Edelstein auch noch im Kothe seinen Werth, und wer ihn da findet, mag ihn aufheben; aber den Edelstein in solcher Fassung suchen und ihn darum vorziehen — käme das je Einem in den Sinn? Konnte uns der Dichter den Adel und die Macht der Mutterliebe nur in einer Lucrecia Borgia zeigen? Und ihre Mutterliebe ist keine Perle im Schmutze, sie ist Schmutz im Schmutz. Ihr Sohn ist eine Frucht der Blutschande, es ist der Sohn ihres Bruders.

Ich hätte noch gar manches zu sagen; aber mit einem guten Bruder Liberalen muß ich einige Nachsicht haben. Victor Hugo bemerkt in der Vorrede: die Minister möchten sich ja nicht schmeicheln er habe sie vergessen. Keineswegs. Er werde zwar seine Kunst mit allem Eifer forttreiben, aber darum die Politik nicht vernachlässigen. "L'homme a deux mains." Schön gesagt! In Baiern bekäme er dafür ein doppeltes Urtheil. Fünf Jahr in's Zuchthaus für die rechte Hand und fünf Jahr in's Zuchthaus für die linke Hand. Doch hat unser gelehrter Frankfurter Feuerbach, in seinem unvergleichlich baieri-

schen Criminal-Gesetzbuche für das Königreich Baiern, dieses, wie noch manches andere vergessen. Wenn die rechte Hand bestraft wird, daß sie geschrieben, verdient die linke Hand dafür bestraft zu werden, daß sie das Papier festgehalten. Ueberhaupt könnte ich das baierische Criminalgesetzbuch mit vielen astronomischen Neuigkeiten bereichern. Erst kürzlich entdeckte ich einen sehr fernen entfernten Versuch zum Versuche eines Hochverraths-Versuchs. Es ist ein kleiner Nebelstern, aber zwei Jahr Zuchthaus wären immer dabei zu verdienen.

Samstag, den 23. Februar.

Gestern Abend im Bette fing ich die Leidensgeschichte eines italienischen Staatsgefangenen zu lesen an. Nach dem Kapitel, worin er von den schrecklichen Gefühlen spricht, mit welchen man am ersten Morgen in einem Gefängnisse erwacht, schlief ich ein. Und als ich diesen Morgen erwachte, war mein erster froher Gedanke: Du bist frei! Und mein zweiter froher Gedanke war: Du bist nicht frei! Denn wärest du frei, würdest du nicht so froh sein, daß heute Samstag ist, der dir einen Brief bringt. Aber ich Glücklicher! Das ist kein carcero duro, und ich will es gern ertragen mein Leben lang. Ich erzähle Ihnen noch aus dem Buche. Es heißt: Le mie prigioni, memorie de Silvio Pellico da Saluzzo. Es ist ein Dichter aus Piemont, der zehn Jahre seines Lebens, von 1820 bis 1830, von seinem dreißigsten bis zu seinem vierzigsten Jahre, in verschiedenen österreichischen Staatsgefängnissen geschmachtet. Ich bringe das Buch mit. Künftigen Sommer, an solchen Abenden, wo die Lüfte trunken von den Bergen kommen, lese ich Ihnen daraus vor, Ihre Pulse zu stillen. Ich lernte Wilhelm Tell verstehen, und wie ihm vor dem Kerker eines österreichischen Landvogts schaudern mußte. Wer an solche Luft gewöhnt, hat keine Tyrannei zu fürchten — er erträgt sie nicht.

Ich hätte Ihnen noch einige Worte von der Demoiselle Georges sagen sollen, welche die Lucrecia Borgia ganz herrlich gespielt. Sie war ein Vulkan und alles, was in dem dunklen Busen eines solchen Weibes kocht, kam donnernd und in Feuergüssen an den Tag. Das

war freilich das Verdienst des Dichters, zugleich aber seine Schuld. Statt uns an den reinlichen gedeckten Tisch der Leidenschaft zu setzen, bringt er uns in ihre Küche, und dieses Mal war es des Teufels Küche. In mehreren Ecken des Saals wurde einige Mal gezischt, bei solchen Stellen, wo alles zu nackt, zu roh, zu blutig erschien, wo einen das rothe Fleisch anekelte. Victor Hugo kömmt mir wie ein unmündiger reicher Erbe vor, der Wucherern in die Hände gefallen, und Schulden auf Schulden häuft. Wenn er es so forttreibt, kann er, bis er volljährig und verständig wird, sich arm gelebt haben. Man soll von den Zinsen seines Geistes leben ... Und wie gefalle ich Ihnen als solider Mensch?

Vierundvierzigster Brief.

Paris, Montag, den 25. Februar 1833.

Soll ich über Heine's „Französische Zustände" ein vernünftig Wort versuchen? Ich wage es nicht. Das fliegenartige Mißbehagen, das mir beim Lesen des Buches um den Kopf summte, und sich bald auf diese bald auf jene Empfindung setzte, hat mich so ärgerlich gestimmt, daß ich mich nicht verbürgen kann — ich sage nicht für die Richtigkeit meines Urtheils, denn solche anmaßliche Bürgschaft übernehme ich nie — sondern nicht einmal für die Aufrichtigkeit meines Urtheils. Dabei bin ich aber besonnen genug geblieben, um zu vermuthen, daß diese Verstimmung nicht Heines Schuld ist. Wer so große Geheimnisse wie er besitzt: als wie: in der dreihundertjährigen Unmenschlichkeit der österreichischen Politik eine erhabene Ausdauer zu finden, und in dem Könige von Baiern einen der edelsten und geistreichsten Fürsten, die je einen Thron geziert; den König der Franzosen, als hätte er das kalte Fieber, an dem einen

Tage für gut, an dem andern für schlecht, am dritten wieder für gut, am vierten wieder für schlecht zu erklären; wer es kühn und großartig findet, daß die Herren von Rothschild während der Cholera ruhig in Paris geblieben, aber die unbezahlten Mühen der deutschen Patrioten lächerlich findet; und wer bei aller dieser Weichmüthigkeit sich selbst noch für einen gesesteten Mann hält: — Wer so große Geheimnisse besitzt, der mag noch größere haben, die das Räthselhafte seines Buches erklären; ich aber kenne sie nicht. Ich kann mich, nicht blos in das Denken und Fühlen jedes Andern, sondern auch in sein Blut und seine Nerven versetzen, mich an die Quellen aller seiner Gesinnungen und Gefühle stellen, und ihrem Laufe nachgehen mit unermüdlicher Geduld. Doch muß ich dabei mein eigenes Wesen nicht aufzuopfern haben, sondern nur zu beseitigen auf eine Weile. Ich kann Nachsicht haben mit Kinderspielen, Nachsicht mit den Leidenschaften eines Jünglings. Wenn aber an einem Tage des blutigsten Kampfes ein Knabe, der auf dem Schlachtfelde nach Schmetterlingen jagt, mir zwischen die Beine kömmt; wenn an einem Tage der höchsten Noth, wo wir heiß zu Gott beten, ein junger Geck uns zur Seite, in der Kirche nichts sieht als die schönen Mädchen, und mit ihnen liebäugelt und flüstert — so darf uns das, unbeschadet unserer Philosophie und Menschlichkeit, wohl ärgerlich machen.

Heine ist ein Künstler, ein Dichter, und zur allgemeinsten Anerkennung fehlt ihm nur noch seine eigne. Weil er oft noch etwas anders sein will als ein Dichter, verliert er sich oft. Wem, wie ihm, die Form das Höchste ist, dem muß sie auch das Einzige bleiben; denn sobald er den Rand übersteigt, fließt er in's Schrankenlose hinab, und es trinkt ihn der Sand. Wer die Kunst als seine Gottheit verehrt, und je nach Laune auch manches Gebet an die Natur richtet, der frevelt gegen Kunst und Natur zugleich. Heine bettelt der Natur ihren Nektar und Blüthenstaub ab, und bauet mit bildendem Wachse der Kunst ihre Zellen. Aber er bildet die Zelle nicht, daß sie den Honig bewahre, sondern sammelt den Honig, damit die Zelle auszufüllen. Darum rührt er auch nicht wenn er weint; denn man weiß, daß er an der Wahrheit nur das Schöne liebt. Aber die Wahrheit ist nicht immer schön, sie bleibt es nicht immer. Es dauert lange bis sie in

Blüte kömmt, und sie muß verblühen, ehe sie Früchte trägt. Heine würde die deutsche Freiheit anbeten, wenn sie in voller Blüthe stände; da sie aber, wegen des rauhen Winters, mit Mist bedeckt ist, erkennt er sie nicht und verachtet sie. Mit welcher schönen Begeisterung hat er nicht von dem Kampfe der Republikaner in der St. Mery Kirche und von ihrem Heldentode gesprochen! Es war ein glücklicher Kampf, es war ihnen vergönnt den schönen Trotz gegen die Tyrannei zu zeigen und den schönen Tod für die Freiheit zu sterben. Wäre der Kampf nicht schön gewesen, und dazu hätte es nur einer andern Oertlichkeit bedurft, wo man die Republikaner hätte zerstreuen und fangen können — hätte sich Heine über sie lustig gemacht. Was Brutus gethan, würde Heine verherrlichen, so schön er nur vermag; würde aber ein Schneider den blutigen Dolch aus dem Herzen einer entehrten jungen Nähterin ziehen, die gar Bärbelchen hieße und damit die dummträgen Bürger zu ihrer Selbstbefreiung stacheln — er lachte darüber. Man versetze Heine in das Ballhaus, zu jener denkwürdigen Stunde, wo Frankreich aus seinem tausendjährigen Schlafe erwachte und schwur, es wolle nicht mehr träumen — er wäre der tollheißeste Jakobiner, der wüthendste Feind der Aristokraten und ließe alle Edelleute und Fürsten mit Wonne an einem Tage niedermetzeln. Aber sähe er aus der Rocktasche des feuerspeienden Mirabeau, auf deutsche Studenten-Art eine Tabackspfeife mit roth-schwarz-goldener Quaste hervorragen — dann Pfui Freiheit! und er ginge hin und machte schöne Verse auf Marie-Antoinetten's schöne Augen. Wenn er in seinem Buche die heilige Würde des Absolutismus preist, so geschah es, außer daß es eine Rede-Uebung war, die sich an dem Tollsten versuchte, nicht darum, weil er politisch reinen Herzens ist, wie er sagt; sondern er that es, weil er Athem reines Mundes bleiben möchte, und er wohl an jenem Tage, als er das schrieb, einen deutschen Liberalen Sauerkraut mit Bratwurst essen gesehen.

Wie kann man je dem glauben, der selbst nichts glaubt? Heine schämt sich so sehr etwas zu glauben, daß er Gott den „Herrn," mit lauter Initialbuchstaben drucken läßt, um anzuzeigen, daß es ein Kunstausdruck sei, den er nicht zu verantworten habe. Den verzär-

telten Heine bei seiner sybaritischen Natur kann das Fallen eines Rosenblattes im Schlafe stören; wie sollte er behaglich auf der Freiheit ruhen, die so knorrig ist? Er bleibe fern von ihr. Wen jede Unebenheit ermüdet, wen jeder Widerspruch verwirrt macht, der gehe nicht, denke nicht, lege sich in sein Bett und schließe die Augen. Wo gibt es denn eine Wahrheit, in der nicht etwas Lüge wäre? Wo eine Schönheit, die nicht ihre Flecken hätte? Wo ein Erhabenes, dem nicht eine Lächerlichkeit zur Seite stünde? Die Natur dichtet selten, und reimet niemals; wem ihre Prosa und Ungereimtheiten nicht behagen, der wende sich zur Poesie. Die Natur regiert republikanisch, sie läßt jedem Dinge seinen Willen, bis zur Reife der Missethat, und straft dann erst. Wer schwache Nerven hat und Gefahren scheut, der diene der Kunst, der absoluten, die jeden rauhen Gedanken ausstreicht, ehe er zur That wird, und an jeder That feilt, bis sie zu schmächtig wird zur Missethat.

Heine hat in meinen Augen so großen Werth, daß es ihm nicht immer gelingen wird sich zu überschätzen. Also nicht diese Selbstüberschätzung mache ich ihm zum Vorwurfe, sondern daß er überhaupt die Wirksamkeit einzelner Menschen überschätzt, ob er es zwar in seinem eigenen Buche so klar und schön dargethan, daß heute die Individuen nichts mehr gelten, daß selbst Voltaire und Rousseau von keiner Bedeutung wären, weil jetzt die Chöre handelten und die Personen sprächen. Was sind wir denn, wenn wir viel sind? Nichts als die Herolde des Volks. Wenn wir verkündigen und mit lauter vernehmlicher Stimme, was uns, jedem von seiner Partei aufgetragen, werden wir gelobt und belohnt; wenn wir unvernehmlich sprechen, oder gar verrätherisch eine falsche Botschaft bringen, werden wir getadelt und gezüchtigt. Das vergißt eben Heine, und weil er glaubt, er, wie mancher Andere auch, könnte eine Partei zu Grunde richten, oder ihr aufhelfen, hält er sich für wichtig; sieht umher, wem er gefalle, wem nicht; träumt von Freunden und Feinden, und weil er nicht weiß, wo er geht und wohin er will, weiß er weder wo seine Freunde noch wo seine Feinde stehen, sucht sie bald hier, bald dort, und weiß sie weder hier noch dort zu finden. Uns andern miserabeln Menschen hat die Natur zum Glücke nur einen Rücken gegeben, so daß wir die Schläge

des Schicksals nur von einer Seite fürchten; der arme Heine aber hat zwei Rücken, er fürchtet die Schlä e der Aristokraten und die Schläge der Demokraten, und um beiden auszuweichen, muß er zugleich vorwärts und rückwärts gehen.

Um den Demokraten zu gefallen, sagt Heine: Die Jesuitisch-Aristokratische Partei in Deutschland verläumde und verfolge ihn, weil er dem Absolutismus kühn die Stirne biete. Dann, um den Aristokraten zu gefallen, sagt er: er habe dem Jakobinismus kühn die Stirne geboten; er sei ein guter Royalist und werde ewig monarchisch gesinnt bleiben; in einem Pariser Putzladen, wo er vorigen Sommer bekannt war, sei er unter den acht Putzmachermädchen mit ihren acht Liebhabern — alle sechszehn von höchst gefährlicher republikanischer Gesinnung — der einzige Royalist gewesen, und darum stünden ihm die Demokraten nach dem Leben. Ganz wörtlich sagt er: „Ich bin bei Gott! kein Republikaner, ich weiß, wenn die Republikaner siegen, so schneiden sie mir die Kehle ab.“ Ferner. Wenn die Insurrektion vom 5. Juni nicht scheiterte, wäre es ihnen leicht gelungen, mir den Tod zu bereiten, den sie mir zugedacht: Ich verzeihe ihnen gerne diese Narrheit.“ Ich nicht. Republikaner die solche Narren wären, daß sie Heine glaubten aus dem Wege räumen zu müssen, um ihr Ziel zu erreichen, die gehörten in das Tollhaus.

Auf diese Weise glaubt Heine bald dem Absolutismus, bald dem Jakobinismus kühn die Stirne zu bieten. Wie man aber einem Feinde die Stirne bieten kann, indem man sich von ihm abwendet, das begreife ich nicht. Jetzt wird zur Wiedervergeltung der Jakobinismus durch eine gleiche Wendung auch Heine kühn die Stirne bieten. Dann sind sie quitt und so hart sie auch auf einander stoßen mögen, können sie sich nie sehr wehe thun. Diese weiche Art Krieg zu führen ist sehr löblich und an einem blasenden Herolde, die Heldenthaten zu verkündigen, kann es keiner der kämpfenden Stirnen in diesem Falle fehlen.

Gab es je einen Menschen, den die Natur bestimmt hat, ein ehrlicher Mann zu sein, so ist es Heine und auf diesem Wege könnte er sein Glück machen. Er kann keine fünf Minuten, keine zwanzig

Zeilen heucheln, keinen Tag, keinen halben Bogen lügen. Wenn es eine Krone gälte, er kann kein Lächeln, keinen Spott, keinen Witz unterdrücken, und wenn er sein eignes Wesen verkennend, doch lügt, doch heuchelt, ernsthaft scheint, wo er lachen, demüthig, wo er spotten möchte; so merkt es jeder gleich, und er hat von solcher Verstellung nur den Vorwurf, nicht den Gewinn. Er gefällt sich den Jesuiten des Liberalismus zu spielen. Ich habe es schon einmal gesagt, daß dieses Spiel der guten Sache nützen kann; aber weil es eine einträgliche Rolle ist, darf sie kein ehrlicher Mann selbst übernehmen, sondern muß sie Andern überlassen. So, seiner bessern Natur zum Spotte, findet Heine seine Freude daran zu diplomatisiren, und seine Zähne zum Gefängnißgitter seiner Gedanken zu machen, hinter welchem sie jeder ganz deutlich sieht und dabei lacht. Denn zu verbergen, daß er etwas zu verbergen habe, so weit bringt er es in der Verstellung nie. Wenn ihn der Graf Moltke in einen Federkrieg über den Adel zu verwickeln sucht, bittet er ihn es zu unterlassen; „denn es schien mir gerade damals bedenklich, in meiner gewöhnlichen Weise, ein Thema öffentlich zu erörtern, das die Tagesleidenschaften so furchtbar ansprechen müßte." Diese Tagesleidenschaft gegen den Adel, die schon fünfzig Mal dreihundert fünf und sechszig Tage dauert, könnte weder Herr von Moltke noch Heine, noch sonst einer noch furchtbarer machen, als sie schon ist. Um von etwas warm zu sprechen, soll man also warten, bis die Leidenschaft, der es Nahrung geben kann, gedämpft ist, um sie dann vom Neuen zu entzünden? Das ist freilich die Weisheit der Diplomaten. Heine glaubt etwas zu wissen, das Lafayette gegen die Beschuldigung der Theilnahme an der Juni-Insurrektion vertheidigen kann; aber „eine leicht begreifliche Diskretion" hält ihn ab, sich deutlich auszusprechen. Wenn Heine auf diesem Wege Minister wird, dann will ich verdammt sein, sein geheimer Sekretair zu werden, und ihn von Morgen bis Abend anzusehen, ohne zu lachen.

Dienstag, den 26. Februar 1833.

Sie fragten mich neulich, was das für eine dumme Geschichte mit den Würtemberger Ständen wäre? Dumme Geschichte ist

ein Pleonasmus. Die Geschichte der Menschheit ist nichts als eine Geschichte der Dummheit. Was aber diese besondere dumme Geschichte bedeute, will ich Ihnen erklären. Ich will Ihnen die Sache so klein und weich wie durchgeschlagene Erbsen machen, und wenn Sie meine durchgeschlagenen Stände noch nicht genießen können, so ist das nicht meine Schuld.

Als man auf dem Wiener Congresse den deutschen Bund bildete, gaben sich Oesterreich und Preußen die größten Mühe, die kleinen Fürsten dahin zu bringen, ihren Staaten repräsentative Verfassungen zu geben. Die großen Mächte hatten gut berechnet, daß dieses die kleinen Mächte von ihnen abhängig machen würde. Auch kam es wirklich so. Baiern, Würtemberg, Baden und die Uebrigen wären nicht zu Vasallen von Oesterreich und Preußen herabgesunken, wenn sie unbeschränkte Regierungen gehabt hätten. Um die kleinen Fürsten leichter in das Garn zu locken, stellte sich Preußen damals an, als wolle es auch eine repräsentative Verfassung einführen. Die kleinen Fürsten merkten die List nicht und alle die Angst, die sie bei der Sache hatten, kam von ihren eigenen Völkern; die andern größern Gefahren sahen sie nicht. Aber diese Angst vor Constitutionen war fürchterlich. Schon sahen sie eine demokratische Sündfluth über ihre Throne zusammenstürzen und sie dachten gleich an Noah's Arche, in welcher sie sich im Falle der höchsten Noth mit all ihrem Viehe retten könnten. Wie es sich mit diesen Archen verhalte, an welchen die kleinen deutschen Fürsten zimmern, will ich Ihnen ein anders Mal erklären. Ehe sie es nun wagten, ein kleines seichtes Wässerchen von Volksfreiheit durch ihre Ländchen schleichen zu lassen, zogen sie aus Furcht vor Ueberschwemmengen, Kanäle so breit und so tief, daß der Rhein, die Donau, und die Elbe zugleich darin Platz hätten. Und sie bauten Riesenwerke von Dämmen aus mächtigen Quadersteinen und gewaltigen Schleußen. Unsere Constitutionen sind nichts anders als Gefängnisse der Freiheit: daß die Freiheit nicht frei im Lande herumlaufe, wird sie in eine Kammer gesperrt. In diese Constitutionen, besonders aber in das Wahlsystem der Volks-Deputirten und in der Geschäfts-Ordnung der Kammern, wurden hundert Bestimmungen eingeführt, die alle den Zweck hatten, die kräftige Entwickelung eines

wahren repräsentiven Systems zu verhindern. Bald darf man nicht sprechen, bald darf man nicht hören, die Einen werden stumm, die Andern werden taub gemacht. Ist ein Bischen frischer Wind in der Kammer, werden gleich alle Segel eingezogen. Wird etwas verhandelt was das Volk nahe angeht, wird es aus der Kammer gejagt, es darf den Sitzungen nur beiwohnen, so oft sie langweilig sind. Man meint freilich das wäre oft genug. In Baiern müssen die Deputirten, die auf sechs Jahre gewählt werden, in der ersten Sitzung um die Plätze in der Kammer loosen. Diesen numerirten Platz muß jeder Deputirte wie ein Schulbube behalten, er darf ihn nicht wechseln. Dadurch wollte man verhindern, daß die Gleichgesinnten sich nicht neben einander setzen, sich verabredeten und Partei machten. Die liebe deutsche Schuljugend läßt sich auch das alles gefallen.

Eine andere Bestimmung ist fast in alle Constitutionen übergegangen. Passen Sie auf! Jetzt kömmt Ihre dumme Geschichte. Keiner darf als Deputirter gewählt werden, der irgend einmal eine Criminalstrafe ausgestanden hat. Hier dachte man aber keineswegs daran, gewöhnliche Spitzbuben aus der Kammer entfernt zu halten, Räuber, Mörder, Diebe, solche Fälle kommen bei den höhern Ständen selten vor, und Menschen die nur etwas weniges gestohlen, würde man gern als ministerielle Deputirte sehen, damit sie lernen sich vernünftiger zu betragen. Sondern es kam darauf an, ausgezeichnete Patrioten, Männer welche den Regierungen besonders gefährlich, besonders unlenksam schienen, von der Deputirten=Wahl auszuschließen. Mit einem solchen Gesetze war das eine Kleinigkeit. Nichts ist in Deutschland leichter, als jeden ehrlichen Mann eine Criminal=Untersuchung, das heißt eine Criminalstrafe an den Hals zu werfen. Und glauben Sie ja nicht, daß hierbei die Regierungen willkürlich verführen; so glücklich sind wir nicht einmal; so glücklich sind wir nicht, daß unsere Fürsten, um Tyrannen zu sein, nöthig hätten, gesetzwidrig zu handeln. Die Tyrannei liegt schon in den Gesetzen. Alle deutschen Criminalgesetze wurden vor Einführung der repräsentativeu Verfassungen, also ohne Mitwirkung der Stände, von den Fürsten allein, also im Geiste der unbeschränkten Herrschaft und nicht im Geiste der Freiheit gemacht. Mit

diesen Gesetzen können die unschuldigsten Handlungen als Verbrechen erklärt und als solche bestraft werden. Unsere guten deutschen Hofräthe und Professoren, die Gott segnen möge — ich meine mit Verstand — kennen keinen andern Liberalismus als auf Legalität zu halten. Wenn einer von ihnen legal ins Zuchthaus kömmt, weil er etwas drucken lassen, was die Gesetze als Majestäts-Verbrechen erklärt, sind sie es zufrieden, und wenn sie als Deputirte um den Despotismus herumschleichen, und irgendwo einen Eingang suchen, und an allen Wegen steht ein Plakat mit den Worten: Legaler Weg, nämlich verbotener — kehren sie wieder um und glauben das ihrige gethan zu haben.

Jeder eifrige Volksfreund und Vertheidiger der Freiheit muß irgend einmal etwas thun, wodurch er seine Gesinnung öffentlich beurkundet. Er wird etwas freisinniger schreiben, etwas drucken lassen, an einer politischen Versammlung Theil nehmen, eine Protestation gegen eine Maßregel der Tyrannei unterzeichnen, oder etwas anders solcher Art. Alle diese Handlungen werden von den deutschen peinlichen Gesetzen als Majestäts-Verbrechen, Staatsverbrechen, Hochverrath angesehen und bestraft. Also alle Bürger, die sich solcher Verbrechen schuldig gemacht, fallen einer Criminal-Untersuchung und einer peinlichen Strafe zu, und sind daher auf ihr ganzes Leben von der Volksrepräsentation ausgeschlossen. Nun geschah es, daß für die jetzige Sitzung der Würtemberger Kammer, vier Männer zu Deputirten gewählt wurden, die viele Jahre vorher beim Demagogischen Umtriebe in Criminal-Untersuchung waren. Die Regierung erklärte, diese Wahl sei nach den Gesetzen ungültig! die Opposition erwiderte; sie wäre gültig, denn obzwar jene Deputirten wirklich in einer Criminal-Untersuchung gewesen, so hätten sie doch keine Criminalstrafe ausgestanden, weil sie damals von dem Könige begnadigt wurden. Darauf entgegneten die Minister: das Recht der königlichen Gnade sei beschränkt und ihre Folgen erstrecken sich nicht so weit, einem Bürger seine bürgerliche Ehre wiederzugeben. Minister, Diener des Königs, die sonst Himmel und Erde in Bewegung setzen, wenn einer nur mit dem kleinen Finger die Rechte der Krone anrührt, beschränken selbst diese

Rechte! Das einzige Recht, welches die Freiheit selbst den Fürsten lassen würde, das Recht der Begnadigung, läßt sich der König gern beschränken, nur um in der Kammer vier freisinnige Männer weniger zu haben! Aber die Würtembergischen Minister könnten es einmal bitter bereuen, das Recht der Begnadigung, das doch von den Fürsten auch auf jede andere höchste Regierungsgewalt überginge, beschränkt zu haben.

In Darmstadt ist etwas Aehnliches vorgefallen. Ein Advokat Hofmann, der vor vierzehn Jahren in demagogischen Umtrieben verwickelt war, wurde zum Deputirten gewählt. Hofmann wurde damals aber nicht verurtheilt, sondern der Prozeß wurde niedergeschlagen, und der Angeschuldigte, wie die Juristen sagen: *ab instantia* absolvirt. Hören Sie was ab instantia absolviren heißt, es ist etwas sehr schönes. Wenn nach dem sehr christlichen und sehr menschlichen deutschen Criminalrechte man einem Angeschuldigten sein Verbrechen nicht beweisen und ihn also auch nicht verurtheilen kann, die Richter aber haben Lust das Schwert der Gesetze ihm sein ganzes Leben lang über dem Haupte hängen zu lassen, sprechen sie ihn nicht frei, sondern sie absolviren ihn ab instantia, so daß sie nach zwanzig Jahren den Prozeß wieder anknüpfen können. Hofmann wurde zum Deputirten gewählt. Die Regierung erklärte diese Wahl für ungültig, weil er in einer Criminal-Untersuchung verwickelt gewesen. Die Opposition erwiederte, aber Hofmann wäre doch nicht verurtheilt worden. Darauf entgegneten die Minister: aber Hofmann sei nicht freigesprochen worden, und wenn er es übrigens wünsche, würde man die unterbrochene Untersuchung fortsetzen. Hofmann wurde verworfen. Da habe ich nun vor einigen Tagen aus einem Briefe aus Darmstadt erfahren, mit welchem Eifer und mit welcher Schelmerei die Ausstoßung Hofmann's von der Regierung betrieben wurde. Hofmann war in preußische, das heißt in Original-Patent-Demagogische Umtriebe verwickelt. Preußen verfolgte ihn am meisten. Nun müssen Sie wissen, daß, seit den Bundestagsbeschlüssen, Deutschland in zwei Polizei-Distrikte eingetheilt ist. Das nördliche Deutschland hat den König von Preußen, das südliche den Kaiser von Oesterreich zum Polizei-Commissair. Ueber Beiden steht der Kaiser von Ruß-

land als Polizei-Direktor. Darmstadt gehört zum preußischen Distrikte. Daher war es die Obliegenheit der preußischen Regierung, Hofmann's Eintritt in die Kammer zu verhindern. Was geschieht also? Einem Edelmanne, Mitglied der Kammer, gab man ein Schreiben in die Hand, welches der preußische Gesandte in Darmstadt von seiner Regierung erhalten haben sollte. Darin hieß es: Hofmann habe sich im Jahr 1819 noch ganz anderer, noch schwererer Verbrechen schuldig gemacht, als die wegen welcher er damals in Untersuchung war. Und wenn er nach Preußen käme, würde er von Neuem eingesteckt, und Preußen würde es durchaus nicht dulden, daß Hofmann in die Darmstädter Kammer trete. Diesen Brief zeigte jener Edelmann einigen bürgerlichen Deputirten im Vertrauen, und sagte ihnen — — wir wissen ja wie Edelleute mit Bürgern sprechen: — „Lieber Heyer — und wie sonst die Andern heißen — Sie kennen mich ja, Sie wissen, daß ich liberal bin. Glauben Sie mir auf mein Wort, unser Großherzog hat den besten Willen. Aber was wollen wir thun? Haben wir eine Armee von zweimalhunderttausend Mann? Können wir uns Preußen widersetzen? Der Großherzog hat mir gestern gesagt: vor dem Heyer ist mir am meisten bange, der wird Lärm machen." Dabei rieb sich der Baron die Hände, dabei zuckte er die Achseln, dabei klopfte er mit freiherrlichen Fingern auf die bürgerliche Schulter, und sagte in einer Viertelstunde dreißig Mal: Lieber Heyer! Der liebe Heyer, sonst ein braver, liberaler, verständiger Mann, ließ sich bereden, einschüchtern, und stimmte mit seinen Freunden gegen Hofmann.

Jetzt nach Cassel, wo die Wahlfreiheit auf eine andere Art verletzt worden. Wenn Sie diesen Brief gehörig studiren, werden Sie eine der vorzüglichsten Publizisten von Deutschland, und können Professorin des Staatsrechts auf einer deutschen Universität werden, und wenn Sie loyale Collegia lesen, gar geheime Hofräthin. Was ich Ihnen aber folgend mittheile, geschieht nicht zu Ihrer Belehrung, sondern zu meiner eignen. Vielleicht können Sie mir über etwas Aufklärung geben, worin ich ganz im Dunkeln bin. In Frankreich und England sind die Regierungen froh, wenn Staatsbeamte zu Deputirten gewählt werden! natürlich, weil diese von ihnen abhängen und ihnen also am

meisten anhängen: In Deutschland findet das Gegentheil statt. Wenn ein Staatsbeamter zum Deputirten gewählt wird, muß er, das Recht auszuüben, dazu die Erlaubniß seiner Vorgesetzten haben und diese Erlaubniß wird oft verweigert. Welche Feinheit dahinter steckt, begreife ich nicht. Nun wurde Jordan, Professor in Marburg, einer der edelsten und muthigsten und freisinnigen Männer Deutschlands, zum Deputirten in die Hessischen Stände gewählt. Die Minister erklärten, sie erlaubten Jordan nicht, seine Stelle anzutreten, und sie verboten ihm nach Cassel zu kommen. Jordan sagte: nach der Verfassung brauche ein gewählter Staatsbeamter nur die Erlaubniß seines unmittelbaren Vorgesetzten. Dieser sein Vorgesetzter sei die Universität die ihn gewählt habe; die Erlaubniß des Ministers brauche er nicht. Jordan reiste nach Cassel, und die Mehrheit der Kammer entschied sich für ihn. Der Minister ließ Jordan den Befehl zukommen, binnen 24 Stunden bei 20 Thaler Strafe Cassel zu verlassen...Stellen Sie sich vor: wenn hier ein Minister die Frechheit hätte, einem Deputirten bei 50 Franken Strafe den Befehl zukommen zu lassen, binnen 24 Stunden Paris zu verlassen! In Anklage-Zustand versetzte man den Narren nicht; aber man schickte ihn augenblicklich in einer Zwangsweste gekleidet nach Charenton. Aber unsere deutschen Philister hören so etwas erzählen, ohne daß sie sich darüber echauffiren, ja nicht einmal die Pfeife geht ihnen darüber aus. Gott erhalte mir meinen König Louis Philipp! Wahrhaftig ich mache mir Vorwürfe, daß ich je ein Wort gegen ihn geschrieben; ich thue es aber auch nicht mehr....Jordan ging nicht aus Cassel und klagte bei den Gerichten. Diese verboten den Ministern bei fünfzig Thaler Strafe, Jordan nicht zu beunruhigen. Dieses war auch auch wieder ein Deutsches Temperir-Pulver! Die Gerichte hätten erklären sollen, Jordan als Deputirter wäre unverletzlich, und die Minister die ihn antasteten, machten sich des Hochverraths schuldig. Wegen dieses Streits haben die Kammern ihre Sitzungen noch nicht eröffnen können, und man ist begierig was die preußische Regierung, zu deren Inspection auch Hessen gehört, in dieser Sache verfügen wird.

Mittwoch, den 27. Februar.

Heiland der Welt! Das monarchische Princip ist guter Hoffnung. Welch' ein Donnerschlag für mich! Die Herzogin von Berry, unsere liebe Frau von Blaye, die Enkelin Maria Theresiens, die gebenedeite Mutter des Wunderkindes, ist in gesegneten Umständen, durch den heiligen Geist in Gestalt eines italienischen Prinzen, und wird in zwei Monaten ein neues Wunderkind gebären. Die Herzogin hat es dem Gouverneur von Blaye zu wissen gethan: sie könne nicht länger schweigen, es sei ihr zu eng im Schlosse; seit sieben Monaten sei sie heimlich an einen italienischen Prinzen verheirathet, den sie aus Schamhaftigkeit nicht nennen wolle, und gestern stand dieses Evangelium groß im Moniteur gedruckt, und es wurde im Reichs-Archive niedergelegt zum ewigen Angedenken. Also war es doch wahr, was man neulich gemurmelt, als die Regierung zwei Aerzte so geheimnißvoll nach Blaye gesendet. Doch Verläumdung war es, was viele damals erzählten: der Jude Deutz sei der heilige Geist der Berry gewesen, und er habe nicht des Geldes wegen, sondern in einem Anfalle von eifersüchtiger Wuth, seine Freundin verrathen. Schade daß es Verläumdung war! Wahrlich, es wäre ein Glück für die Welt, wenn einmal jüdisches Blut in christlich-monarchische Adern käme. Vielleicht stiege dann wieder ein weiser König Salomo auf den Thron, der die Sprache der Thiere verstände, und seinen Hofleuten in das Herz sehen könnte....

Du gute Karoline! ich wäre Dir zugethan, wenn Du keine Fürstin wärest. Du hast viel geliebt und es wird Dir viel vergeben werden. Aber Du bist ein thörichtes Weib! Dein Sohn ist noch ein Knabe, noch siebenzig Male kann er den Kreislauf der Sonne erleben — ein Tag für das Glück, eine Ewigkeit für den Schmerz — und Du suchst eine Krone für ihn? Laß ihn ein Lazarone werden! Laß ihn sich sonnen unter dem schönen Himmel Deines Vaterlandes! Laß ihn Muscheln suchen am Strande des blauen Meeres. Und ein Tag kann kommen, ein Tag des Schreckens und der Trauer, wo das wildtobende Volk durch die Straßen von Neapel braust und man

einen jammervollen König richtet. Dann schwankt Dein Sohn zu Deinem Grabe, kniet nieder und dankt es Deiner Asche mit heißen Thränen, daß Du ihn ein Bettler werden ließest! Du erfährst es jetzt: Deine nächsten Blutsverwandten häufen Schmach auf Dein Haupt, und machen Dich zum Gespötte der Welt. Das ist das Loos der Könige! Opferpriester oder Schlachtopfer, sind sie schuldig oder unglücklich.

Fünfundvierzigster Brief.

Paris, Mittwoch, den 15. Februar 1833.

Die Frankfurter Ober-Post-Amts-Zeitung hatte neulich, da sie etwas dumm Monarchisches erzählte, hinter der Dummheit ein F r a g e z e i c h e n aufzustellen gewagt. Was ist das? Schon bei jeder anderen deutschen Zeitung sind Fragezeichen Generalbeichten, Rousseau'sche und Augustinische Bekenntnisse, und verrathen eine tugendhafte Reue und eine große innere Zerknirschung. Aber gar bei der Postzeitung, einem der Feigenblätter der deutschen Bundesversammlung! Das muß etwas bedeuten. Sollte sie vielleicht den Rest ihrer Abonnenten verloren haben und durch die Heldenthat des Fragezeichens sie zurückzuführen suchen? Erkundigen Sie sich darnach.

Was mir mein Michel für Verdruß macht, der Dickkopf, ach! liebe Frau Gevatterin, das kann ich Ihnen gar nicht genug klagen. Der Junge bringt mich noch unter die Erde. Alle meine Vorstellungen, all' mein Bitten, meine Züchtigungen — es hilft alles nichts. Hören Sie, was er wieder gethan hat. In Freiburg wurde Michel zum Bürgermeister gewählt, denn Michel ist liberal. Aber die Re-

gierung verwehrte die Wahl, denn unsere Regierungen — und darüber muß ich lachen, trotz meiner großen Betrübniß — haben Furcht vor Michel. Die Freiburger Bürger die Courage haben, nicht bloß einen Tag, sondern zwei Tage lang, nehmen sich vor, Michel zum zweiten Male zu wählen. Was thut Michel? Auf seine gewohnte Art wird er gerührt, sentimental, großmüthig, tugendhaft, erhaben, romantisch, und bittet seine guten Mitbürger, sich wegen seiner in keine Ungelegenheiten zu setzen, und einen andern Bürgermeister zu wählen. Die Bürger, deren zweitägiges Heldenfieber ohnedies vorüber war, ließen sich das nicht zum zweiten Mal sagen, und aus Dankbarkeit gegen Michel, daß er sie von dem Drucke ihrer eigenen Größe befreiet hat, wählten sie seinen Neffen, den jungen Michel zum Bürgermeister. Die Regierung war das herzlich gern zufrieden und froh, daß sie so wohlfeil wegkam. Sie dachte, wie jede Regierung: das Volk ist ein Kind. Das eigensinnige Kind will Wein haben; Mama gießt zwei Tropfen Wein in's Wasserglas, es sieht gelb aus — da hast du Wein, jetzt sei ruhig. Das Volk will Michel haben; die Regierung gibt ihm etwas, das eine Farbe wie Michel hat, und sagt: da hast du Michel, jetzt weine nicht mehr. Das alles versteht sich von selbst.

Nun hören Sie aber, was mein Michel weiter that. Nach geschehener Bürgermeisterwahl zogen die Freiburger Bürger mit Fackeln und Freudengeschrei vor das Michel'sche Haus und riefen: es leben beide Michels hoch! Der junge Michel konnte vor Rührung nicht sprechen, aber der alte Michel war leider nicht in solchem Grade gerührt; sondern er schrie zum Fenster hinaus: „Hoch lebe unser vielgeliebter Großherzog Leopold, der Wiederhersteller der Verfassung und des freien Wahlrechts!“ Und die Bürger auf der Gasse schrieen: „Hoch lebe unser vielgeliebter Großherzog Leopold, der Wiederhersteller der Verfassung und des freien Wahlrechts!“ Und der alte ernste Münster, den man noch niemals lächeln gesehen, lachte daß er wackelte, so daß ihm eine steinerne Trottel von seiner Mütze herabfiel.

Was that mein Michel in Stuttgart? Aber — ich bin des Spaßes müde. In Stuttgart wurde Herr von Wangenheim, ein

geistreicher und freisinniger Mann zum Deputirten gewählt. Die Regierung erkannte die Wahl nicht an, wegen einer verletzenden Förmlichkeit, die sie zum Vorwande eines Vorwandes nahm. — Um Deputirter sein zu können, muß man im Lande wohnen; nun wohne zwar Herr von Wangenheim im Lande, aber er habe nicht erklärt, daß er im Lande wohne. So ohngefähr habe ich die Sache verstanden. Der eigentliche Grund der Widersetzlichkeit war aber: Oesterreich und Preußen hätten den Herrn von Wangenheim mit Zorn in der Kammer gesehen, denn er stand früher selbst hinter den Coulissen der deutschen Bundes-Komödie, und war der erste jener Gesandten, von welchen, weil sie Liebelei mit der öffentlichen Meinung trieben, und die deutschen Völklein in ihrem Traume, daß sie ein Volk werden könnten, nicht stören halfen, die Bundesversammlung epurirt wurde. Uebrigens hatte Herr von Wangenheim eine Schrift gegen die Bundestags-Beschlüsse herausgegeben. Dieser von der Regierung vorgeschützte Mangel der Form wurde aber von Herrn von Wangenheim gehoben, und die Bürger nahmen sich vor, ihn zum zweiten Male zu wählen. Was thut nun Herr von Wangenheim? ganz das nämliche was Herrr von Rotteck in Freiburg gethan. Er war großmüthig, gerührt, romantisch, empfindlich. Er schmollte mit der Regierung wie mit einem Liebchen. Er schrieb seinen Committenten einen gerührten Brief: er entsagte ihrer Wahl, denn durch deren Annahme würde er einen falschen Grundsatz, den die Minister geltend machen wollen, anerkennen, und das wolle er nicht. Er verlasse Stuttgart, wünsche ihnen wohl zu leben, danke ihnen noch einmal herzlich und vertraue übrigens auf Gott. Wäre Herr von Wangenheim in die Kammer getreten, hätte er der Opposition die wenigen Stimmen, die ihr zur Majorität noch fehlen, durch seinen Einfluß zuführen können. Aber um eines Paragraphs seines moralisch-politischen Kompendiums willen, verläßt er das Schlachtfeld, mögen Volk und Freiheit darüber ganz zu Grunde gehen. Möchte man sich da nicht die Haare aus dem Kopfe reißen? Ein Edelmann und doch edel! Ein Minister und doch großmüthig! Ein Diplomat und doch romantisch! So oft ich mit Schmerz und Unwillen wahrnahm, daß unsere deutschen bürgerlichen Deputirten

der Macht der Regierungen, die ein ungeheures Zeughaus von List und Schelmereien besitzen, worin alle Waffen aufgehäuft liegen, welche geistliche und weltliche Tyrannei seit dreitausend Jahren geschmiedet haben, von den Leviten bis zu den Jesuiten, von dem römischen Senate bis zu dem venetianischen, von Kaiser Augustus bis Louis Philipp, von Mäcen bis Metternich — nichts entgegensetzen als ihren Gradsinn, ihre Aufrichtigkeit, ihre Treue, ihre Bescheidenheit — so oft ich dieses wahrnahm, tröstete es mich in meinem Kummer, daß wenigstens der deutsche Adel noch Spitzbüberei besitze, und daß er einmal zu uns herüber kommen würde und dann wäre uns geholfen. Da kam nun wirklich einmal ein Edelmann zu uns herüber und — er war ein ehrlicher Mann!

Ich weiß gar nicht mehr was ich thun soll. Der einzige Trost, der mich noch aufrecht hält und mich vor gänzlicher Verzweiflung schützt, ist, daß der Hofrath Böttiger in Weimar den Großherzoglichen Weimarischen Falkenorden bekommen hat, und daher meine Unsterblichkeit gesichert ist, die mich für alle Leiden, die ich in diesem irdischen Jammerthale ertrage, entschädigen wird. Wenn ich es Ihnen nicht erkläre, begreifen Sie in Ihrem Leben nicht, wie meine Unsterblichkeit mit dem weimarischen Falkenorden und einem sächsischen Hofrathe, den sterblichsten Dingen von der Welt zusammenhänge. Diese Dinge hatten früher nicht den geringsten Zusammenhang; aber indem ich sie neben einander stelle, bekommen sie einen. Schon in einem frühern Briefe hatte ich etwas gegen den Hofrath Böttiger geschrieben; aber so wenig wie heute geschah es aus Bosheit; ja was ich dort von seinen lateinischen Versen an eine höchste Erhabenheit erzählte, war wenigstens dieses Mal gelogen. Die Sache ist: ich will ihn ärgern, damit ich unsterblich werde. Sie werden erstaunen über die Schelmereien, die ich im Kopfe habe, und welch' ein großer Staatsmann ich bin.

Herr von Cotta erzählte mir einmal, daß der Hofrath Böttiger Verfasser der Nekrologe sei, die seit vielen Jahren die Allgemeine Zeitung enthalte. Nekrologie heißt die Lebensbeschreibung einer gestorbenen Person und kömmt aus dem Griechischen, von nekros, der Todte, und logos, die Erzählung. Merken Sie sich das

et embrassez-moi pour l'amour du grec. So oft ein berühmter Mann sein vierzigstes Jahr erreicht habe, — erfuhr ich — fange Böttiger dessen Nekrologie zu schreiben an und setze sie, von Jahr zu Jahre und Tag zu Tage gelassen fort; so daß, sobald der berühmte Mann den Geist aufgibt, und noch vor seiner Beerdigung die Nekrologie fertig ist und in die Zeitung geschickt wird, so daß kein anderer Nekrolog dem Hofrathe zuvor kommen kann. Er, Cotta, sei einmal gefährlich krank gewesen und man habe ihn in Deutschland todt gesagt. Gleich mit der nächsten Post, nachdem sich das falsche Gerücht verbreitet, wäre sein Nekrolog, von Böttiger verfaßt, für die Allgemeine Zeitung eingegangen. Er kam aber zu früh und brauchte glücklicher Weise nicht honorirt zu werden.

Da überlegte ich nun bei mir, daß, weil ich auch ein berühmter Mann bin und mein vierzigstes Jahr zurückgelegt habe, ich ganz ohne Zweifel in des Hofraths nekrologischem Schranke in der B-Schublade eingesargt liege. Zwar ist Böttiger viel älter als ich; da er aber einen Orden nicht blos erhalten, sondern auch verdient hat und er überhaupt ein Mann ist, der nicht blos fünf grade sein läßt, sondern auch vier, wenn es ein großer Herr haben will: so gehört er zu denjenigen Menschen, die ein hohes Alter erreichen. Er kann mich daher leicht überleben und meine Nekrologie schreiben. Nun muß von zwei Dingen nothwendig eins geschehen: entweder er lobt mich, oder er tadelt mich. Lobt er mich, so wird das auf Europa einen ungeheuern Einfluß haben; denn da es bekannt ist, daß ich sein Feind bin, wird jedermann begreifen, daß nur das große Gewicht meiner Verdienste ihn zur Gerechtigkeit zwingen konnte. Tadelt er mich aber, glaubt ihm keiner und er wird ausgelacht, weil man weiß, daß ich ihn geärgert habe. Auf diese Weise hängt meine Unsterblichkeit und die Gemüthsruhe, mit welcher ich meine Leiden ertrage, mit dem Weimarischen Falkenorden und dem Hofrathe Böttiger zusammen.

Freitag, den 1. März.

Ueber die neue Preußische Judenordnung habe ich nicht gesprochen, weil ich gleich anfänglich vermuthete, was sich auch jetzt zu bestätigen

scheint, daß es damit kein Ernst gewesen. Aber ganz gewiß, war es nicht der Zufall oder die Tücke eines deutsch-christlichen Narren, die diesen wahnsinnigen Gesetzentwurf bekannt gemacht. Er stand zuerst in der Leipziger Zeitung, in einem Blatte, das ganz unter absolutistischer Eingebung steht. Auch hätte weder die Leipziger noch eine andere Censur verstattet, daß eine Zeitung das Geheimniß einer deutschen Regierung bekannt mache, wäre die Mittheilung nicht von einer Hand geschehen, die aller Verantwortlichkeit überhebe. Ich zweifle nicht, daß der Artikel von einem der Helfershelfer der Preußischen oder einer andern Regierung eingesendet worden ist. Auch war der Gesetzentwurf in der Allgemeinen Zeitung mit Bemerkungen begleitet, die den bekannten föditen Lobgeruch haben, mit welchen alle Handlungen der deutschen Fürsten beweihraucht zu werden pflegen. Es hieß dort nach Anführung der unerhörtesten Gräuel: „Durch das ganze Gesetz blickt ein Geist der Milde und der Versöhnuug durch, vorzüglich aber das Bestreben des Staats, die Juden wieder zu dem alten Satze zurückzuführen: im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen.“ Diese Schweißtreibende Eigenschaft der Judenordnung ist das wahre Kennzeichen jeder ächt deutschen Gesetzgebung. Was man aber mit diesem Carnevals-Spaße bezweckte: ob es ein kleiner Luftballon war, den man, um den Wind zu erforschen dem großen vorausteigen ließ? Ob man in Preußen oder einem andern Staate wirklich daran denkt, die Juden in den Status quo des fünfzehnten Jahrhunderts zurückzuschnellen, und man vorher versuchen wollte, ob sie noch Elastizität genug haben, sich das gefallen zu lassen? Ob man die Juden, und aus welchem Grunde nur ängstigen wollte? Ob es eine Wachtparade war, das deutsche Volk überhaupt in Schrecken zu setzen? Ob der Entwurf, wie ich mich früher einmal ausgedrückt, ein Ochse war, den man der Boa-Schlange der deutschen Revolution in den Rachen jagen wollte, um sie wehrlos zu machen und dann zu tödten? Oder was es sonst sein möchte — das kann ich nicht errathen. Doch es wird kund werden, früher oder später.

Uebrigens könnte Preußen eine solche Judenordnung einführen und es würde gar nichts dabei verlieren, außer daß dann auch die Kurzsichtigsten vorhersehen würden, welche Zukunft dem ganzen Volke droht. Der alleinige Unterschied bliebe dann, daß man dem jüdischen Hunde mit einem Schnitte die Ohren kurz machte, während man sie dem christlichen nur nach und nach abschneiden würde „um dem armen Viehe nicht auf einmal zu wehe zu thun," wie jener Bediente sagte. Wenn man die preußische Regierung beurtheilen will, muß man nicht blos auf das achten, war sie thut — denn das zeigt nur an was sie **kann**, sondern auch auf das, was sie spricht — welches anzeigt was sie **will**. Wenn ich das Berliner **Politische Wochenblatt** lese, weiß ich gar nicht was ich denken soll. Ich sage **denken** — denn glauben Sie mir: ich drücke nie eine Empfindung aus, ehe ich von der heißen Dachkammer des Gefühls in den Eiskeller der ruhigsten Besonnenheit hinabgestiegen bin, und dort die Probe gehalten habe, ob der Kopf mit dem Herzen übereinstimmt. Und so oft diese Uebereinstimmung fehlt, lösche ich meine Empfindung aus. In dem Berliner Wochenblatte werden despotische Grundsätze gelehrt, die mit dem Prinzipe des Protestantismus gar nicht zu vereinigen sind. Und wenn Preußen dieses Prinzip, seine Hauptstütze, erschüttert, sinkt es zum Vasallen Oesterreichs hinab, um später von ihm wie ein Wurm zertreten zu werden. Wenn Preußen seine Zwecke erreicht, wird es die letzte unter den despotischen Mächten, statt daß es die erste unter den freisinnigen sein könnte. Herr von Ancillon, der einzige dirigirende Minister in ganz Deutschland, der gut und schön schreiben kann— warum vertheidigt er nicht einmal die Vernunftmäßigkeit des preußischen Regierungssystems gegen die Unvernunft der revolutionären Schriftsteller? Wir verlangen nicht, daß er, ein deutscher Minister, selbst, unter seinem eignen Namen mit uns Erdenwürmern spreche. Wir wissen recht gut, daß Gott nur wenig Auserwählten erscheint, und Angesicht in Angesicht mit ihnen redet. Aber Herr von Ancillon kann uns ja seine eigenhändigen Gesetztafeln durch einen seiner Moses schicken und versuchen, ob wir dem goldenen Kalbe nicht abwendig zu machen wären. Aber er rede kalt, ruhig, vernünftig mit uns, und ohne alle Grobheit. Er nehme auf einmal auf eine Stunde an, daß

wir es gut meinten, und nur in unwillkührlichen Irrthümern befangen wären. Wenn wir mit Worten wüthen, so ist das so natürlich als verzeihlich. Was sollten wir denn anders thun, da wir keine Macht, sondern nur Recht haben, und doch der Geist einen Körper haben muß, daß ihn auch die erkennen, die keine Sonntagskinder sind? Wenn aber die Organe der Regierung zornig reden, so ist das der lächerlichste und zugleich der grausamste Pleonasmus. Ihre Gewehre, ihre Kanonen, ihre Kerker — was sind sie denn anders als plastische Grobheiten von Stein, Eisen und Stahl, während die unsern ganz unschädlich nur von Luft sind? —

In Preußen geht man damit um, die Justizbeamten für absetzbar zu erklären. Vielleich wissen Sie nicht, was das bedeutet. In den Staaten, wo der Despotismus nicht alle Schaam von sich geworfen, wo ihm noch ein kleiner Rest, ich sage nicht von Tugend, aber von Ehre geblieben, sind die Gerichtspersonen unabsetzbar, das heißt: wenn sie einmal ihre Stelle erhalten, darf sie die Regierung ihnen nicht wieder nehmen. Dieses ist der letzte Anker der Ruhe für jeden Bürger, der nun nicht zu befürchten braucht, daß sein Richter in die traurige Lage kommen könnte, entweder seine Stelle zu verlieren und mit Weib und Kind zu verhungern, oder einen Angeklagten zum Tode, zum Kerker, zu Geldbußen zu verurtheilen, sobald es einem wahnsinnigen, oder ruchlosen Minister beliebt. Dieser Schutz soll jetzt dem preußischen Volke geraubt werden. Ich will es noch nicht glauben. Was bliebe denn jenen guten Preußen, die ich im Auslande so oft habe in die Enge treiben sehen, indem man ihnen die Verderblichkeit ihres vaterländischen Regierungssystems unwiderleglich klar machte, und die dann immer auf das Wort zurückkamen: aber wir haben doch eine unabhängige Justiz — was bliebe ihnen noch für ein Vorwand übrig, ihre Loyalität, der sie sich schon halb schämen, nothdürftig zu vertheidigen? Freilich blieben ihnen dann noch ihre gerühmten A b c-Schulen übrig. Ich möchte sie aber fragen: Ob man denn ihren gelehrten A b c-Bauern etwas anders zu lesen verstattet, als die Befehle der Regierung?

Nun freilich, wenn man anfängt, sogar in der Stadt Berlin selbst Verschwörungen zu entdecken, und selbst ein Cavallerie-Offizier und

ein Regierungsrath sich des Hochverraths verdächtig gemacht haben, dann scheint es Zeit, die Richter unter die Zuchtruthe der Polizei zu bringen. Aber was wird es ihnen helfen? Sie werden höchstens einige junge Leute und dunkle Personen schuldig finden, aber nie einen Menschen von Bedeutung bis zur Straffälligkeit überführen können. Denn in Berlin reichen sich die freisinnigen Männer bis zu den ersten Stufen des Thrones die Hände und sie lassen sich nicht fallen. Ich freilich traute jenen Menschen nie, die seit fünfzehn Jahren ihren guten Willen zu verheimlichen und dem Despotismus, ihn zu verderben, Vertrauen einzuflößen wußten; doch gibt es andere ehrliche Leute, die ihnen trauen. Mögen sie sich nicht täuschen! Ich war immer der Meinung, daß wer faul wartet, bis die Früchte reif herabfallen, nur faule Früchte lesen wird. Man muß die Freiheit von den Bäumen brechen.

— Herr von Rotteck hat aus dem Sächsischen wieder einen liberalen Becher bekommen; es ist der zehnte. Durch das neuliche Betragen des Herrn von Rotteck ist mir erst recht klar geworden, warum so viele deutsche Patrioten von 65 Pulsschlägen an diesem Manne hängen. Er treibt sein Becherspiel mit einer Vollkommenheit, wie ich es auf den Boulevards noch nie gesehen. Er hat eine Art, Einem den Liberalismus so bequem zu machen, daß es eine Lust ist. An schönen Mai-Tagen, wo es weder zu kalt noch zu warm ist, geht er mit seinen politischen Freunden spazieren, und macht sich über die faulen Bäuche lustig, die bei so herrlichem Wetter im Zimmer eingeschlossen bleiben. Kömmt aber der Sommer der Freiheit und das Volk fängt zu donnern und zu blitzen an, wird, sobald der erste Tropfen fällt, der Regenschirm der Legalität aufgespannt, man eilt in die Stadt zurück und wimmert: bleibt nur immer auf dem gesetzlichen Wege! Nahen die Weihnachten der Tyrannei und Bundestagsbeschlüsse schneien vom Himmel herab, zieht Herr von Rotteck den Fuchspelz der Loyalität an, und er schreit zum Fenster hinaus: Hoch lebe unser vielgeliebter Großherzog, der Wiederhersteller der freien Verfassung und des freien Wahlrechts! Dabei ist man sicher, sich weder zu erhitzen, noch zu erkälten, und ein Jubelsenior zu werden und ein

Belobungsschreiben zu erhalten. „Wenn ich nur etwas davon hätt“ — sagt Staberl.

Samstag, den 2. März.

..... Die öffentliche Meinung ist zu ihrer frühern Ansicht von dem Vater des Wunderkindes von Blaye zurück gekehrt. Die drei Könige, welche die gebenedeite Prinzessin begrüßten, kamen wirklich aus dem Morgenlande, und der heilige Geist war ihr Landsmann. Als der schändliche Deutz die Herzogin verrieth, rief sie, sich selbst noch schlimmer verrathend aus: Le misérable! Je lui ai donné plus que ma vie! Seine Wohlthäterin, seine Freundin, die Mutter seines Kindes, ein unglückliches, wehrloses Weib zu verrathen! Aber nur den kleinsten Theil meines Grolls wende ich einem solchen Niederträchtigen zu. Den größten Theil spare ich für die Niederträchtigkeit der Regierungen auf, die Verbrechen, welche tausendfachen irdischen Tod, und selbst den Fluch des allbarmherzigen Gottes verdienen, wie die schönste Tugend belohnen. Das ist aber das Verderben jeder fürstlichen Herrschaft: sie kann nicht ruhig leben, wenn nicht wechselseitiges Mißtrauen die Bürger aus einander hält. Man trete zu jeder Stunde in das geheime Kabinet jedes Königs, und findet man einen seiner Unterthanen bei ihm, mit dem er sich liebreich und freundlich, wie ein Bruder unterhält — ist es ein Weib, wird es eine Sängerin, ist es ein Mann, wird es ein Spion sein. Und selbst die Opernsängerin hat nur den zweiten Platz in dem Herzen des Königs.

Sechsundvierzigster Brief.

Paris, Sonntag, den 3. März 1833.

Von dem aus dem Englischen übersetzten Werke: Mémoires d'un Cadet de famille par Trelawney, von dem ich Ihnen schon gesprochen, ist jetzt der dritte Theil erschienen. Ich kann Ihnen nichts schöneres zum Lesen empfehlen. Es wird einem dabei, als wäre man früher blind, taub und von tausend Banden festgehalten, regungslos gewesen; und jetzt plötzlich frei geworden mit allen Sinnen und Gliedern, erfahre man erst, was die Welt sei, was leben heiße. Was der keckste Romanschreiber in seinem Uebermuthe nur je erdichtet, ist Blödigkeit gegen das, was dieser Corsar wirklich gethan und gelitten. Und doch ist nichts außerordentliches in ihm, als daß er sich außerordentlich viel Freiheit genommen. Nichts Ungewöhnliches ist ihm begegnet; aber er ist den gemeinen Dingen auf eine ungewöhnliche Art begegnet und das hat ihn groß gemacht. Man sieht: es ist in jedem Menschen eine Kraft gleich der des Dampfes, und wer diese zu finden und zu gebrauchen versteht, kann mehr vollbringen, als tausend andere vereinte Menschen.

Aber nicht blos ein Held ist Trelawney, er ist auch ein Meister im Malen und Dichten. Nichts herrlicher als seine Beschreibungen von jener zauberhaften indischen Welt; nichts epischer und dramatischer als seine Schilderungen der Ereignisse und der Menschen und Völkerschaften die daran Theil genommen. Es begleiten ihn zwei komische Charaktere auf seinem abentheuerlichen Leben, der Koch und der Wundarzt des Schiffes, die Shakespeare nicht schöner hätte darstellen können. Sie leben beide mit Geist und Herz nur in ihrer Kunst. Auf dem Meere und in der Sandwüste, bei Sturm und Sonnenschein, in der Schlacht und im lustigen Uebermuthe des Hafens, denken sie nur an kochen und heilen. Und auch hier sieht man was die Freiheit vermag. Der Koch wagt Gerichte, vor denen Vatel gezittert, der Wund-

arzt Heilungen, vor welchen sich Dupüytrin versteckt hätte — und es gelingt beiden. Die unerhörtesten Speisen werden schmackhaft, die verzweiflungsvollsten Krankheiten und Wunden werden geheilt.

Wie herrlich ist die Beschreibung einer Tigerjagd! Die Schlachten von Marengo, Austerlitz und Eylau, sind, was der gezeigte Muth betrifft, Possenspiele dagegen. Der Corsar schließt diese Schilderung mit den Worten: „Wie schön und glorreich wäre diese Jagd, wenn man in den Tigern, die Seelen aller Tyrannen der Erde vertilgen könnte!“

Denken Sie sich einen Helden in der Schlacht mit einer Rose vor der Brust; denken Sie sich eine Harfe, die durch den heulenden Sturm spielt, und einen Löwen, an seidner Schnur von einem schönen Kinde geführt — das war Zela dem Corsaren. Sie theilte alle seine Gefahren, und verschönte und belohnte sie. Da verlor er sie durch den Tod. Am Strande des Meeres verbrannte er ihre Leiche, und wollte sich auf den Scheiterhaufen stürzen, den ihn aber seine Schwäche nicht erreichen ließ. Man entfernte den Bewußtlosen von der Jammerstätte. Mit Zela endeten die Träume seines Lebens, er erwachte und sein Glück war dahin. Er kehrte nach England zurück, begrub sich lebendig in dem Schooße monarchischer Erde und wehrte mit grimmiger Hand den Würmern, die an den Sarg seiner Freiheit herankrochen. Trelawney haßte die ganze Welt, und sein Herz, groß genug die ganze Welt zu lieben, theilte er zwischen Zela und van Ruyter, seinem Freunde und Seegenossen. Van Ruyter war der edlere von beiden. Auch er kehrte nach Europa zurück, gerieth in die Sonnenbahn des Kaisers Napoleon, der ihn hoch hielt und ihn verwenden wollte. Aber Ruyter ließ sich nur von Napoleon gebrauchen, so lange er ihn gebrauchen wollte, und wußte im Helden den Kaiser zu verachten. In einem Treffen gegen ein englisches Schiff verlor er das Leben. Sie werden gern erfahren, wie van Ruyter von Napoleon dachte.

„Er hat einige Dummköpfe von alten legitimen Königen von ihren wurmstichigen Thronen herabgeworfen; er hat ihnen den Purpur vom Leibe gerissen und sie dann wieder aufgerichtet, um mit der Menschheit seinen Spott zu treiben. Indem er dieses that, dachte er freilich die Tyrannei verewigen zu können, wenn er an die Stelle der zernichteten Mächte Militair-Despoten setzte. Aber er hoffte vergebens hierdurch seine Macht zu befestigen, und die Ehrgeizigen durch die Bande

der Erkenntlichkeit an sich zu fesseln. Als wenn sich ein Ehrgeiziger je um ein anderes Glück als um sein eignes bekümmern könnte! Napoleon kann freilich für die Welt gute Folgen haben; doch sind wir ihm keinen Dank dafür schuldig, denn er hat bei all seinem Thun nicht das Gute beabsichtigt, sondern das Böse. Ein verrosteter Riegel ist schwer zurückgeschoben; ist es aber einmal geschehen und es gelingt einem ihn wieder vorzuschieben, wird er nie mehr so gut als früher schließen. Was ein Meister zu seinem Vortheile seine Arbeiter lehrt, das wenden diese später zu ihrem eignen an. Napoleon hat unsern Kindern die Taschenspieler-Künste mit Päpsten, Fürsten, Königen und andern solchen Gliedermännern gezeigt. Wir Alten hängen noch zu sehr an unserem Schaukelpferde und Bleisoldaten; aber unsere Söhne werden die Puppen unserer Zeit verachten, sie auf immer wegwerfen und ein Männerspiel spielen."

„Der Kaiser wollte mir, als ein Zeichen seiner großmüthigen Gesinnung etwas schenken, das keinen Schilling werth war — das Band der Ehrenlegion. Er hätte mich entehrt durch meine Ernennung zum Ritter; ich wäre lieber Glücksritter und Gauner geworden."

Trelawney verspricht in der Folge auch sein späteres Leben zu beschreiben. Um sich aus der verpesteten monarchischen Luft der europäischen Staaten zu retten, nahm er an allen jenen Kämpfen Theil, die, seit dem Sturze Napoleons, in allen Ländern für die Freiheit versucht worden sind. Von der Gesinnung und der Schreibart unseres Helden mögen folgende Stellen zeugen.

„Die Gicht, der Schlagfluß, die Wassersucht und der Stein sind meine lieben Freunde und Freundinnen. Ich verehre sie, ich grüße sie mit dem Hute in der Hand, als die mächtigsten unter den unversöhnlichen Feinden der Könige und Priester. Das sind unbestechliche Jakobiner. Wenn der Pfaff das Saatkorn eines armen Pächters gestohlen, und seine Zehenten-Schweine verschlungen hat, fühlt er freilich keine Bisse des Gewissens; aber oft fühlt er ihre Qualen in den großen Zehen seines Fußes, und das Schwein hört nicht auf in seinem Bauche zu grunzen, als bis es sich an seinen Rippen und an seinem Halse fest gefressen hat; dann erstickt es ihn, mit allen Anzeichen eines gerechten Schlagflusses.

„Ich beschäftige mich, die Geschichte meines Lebens zu vollenden. Die Folge wird zeigen, daß ich kein geduldiges Werkzeug in den Händen der despotischen Willkür war, und mich nie zu jenen niederträchtigen Sklaven gesellt habe, die in Haufen zu den Füßen der Reichen und Mächtigen krochen. Nach meiner Rückkehr in Europa hatten alle Tyrannen ihre Gladiatoren versammelt, um die vermaledeite Dynastie der Bourbons wieder auf den Thron zu setzen. Das Kriegsgeschrei in Europa war die Unverletzlichkeit und Machtvollkommenheit der legitimen Tyrannen, und alle Dummköpfe, Schwärmer und Narren, wurden gleich Jagdhunden hinter die Freiheit gehetzt. Ueberall wurden Preise auf die Köpfe der Patrioten gesetzt; man beraubte, man verfolgte, man ermordete sie mit gerichtlichen Floskeln. Dann wurden sie gleich Indischen Parias aus der Gemeinde gejagt, und wer sie berührte, war, wie sie, der Schmach verfallen. Ich, der ich so viel von der Tyrannei gelitten, haßte aus der tiefsten Seele jede Unterdrückung. Ich stand dem Schwachen gegen den Starken bei; ich schwur, mich mit Leib und Seele dem Kriege zu weihen, und in dem heiligen Kampfe gegen die gekrönten Betrüger, ihre Minister und Pfaffen, auch den Dolch nicht zu verschmähen. Als die Tyrannei siegte, theilte ich das Geschick jener unüberwindlichen Geister, die durch die ganze Erde in der Verbannung umherschweiften, und ich lieh ihnen meine schwache Hülfe, die Betrügereien jener von Motten zerfressenen Legenden, welche das Menschengeschlecht so lange betrogen haben, an den hellen Tag zu bringen."

O! hätten wir statt Rotteck und Welcker, den einzigen Trelawney auf unserer Seite!

„Ach! diese edlen und hochherzigen Menschen sind nicht mehr! Sie fielen als Schlachtopfer jener erhabenen Sache, die sie mit einer bewunderungswürdigen Kraft vertheidigt; doch dauernde Denkmäler haben sie zurückgelassen, und ihre Namen werden ewig leben. Ach! lebten sie jetzt, hätten sie den Baum, den sie pflanzen halfen, blühen gesehen! — — — hätten sie das Jahr 1830 und dann das ihm so glorreich folgende Jahr 1831 erlebt, wie würden sie gejauchzt haben, die Reihe der Tyrannen durchbrochen, ihre Dummgläubigen gemaulkorbt, und die Verschwörung, welche die Freiheit der Völker ersticken sollte, vereitelt zu sehen.

„Ja! die Sonne der Freiheit erhebt sich über den feilen Sklaven Europens, sie wird sie aus ihrem langen Todesschlafe erwecken. Der Geist der Freiheit schwebt wie ein Adler über der Erde, und die Seelen der Menschen strahlen den Glanz seiner goldenen Flügel zurück. Möge Frankreich, dem Adler gleich, den es früher wie zum Spotte zu seinem Sinnbilde genommen, jetzt aber im Ernste annehmen muß — möge es seinen Kindern seinen erhabenen Flug lehren; möge es sie lehren, das Gestirn der Welt, in den Mittagsstrahlen seines Ruhms, ohne geblendet zu werden anzuschauen. Die Hoffnungen und die Blicke aller edlen Menschen sind jetzt auf Frankreich gerichtet, und jedes Herz, das nur ein Hauch großherziger Gesinnungen belebt, wird bei dem Klange dieses schönen Namens das reinste Mitgefühl wiederklingen." . . .

Auch wir! Auch uns! Wir wollen mächtig rufen, und der Ruf steige von Ort zu Ort bis er zum Donner anwachse, bis der Taxische Palast davon erbebe — *es lebe die Freiheit! es lebe Frankreich!*

Montag, den 31. März.

Wie ich heute in der Zeitung gelesen, haben die preußischen Minister das neue Judengesetz verworfen. Mit welcher Schadenfreude habe ich das so kommen sehen! Wie schlau ist der hohe deutsche Adel! das monarchische Prinzip ist in den Talmud gefahren und hat ihn geheiligt, und heilig sind alle, die an ihn glauben. Bald wird der Messias der Juden geboren werden, bald wird das Wunderkind von Blaye das Licht der Welt erblicken. Der Jude Deutz, eines frommen Rabbiners glorreicher Sohn, ist jetzt Stiefvater des Herzogs von Bordeaux, Schwager des Königs von Neapel, noch verwandt mit dem Französischen, Spanischen, Portugiesischen Hause; verwandt mit Oesterreich, Preußen, Baiern, Rußland, Hohenzollern-Sigmaringen und hundert andern ehelichen und natürlichen Vettern. Und er wird sein Volk erheben und es groß machen, und die Juden werden zwar fortan, wie früher außer dem Gesetze leben; aber nicht wie früher *unter* dem Gesetze, sondern, Fürsten gleich, über dem Gesetze. Die schönen Tage Zions kehren zurück und das hohe Lied Salomonis wird ein allerhöchstes Lied werden. Dem armen Magistrate zu Frei-

burg in Sachsen, der erst kürzlich verordnete, es solle kein Jude ohne Begleitung eines Polizeidieners durch die Stadt reiten, wird es am Halse jucken, denn er wird sehr fürchten den Galgen verdient zu haben. Wehe nun allen, die einen Juden gehaßt, verfolgt und gelästert, sie finden keinen Stein in Europa, auf dem sie ihr müdes Haupt niederlegen können. Zwischen Sibirien und der Haus-Vogtei, zwischen Köpenik und Spielberg, lauert auf sie alle zehn Schritte ein Hochverrath, alle zehn Schritte ein Majestätsverbrechen. Schon hat sich Deutz bei Gerard sein Portrait bestellt, vor dem jeder, der ihn einmal mit nicht gehöriger Ehrfurcht angesehen, knieend Abbitte thun muß. Der Bundestag wird eine Bundeslade, das Taxische Haus eine Stiftshütte werden, und der rothe Adler-Orden wird erbleichen vor dem Juwelen Glanze der Urim und Thumim. Ihr Töchter Israels, lernt die Nase rümpfen, Knixe machen und Französisch sprechen! denn Ihr werdet hoffähig werden. Und Ihr, meine guten Deutschen, aller Fürsten treues Volk ruft: es lebe unser vielgeliebter Deutz I., der Wiederhersteller der weiblichen Verfassung in ihrer ursprünglichen Gestalt und des freien Herzens-Wahlrechts hoch! Halleluja! Halleluja!

— Nichts ist schwerer im menschlichen Leben — ausgenommen einen Citronenkern herauszufischen, wenn er am Boden eines vollen Glases Limonade liegt — als es mit den Deutschen acht Tage hinter einander gut zu meinen, so sehr sie es auch verdienen, und so unglücklich sie auch sind. So oft ich über sie weine, haben meine Thränen nicht Zeit zu trocknen, und ich muß schon wieder lachen. So oft ich über sie lache — nun freilich, das kann niemals lange dauern. Es ist nicht meine Schuld. Auch der beste Mensch, der doch jedes Kind, so oft es hinfällt mitleidig aufhebt, ob zwar keine Gefahr dabei ist, muß doch lachen, wenn er einen erwachsenen Menschen fallen sieht, der sich doch so leicht beschädigen kann. Das deutsche Volk ist ein solch erwachsener Mensch mit Kindesbeinen, und man muß lachen, so oft es auf den Kopf fällt. Es ist gar zu ungeschickt, zu zerstreut, zu gelehrt. Da sind Rotteck und Welcker, Männer, die es gewiß gut meinen, und auf welche sonst so viele als auf ihre Erretter sagen. Sie

haben der guten Sache mehr geschadet als deren schlimmste Feinde. Sie haben sich und ihre Leidensgenossen aus der Sklaverei befreit, ließen aber ihrem Tyrannen die Pferde im Stalle zurück, waren ehrlich und flüchteten sich zu Fuße und wurden bald von den verfolgenden Reitern wieder eingeholt und mit Schimpf zurückgeführt. Sie haben das Volk mitten auf seiner Siegesbahn aufgehalten, ja es oft zurückgehen heißen und jetzt steht es da, weiter vom Ziele als je, denn es kennt den Weg nicht mehr und hat die Richtung verloren. Wo sie handeln sollten, sprechen sie, und wo sie reden sollten, die schlafenden Herzen aufzuwecken, sprachen sie so lange und viel, bis die wachen Herzen vor Müdigkeit wieder einschliefen. Da wurde Welcker wegen eines Preßvergehens zu zweimonatlichem Gefängnisse verurtheilt. Der schuldige Artikel stand vor der Sündfluth, nämlich vor den Bundestagsbeschlüssen, im Freisinnigen. Ich erinnere mich nicht mehr was er strafwürdiges enthalten; ich glaube man fand darin ein Majestätsverbrechen, daß Welcker ausgerufen hatte: O du unglücklicher Fürst! Welcker appellirte an das Gericht zu Mannheim, und neulich kam die Sache dort vor. Zwei Tage dauerten die Verhandlungen, täglich sieben Stunden. Welcker's Vertheidigungsrede dauerte fünf Stunden. Wäre die Sitzung öffentlich gewesen, dann könnte ich wohl begreifen, wie er seine Vertheidigung benutzen wollte, dem Volke Dinge mitzutheilen, die ihm zu wissen gut sind. Wären Geschworene da, die man zu bewegen hat, könnte ich das auch begreifen. Aber in einem heimlichen Gerichte, vor Richtern, vor gelehrten und gebildeten Männern, die das alle eben so gut wissen als Welcker aber es entweder nicht beachten wollen oder nicht beachten dürfen, fünf Stunden zu sprechen, das zeigt große Schwäche an. Fünf Stunden! Erinnern Sie sich noch, was ich Ihnen vorigen Winter geschrieben: wie hier einer der Geschwornen, auch bei einem unbedeutenden Preßprozesse, nach dem der Advokat des Angeschuldigten schon anderthalb Stunden gesprochen, plötzlich aufstand und rief: haltet ein, sonst rührt mich der Schlag, und wie er nach Hause ging und ihn wirklich der Schlag gerührt? Nun wahrlich, wäre ich einer von Welcker's Richtern gewesen und der Schlag hätte mich verschont, hätte ich fromm die Hände gefaltet, die Augen zur Erde gerichtet und

gebetet: „o du heiliger Rhadamantus da unten stärke mich, daß ich gerecht bleibe, denn es gelüstet mich sehr, den armen unschuldigen Mann der da vor mir steht, für jede Stunde die er gesprochen, auf ein Jahr zum Gefängniß zu verurtheilen!

So heimlich wurde das Gericht gehalten, daß man Wachen außen vor die Fenster stellte, aus Furcht es möchte Jemand horchen. Welcker wurde freigesprochen und Abends brachten die Bürger Musik im Fackelzuge, um die Unpartheilichkeit der Gerichte zu feiern. Die Freude galt Welcker, aber so mußte gedruckt werden. Ließen sich hier in Paris Menschen einfallen, einem Richter, zu Danke für seine Unpartheilichkeit eine Nachtmusik zu bringen, würde er diesen Unverschämten seinen Code Napoleon mit allen Kommentaren auf die Köpfe werfen, oder er klagte den andern Tag wegen Amtsbeleidigung. Aber bei uns ist keine Ehre, weder im Volke noch in der Regierung.

Dienstag, den 12. März.

Ich denke heute wie ich gestern dachte: es gibt keine Ehre mehr, weder im Volke noch in den Regierungen. Diese Münze der Tugend ist ganz verschwunden und dahin ist es gekommen, daß wer noch einen Theil von ihr besitzt, sie verstecken muß, daß er nicht beraubt und mißhandelt werde. Das Verderben ist alt, nur seine Offenbarung ist neu; früher schlich es im Dunkeln, jetzt wandelt es frech am hellen Tage umher. So lange das monarchische Prinzip seine tägliche Sättigung fand, war es zahm und mild; jetzt, da ihm oft die Nahrung mangelt, zeigt es seine angeborne wilde Natur, und geht wie ein reißendes Thier auf Beute aus. Die Fürsten sind eine Art höllische Berggeister, die in den Schacht des menschlichen Herzens hinabsteigen, dort das Erz vom Golde reinigen, das Gold mit Füßen treten und die Schlacke zu Tage fördern. Wo sie einen Gang der Tugend finden, wird er verschüttet, wo eine Ader der Leidenschaft, wird sie bearbeitet und zum Laster ausgebrannt. Nicht blos einzelne Menschen, ganze Provinzen, Städte, Gemeinden, werden verführt, bestochen, besoldet, zum schnödesten Knechtdienste angeworben. Weil der

einzelne Mensch, so schwach und lüstern er auch ist, doch nicht immer das Herz hat, um seines eigenen Vortheils willen ein Verbrechen auf sich allein zu nehmen, gibt man ihm den willkommenen Vorwand, seine Tugend für das beste seiner Gemeinde zu verkaufen; so beschwichtigt er sein Gewissen, so vergißt er, daß ein Theil des Sünderlohns ihm selbst zukömmt. Der König von Baiern, von Oesterreich und den Jesuiten belehrt und gegängelt, übt diese Regierungskunst mit einer schauderhaften Unbedenklichkeit. Die Aqua Toffana der Machiavellisten-Politik wird in das reine deutsche Blut getröpfelt, daß es schwarz werde wie die Seele des Giftmischers. Die Aemter, die Behörden, die Gerichtshöfe, die der Stadt in welcher sie wohnen, Geldvortheile bringen, werden versteigert und denjenigen Gemeinden zugeschlagen, die am meisten Niederträchtigkeit dafür bieten. So wurde Aschaffenburg und Würzburg, Zweibrücken und Kaiserslautern hinter einander gehetzt. Die Bürgerschaft, die Magistrate schickten Deputationen nach München. Diese versprachen alles, verleugneten alles, verriethen alles was man wollte, und bettelten um einen Panisbrief. Der König empfing sie gnädig. Und das sind die Fürsten, die sich Stellvertreter Gottes nennen! Ein Glück für die Welt, daß es die Welt nicht glaubt — wer glaubte sonst noch an Gott?

Siebenundvierzigster Brief.

Paris, Samstag, den 9. März 1833

Liebe Getreue! ... Wenn Sie jetzt erwarten, ich würde Ihnen hierauf etwas Schönes sagen, haben Sie sich jammervoll verrechnet. Liebe Getreue bedeutet nichts anders als lieber Hund

Sie sind mein Stand und als solcher den deutschen Ständen gleich, mit welchen die Fürsten und Minister, so sehr sie Stände sind, nicht mehr Umstände machen als mit Hunden. Also: liebe Getreue! lieber Hund! Du .... Du ist die einfache Zahl von Ihr, wie Ihr die Mehrzahl ist von Du. Die deutschen Fürsten und Minister reden ihre Stände mit Ihr an. Wäre nur Ein Deputirter in der Kammer, der im Namen des Volks da säße, würden sie, weil er das Volk vorstellt, Du zu ihm sagen. Du ist der Kraftausdruck der Väterlichkeit und Schulmeisterlichkeit, das Band, welches Vater mit Kind, Schulmeister mit Schulbuben vereinigt .... Also: Liebe Getreue! Lieber Hund! Du hast in Deinem heutigen Briefe uns einen Antrag Deines Mannes mitgetheilt, des Inhalts: wir sollten erst im Mai zusammen kommen, statt wie es früher verabredet war, schon im März. Und hoffe er, daß, ob dies zwar unsern neuesten Bundesbeschlüssen entgegen sei, wir doch geneigt sein könnten, von unserer legislativen Machtvollkommenheit ein klein wenig nachzulassen. Darauf thun wir Dir zu wissen: Dieser Antrag ist eine Vermessenheit, welche Staunen erregen muß. Das monarchische Prinzip ist unser Glaubensartikel, wir werden uns niemals ändern, sondern fort und fort mit unsern getreuen Hunden verfahren wie uns beliebt. Wir erwarten demnach, daß Du, sollte sie wiederkehren, diese Motion mit verdientem Unwillen aufnehmen werdest. Uebrigens liebe Getreue, lieber Hund, bleiben wir Dir in Gnaden gewogen.

— Fragt mich Einer: aber was sollten sie thun? Sie sind Beamte, von der Regierung abhängig; sollten sie, die Ehre des deutschen Volks zu retten, mit ihren Weibern und Kindern Hunger sterben; Ich sage nein, das fordere ich nicht, ich erwarte das nicht immer. Aber wie vergißt man sich nie, wie ist man auf seinen Vortheil, bei Tage und bei Nacht immer so wachsam, daß Einen niemals die Tugend überrascht, und man mit Aufopferung eine schmachvolle Beleidigung abwehrt? Erst vor einigen Tagen wurden hier zwei Staats-Beamte, weil sie den Tag vorher als Deputirte gegen die Minister gestimmt, ihrer Stellen entsetzt. Gleich in der folgenden Sitzung erhoben sich darauf eine Menge ministerieller Deputirten,

die auch Beamte waren, und eiferten auf das heftigste gegen jene Absetzungen, gegen jenen schändlichen Seelenverkauf, den die Regierung von den Staatsbeamten fordert. Vielleicht bereuten alle diese Männer ihre edle Aufwallung schon eine Stunde später; vielleicht als sie nach Hause kamen, mit ihrer Familie um den vollen Tisch saßen, riesen sie schmerzlich aus: morgen müssen wir hungern! und verwünschten dann ihre Uebereilung. Vielleicht war es kein ruhiges Pflichtgefühl, das sie so handeln ließ, sondern nur eine Phantasie des Tugendrausches. Doch genug, sie vergaßen sich. Wehe aber denen, die nie vergessen, daß sie schwache Menschen sind — Gott wird sie vergessen!

Und die bessern unter den deutschen Volksvertretern, die Unglückseligen! — sie verstehen den bösen Zauber mancher Worte nicht; sie vergessen, daß es ein Spott ist, mit ihrer Freiheit, so lange sie dulden, daß sie ihre Fürsten mit l i e b e G e t r e u e und mit I h r anreden! Wie aufmerksam ist man hier auf solche Wort-Despotie! mauvais sujets unter den französischen Ministern, steifen sich, ihre Berichte an den König mit fidèle *sujet* zu unterzeichnen. Niemals lassen die Oppositionsblätter dieses ungerügt hingehen. Und bekümmert sich auch ein Minister nicht um den Tadel, und kehrt zu seiner Kriecherei zurück, so wird doch durch die beharrliche Opposition der tägliche Straßenkoth knechtischer Gesinnung weggekehrt, und er kann sich nicht Berges hoch anhäufen wie in Deutschland.

Achtundvierzigster Brief.

Paris, Sonntag, den 10. März 1833.

Die gerichtliche Untersuchung wegen des Tumults, der im Oktober 1831 in Frankfurt am Allerheiligenthore stattgefunden, ist im Februar dieses Jahres beendigt worden. Also schmachten die der ver-

brecherischen Theilnahme angeschuldigten Bürger schon sechszehn Monate lang im Kerker und wissen ihr Schicksal noch nicht. Jetzt hat man erst die Akten zum Richterspruche auf die Universität geschickt und es ist bekannt, welche lange Zeit der Verstand deutscher Gelehrten braucht, bis er zur Reife kömmt. Ist es nicht unerhört, ist es nicht schauderhaft, zwischen der Schuld und der Buße, oder zwischen der Unschuld und der Freisprechung, eine Ewigkeit der Qual zu setzen, die entweder die verdiente Strafe grausam erhöht oder die Freisprechung ganz trügerisch macht? Das ist aber der Fluch unseres Vaterlandes, daß selbst die schlechtesten Regierungen keinen Platz mehr zur Willkühr finden, weil schon die böse Laune der Gesetze allen Raum einnimmt. Selbst der boshafte Richter, wenn er einen Angeschuldigten, der in seine Hände gefallen, aus Rache peinigen wollte, vermöchte dies nicht, sobald die Anschuldigung ein Staatsverbrechen betrifft. Da hören alle Schranken zum Schutze des Unschuldigen, zum Troste des Schuldigen auf; der Richter hat keine zu übertreten. Jeder eines Staatsverbrechens Angeklagte ist vogelfrei in seinem Kerker. Glücklich wenn er einem gewissenlosen Richter in die Hände fällt: Dann hat er doch Hoffnung, ihn mit Gold zu bestechen. Ist aber der Richter ein ehrlicher Mann, ein sogenannter treuer Staatsdiener, ist der Unglückliche verloren. Ein solcher treuer Stratsdiener sieht die Bäume vor dem Walde nicht; der Mensch ist ihm nichts, der Staat ist ihm alles und — was noch unheilbringender: er sieht den ganzen Staat in der Regierung, und sieht die ganze Regierung in dem Fürsten. Auf diese Weise sind dreißig Millionen Deutsche nichts, und ihre dreißig Fürsten sind alles. Fragen Sie einen solchen wahnsinnigen deutschen Staatsgelehrten: was bezweckt denn der Staat? Er antwortet ihnen: die Sicherheit des Eigenthums, der Freiheit und des Lebens der Bürger. Lachen Sie, wenn Sie nicht weinen müssen. Das Eigenthum wird so sehr gesichert, daß die Abgaben um die Kosten des Staatsschutzes zu decken, den größten Theil der Nation zn Bettlern machen. Die Freiheit wird so sehr gesichert, daß die Bürger darüber zu Sklaven werden. Das Leben wird so sehr gesichert, daß man es hinter den Riegeln eines Kerkers bewahrt und man sein Bischen Leben, was sie Einem in der Freiheit lassen, zehn

Male im Tage verwünscht. Was bleibt nun übrig, das verdiente gesichert zu werden? Jede Monarchie ohne Theilnahme des Volkes an der Regierung — in der Gesetzgebung durch Deputirte, in den Gerichten durch Geschworne, in der bewaffneten Macht durch Nationalgarden — ist nichts als eine organisirte Räuberei; ich ziehe die im Walde vor, wo man mit Muth sich oft retten kann, wo einem wenigstens die Wahl bleibt, sich in die Räuberbande aufnehmen zu lassen. Sicherheit! Denken Sie sich einen Geizigen, der immer besorgt wäre, man möchte ihm seine Schätze stehlen. Er baut sich ein großes mächtiges Haus, sie darin zu verwahren, und bringt tausend künstliche Befestigungen darin an. Die Baukosten verschlingen sein ganzes Vermögen, jetzt hat er ein Schatzgebäude, aber keinen Schatz mehr. So haben wir einen Staat, aber keine Menschen darin.

Die deutschen Strafgesetze gegen Staatsverbrechen, und besonders die Art und Weise, auf welche mit einem Angeklagten die gerichtliche Untersuchung geführt, und die Gesetze auf einzelne Fälle angewendet werden — das alles ist fürchterlich! Sie sind ein Frauenzimmer und brauchten diese Schändlichkeiten nur zu fühlen, nicht zu verstehen; aber die Sache ist so klar, daß sie selbst ein Kind begreift und sich davor entsetzt. In einem monarchischen Staate werden Staat und Fürst für Eines angesehen, und so wird jedes Staatsverbrechen zur Beleidigung des Fürsten, und jede Beleidigung des Fürsten zum Staatsverbrechen. Und dieser Fürst, der beleidigt worden, bestimmt selbst die Strafe der Beleidigung, bestraft selbst den Beleidiger; denn die Richter, die Gesetzgeber sind des Fürsten Beamte, werden von ihm eingesetzt und abgesetzt, und ihr Schicksal und das ihrer Familie hängt von ihrer Folgsamkeit gegen die Wünsche und Launen des Fürsten ab. So nimmt jede fürstliche Rache den Schein des Rechts und, was noch gefährlicher ist, selbst die verdienteste Strafe nimmt den Schein der Rache an. Bei aller Rechtspflege kömmt es nicht blos darauf an, daß Recht gesprochen werde, sondern auch daß jeder Bürger im Staate die Zuversicht habe, d a ß Recht gesprochen werde. Was hilft alle Sicherheit, wenn man nicht das Gefühl dieser Sicherheit hat? Der Traum einer Gefahr kann Einen im warmen, weichen Bette so sehr ängstigen, als diese Gefahr selbst. Aber dieses Gefühl der Sicher-

heit, diese Zuversicht auf strenge Rechtlichkeit kann ein deutscher Bürger nicht haben, in allen Fällen wo es ein Staatsverbrechen betrifft. Tiefe Nacht umgiebt den Kerker, die Untersuchung wird geheim geführt, der Richterspruch wird geheim gefällt, die Vertheidigung bleibt verborgen, der erste Strahl des Tages fällt auf das Blutgerüst, ein bleiches, gramgefurchtes Haupt fällt — ob schuldlos oder schuldig, das wird Gott einst richten. Wie wird ein armer deutscher Staatsgefangener im Kerker behandelt? Mit Menschlichkeit? Oder wird er gefoltert? Wer kann es wissen? Kömmt er endlich frei, haben oft lange Leiden die Kraft seiner Seele gebrochen, oder er hat wohl in seinem heißen Gebete um Rettung, dem Himmel gelobt, wenn er ihn befreie, wolle er allen seinen Feinden vergeben, jede Kränkung vergessen — er schweigt und klagt nicht. Vielleicht hat man ihm auch einen Schwur der Verschwiegenheit als Preis seiner Befreiung aufgelegt.

In freien Staaten, wie in Frankreich und England, werden die gerichtliche Untersuchung und die Vertheidigung öffentlich geführt, und das Urtheil wird öffentlich gefällt. Nicht die Beamten des Königs richten einen Angeschuldigten, sondern das Volk selbst richtet ihn, durch seine Geschwornen. Der Eingekerkerte ist keiner Willkür Preis gegeben, denn die freie Presse bringt jede seiner Klagen zur öffentlichen Kunde. Minder gefahrlos ist es unter reißenden Thieren wohnen, als in einem Lande ohne Oeffentlichkeit der Gerichte, ohne Geschworne und ohne Preßfreiheit. Ein Tiger verurtheilt sein Schlachtopfer zum augenblicklichen Tode, niemals zu lebenslänglicher Pein. Sie werden die Leidensgeschichte zweier unglücklicher Jünglinge in den Oesterreichischen Staatsgefängnissen lesen, und dann werden Sie begreifen, wie die Zunge eines Tigers zur Liebkosung werden kann.

Die Tugend und Gerechtigkeit eines deutschen Fürsten, wo sie noch gefunden wird, hilft hier gar nicht. Ist nicht der Kaiser von Oesterreich ein tugendhafter und ein gerechter Fürst? Wem hat das noch gefrommt? Die Bosheit, Leidenschaft und Grausamkeit liegen schon in den Gesetzen; aber diese stammen nicht von der Bosheit, Leidenschaft und Grausamkeit der Gesetzgeber, sondern von ihrer Verrücktheit. Sie vergessen, daß eine Regierung der Menschen willen da ist, und

glauben der Mensch wäre geboren, um regiert zu werden. Darin ist der Wahnsinn. Sie können täglich in der Zeitung lesen, was in Baiern geschieht. Baiern in der Schule oesterreichischer, Preußen in der Schule russischer Tyrannei unterrichtet, jagen uns von Süd und Nord ihre unglücksschwangern Wolken zu, und bald wird das Verderben auf das Herz des Vaterlandes niederfahren und der Haselstock wird die Knute küssen und jeden treffen, der sich seiner Zärtlichkeit in den Weg stellt. Ein baierischer Handelsmann, der außer Landes ist, wird vorgeladen, sich „gegen die Anschuldigung der Hülfsleistung zum entfernten Versuche des Hochverraths“ zu verantworten! Wäre das nicht so schrecklich, sollte man nicht glauben, eine Scene aus den femmes savantes oder den Précieuses ridicules zu lesen? Ein Anderer, ein Zeitungsredakteur, der sich geflüchtet, wurde wegen eines Preßvergehens, außer der knienden Abbitte vor dem Bilde des Königs und einer dreijährigen Zwangsarbeitshaus-Strafe, noch verurtheilt: während seiner dreijährigen Strafzeit jedes Jahr den Tag vom dritten Juli in einem einsamen Gefängnisse zuzubringen, und während vierzehn Tage im Monat Juli, abwechselnd 3 Tage bei Wasser und Brod zu fasten. Als ich das deutsch las, hatte ich es ganz mißverstanden und so gedeutet: Der Gefangene bekomme drei Tage blos Wasser ohne Brod und drei Tage blos Brod ohne Wasser. Ich wunderte mich gar nicht darüber, denn ich dachte, es sei eine sinnreiche deutsche Rache gegen die französische Juli-Revolution. Aber aus dem Constitutionel, der das Urtheil in seiner ganzer Ausdehnung mit den Unterschriften der Richter enthielt, erfuhr ich erst seinen wahren Sinn. Es heißt dort: verurtheilt.... “à observer un jeûne de quinze jours chaque mois de Juillet de chaque année de son enprisonnement, de manière qu’il ne doit recevoir pendant trois jours que du pain et de l’eau, pendant les trois jours suivant la nourriture dûe aux prisonniers, et ainsi de suite et alternativement pendant la quinzaine.” Was wird es dem Herrn Oestreicher (so heißt der verurtheilte Zeitungs-Redakteur) in der Freiheit gut schmecken! Er komme jedes Mal im Juli zu uns, und wir wollen ihn vierzehn Tage lang abwechselnd, drei Tage mit Champagner und Austern, und drei Tage mit Burgunder

und Trüffelpasteten bewirthen, und dabei auf die Gesundheit des Herrn Staatsrathes Feuerbach trinken — nämlich auf die Gesundheit seines Kopfes. Ich habe Ihnen schon früher gesagt, das diese schönen baierischen Kriminalgesetze keineswegs aus einer alten barbarischen Zeit herstammen, sondern daß sie im neunzehnten Jahrhundert, zwanzig Jahr nach der französischen Erklärung der Menschenrechte verfaßt worden sind, und daß sie größtentheils der Staatsrath Feuerbach so herrlich ersonnen. Glauben Sie aber ja nicht, daß dieser unser berühmte Landsmann darum ein boshafter oder einfältiger Mensch sein müsse. Ich kenne ihn zwar nicht, doch mag er der beste Mensch, der zärtlichste Gatte, der liebevollste Vater, der großmüthigste Freund sein. Das hilft aber hier alles nichts. Sobald einem deutschen Rechtsgelehrten Staatsverbrechen auf den Kopf fallen, wird er wie vom Schlage gerührt, alle seine Geisteskräfte werden gelähmt, und er sinkt ganz zu dem irren Zustande eines kindisch und unmündig gewordenen Greises herab. Er ist dann kein Mensch mehr, er ist nur noch ein Thier das ißt und trinkt und — ein Staatsdiener.

Das Wenigste von dem bisher Gesagten findet zwar auf Frankfurt eine Anwendung. Da dort keine monarchische, sondern eine republikanische Verfassung herrscht, konnte die Regierung nie zu dem Wahne kommen, daß sie den Staat ausmache. Aber doch sind unsere Gesetzgeber, Richter und Regenten noch in den Irrthümern einer alten Zeit gebildet. Sie haben immer noch von der Heiligkeit des Staats und den bestehenden Einrichtungen eine abergläubische Vorstellung. Wenn das nicht wäre, hätte nie geschehen können, daß man angeschuldigte Bürger sechszehn Monate lang provisorisch im Gefängnisse schmachten ließ. Wäre nicht die unselige Verehrung alles Bestehenden, hätte man längst bei Criminal-Verbrechen das mündliche Verfahren eingeführt und der Schneckengang schriftlicher Vertheidigung hätte nicht länger die Qual eines eingekerkerten zur Unerträglichkeit ausgedehnt. In Frankfurt ist nur ein einziger Criminalrichter, und dieser konnte bei den vielen andern Geschäften, die ihm oblagen, auch mit dem besten Willen und dem angestrengtesten Fleiße, jene Untersuchung nicht schneller fördern. Hätte man aber nur die geringste Vorstellung, daß nicht blos der Staat an den Bürger, sondern daß

auch der Mensch an den Staat Ansprüche zu machen habe: Dann hätte man sich keinen Tag besonnen und hätte die Zahl der Untersuchungsrichter vermehrt und die Bedenklichkeit, eine alte Gerichtsordnung umzuändern, und die Staatsausgaben um einige tausend Gulden zu vermehren, wäre hier, wo es auf die Freiheit mehrerer Bürger und die Ruhe ihrer Familien ankam, gar nicht in Betracht gekommen. Wie ich aber erfahren, hat man sich erst kürzlich besonnen, und dem Criminalrichter, erst auf sein eignes Verlangen, einen Gehülfen gegeben.

Die gerichtliche Untersuchung jenes Frankfurter Tumults, an dem nur wenige hundert Menschen Theil genommen, und wobei nur ein einziger das Leben verloren, hat sich durch sechszehn Monate hingeschleppt, und die Pariser Insurrektion im Juni, die den Umsturz der Monarchie bezweckte, woran viele tausend Menschen Theil genommen, wobei mehrere hundert das Leben verloren, war schon nach vier Monaten gerichtet! Und gewiß könnte sich weder der Staat beschweren, daß dem Gesetze nicht völlige Genugthuung widerfahren, noch einer der Angeschuldigten, daß er mit Unrecht verurtheilt worden sei. Viele wurden zum Tode verurtheilt und verdanken die Erhaltung ihres Lebens nur der königlichen Begnadigung. Viele Schuldige, die dem unerbittlichen Buchstaben des Gesetzes verfallen waren, wurden von der Barmherzigkeit der Geschwornen, die den Geist der Verhältnisse berücksichtigen, frei gesprochen. So fanden Strenge und Milde den ihnen gebührenden Platz, und vier Monate waren genug, alle diese Verwirrung zu schlichten.

Siebenpfeifer und Wirth, des Hochverraths durch Preßvergeben beschuldigt, schmachten schon zehn Monate im Gefängnisse, und ihr Urtheil ist noch nicht gesprochen, und die Untersuchung wegen des Pistolenschusses auf den König von Frankreich war schon nach zwei Monaten und einigen Tagen geendigt. Wenn diese Sache sich bis jetzt verzögert hat, so daß erst in dieser Woche die Angeklagten vor den Assisen erscheinen, so lag das an den Angeklagten selbst, die um Aufschub baten. Und die Beschuldigung eines Königsmordes ist doch ganz etwas Anderes, als die Anklage wegen Hülfsleistung zu dem entfernten Versuche eines Hochverraths —

durch die Presse! Ich mußte lachen, als ich vor einigen Wochen in einem Oppositionsblatte las: „*Enfin, après* deux mois et plus d'instruction, a paru l'acte d'accusation dressé à l'occasion du coup de pistolet tiré sur le roi le 19 Novembre dernier." Endlich nach zwei Monaten und länger — welche eine närrische Ungeduld! Wenn in Deutschland Einer um jeden Preis ein hohes Alter erreichen wollte, könnte er nichts zweckmäßigeres thun, als eine blindgeladene Pistole auf einen Fürsten abzudrücken. In seinem Leben würde er nicht gerichtet werden. Nicht etwa als zweifle man einen Augenblick an seiner Schuld und seinem bösen Vorsatz! dieser Zweifel könnte dem Thäter keinen Tag seinen Kopf sichern. Aber man würde so lange und so weit den Fäden der Verschwörung nachgehen, man würde so tief nach der letzten Wurzelfaser des Geistes der Zeit graben, daß, ehe man von dem Ende der Welt und den Antipoden, wohin man zur Entdeckung der Mitschuldigen gereist, zurückkäme, ein ganzes Menschengeschlecht aussterben müsse. Millionen Deutsche würde man konfrontiren, das ganze Volk würde man zu Protokoll nehmen. Hat man doch den unglücklichen Sand, der sein Verbrechen fast öffentlich beging, der mit blutigem Dolche auf die Straße stürzte, und die That auch augenblicklich eingestand, trotz seiner schmerzlichen Wunde, ein ganzes Jahr lang im Gefängnisse schmachten lassen! Man wollte damals alle Patrioten hinein verflechten, und die edelsten des Volkes zu Meuchelmördern brandmarken.

Woher kömmt nun dieser Unterschied zwischen Frankreich und Deutschland? In Frankreich herrscht die öffentliche Meinung, die man wohl irre zu führen sucht, der man aber nicht zu trotzen wagt. Sie ist mächtiger als die Regierung und weit mächtiger als der König. In Frankreich ist das Volk der Staat. In Deutschland hat die öffentliche Meinung sich noch nicht geltend zu machen verstanden, darum ist das Volk nichts; der Fürst ist der Staat, der Fürst ist alles. Wenn unsere Fürsten noch nicht, wie einst Ludwig XIV. mit der Reitpeitsche in der Hand, ihre Stände auseinander gejagt, so geschah es nur darum nicht, weil sie noch niemals bei ihren Ständen solchen Widerspruch gefunden, als ihn Ludwig XIV. in seinen ersten Re-

gierungsjahren bei seinem Parlamente fand. Aber das wird noch kommen.

Montag, den 11. März.

Zwar — Sie werden nicht begreifen, wie hier das zwar herkömmt, ich selbst verstehe es nicht, aber es wird sich schon ein Zusammenhang finden und wo nicht, ist es auch kein Unglück. Zwar

1. Hat der Commerzienrath Hofmann in Darmstadt, der einst den Griechen zu seinem Schaden sechszigtausend Flinten geliefert und später auch zu seinem Schaden den Preußen sich selbst, neulich in der Kammer darauf angetragen: man möchte das häufige Tanzen auf dem Lande untersagen, denn wenn die armen Bauern noch von dem Tanzen erhitzt, am Morgen nach der Kirchweihe nach Amerika auswanderten, so möchte das ihrer kostbaren steuerpflichtigen Gesundheit schaden — worauf ein Bauer, Mitglied der hessischen Kammer und obzwar sehr vernünftig über diese Sache gesprochen, nämlich dagegen, worüber sich die andern Mitglieder sehr gewundert, da doch der Mann nicht studirt habe. Zwar

2. Weigert sich der Zeitungsredakteur Wiedemann, vor dem Bilde des Königs von Baiern knieend Abbitte zu thun, wozu er verurtheilt worden; denn er meint, es sei ihm ganz gleichgültig, daß man seine fünf Jahre Zuchthausstrafe, wozu er auch verurtheilt worden, erst von dem Tage an zählen werde, wo er gekniet, da er von den fünf Jahren, während welcher er seiner Freiheit beraubt bleiben soll, nur die zwei ersten bedauere, die übrigen rechne er nicht. Zwar

3. Frägt der jämmerliche Hofrath Krug, was man denn so viel Wesens aus den Bundestags-Beschlüssen mache, da sie doch vor der Hand nur auf sechs Jahre — im Leben eines Volkes weniger als sechs Tage im Leben eines Menschen bestehen, und dann über deren Fortdauer von neuem berathschlagt werden soll? Zwar

4. Ließ die Wiener Censur ein Gedicht Grillparzer's auf die Genesung des Kronprinzen von Oesterreich, darum nicht passiren, weil

der Dichter zu viel von der Herzensgüte des Prinzen gesprochen, zu wenig aber von seinem Verstande, und diese Nachricht durfte nicht allein in allen censirten Blättern gedruckt werden, sondern sie stand in den absolutistischen Blättern zuerst — wie man überhaupt seit achtzehn Jahren, sowohl in Wien selbst, als in ganz Deutschland, von nichts ungenirter und weniger spricht als von dem Verstande des Kronprinzen von Oestreich — worüber sehr nachzudenken ist. Ich habe sehr darüber nachgedacht und halte den Kronprinz von Oestreich für einen zweiten Joseph den Zweiten. Zwar

5. Werden in Deutschland die Fürsten als Oberstallmeister, ihre Beamten als Reitknechte, ihre Staaten als Ställe, und ihre Unterthanen als Pferde betrachtet — weßwegen auch, so oft ein Kronprinz den Thron besteigt, man zu sagen pflegt: er habe die Zügel der Regierung ergriffen. Zwar

6. Eifert das Berliner politische Wochenblatt dagegen, daß die Pension der Bastillehelden so stark sei wie die der Ritter der Ehrenlegion, obzwar die Bastillehelden eine wahre Schandlegion wäre. Zwar

7. Hat der König Otto von Griechenland auf dem Schiffe mit englischen Offizieren eine Quadrille getanzt und sowohl in Neapel als in Corfu: nicht geringe Sensation bei dem schönen Geschlechte erregt — und hat der König von Baiern auf unterthänigste Bitte der Grenzpatrioten erlaubt, daß an der Stelle, wo König Otto die baierisch-tyrolische Grenze überschritten, und wohin er den folgenden Tag zurückgekehrt war, um Abschied von seinem lieben Vaterlande zu nehmen, welches er den vorigen Tag zu thun vergessen, weil er vor Rührung eingeschlafen war — hat erlaubt, daß zum ewigen Andenken dieser Rührung, dieses Schlafes und dieses Abschieds, an der dreimal gesegneten Stelle durch freiwillige Beiträge dem jungen Wittelsbacher eine Kapelle erbaut werde — jetzt schon die zweite — so daß sehr zu vermuthen ist, das neue Baierthum werde bald das alte Christenthum verdrängen. Zwar

8. Pflegen die deutschen Volksdeputirten, wenn sie von dem Kammer-Präsidenten sprechen, nicht zu sagen: der Präsident, sondern das Präsidium — weil sie denken, Präsident wäre ein leichtes

Ding, das der Wind fortwehen könne, Präsidium aber etwas gründlich-schweres, das fest hafte — welches sehr deutsche Art ist. Zwar

9. Wurde der Buchhändler Franckh in Stuttgart, im Theater, also nach Sonnenuntergang, citirt, gleich vor dem Criminalgerichte zu erscheinen, und als er sich dessen weigerte, beim Austritte aus dem Theater arretirt — die Nacht trägt die Livree der Könige. Zwar

10. Betragen die Staatsausgaben des Kurfürstenthums Hessen 2,700,000 Thaler, und der Kurfürst mit seiner Familie kostet dem Lande nur 467,420 Thaler, also nicht mehr als den fünften bis sechsten Theil aller Staatsausgaben — welches ganz erstaunlich ist. Zwar

11. Wurde ein Berliner Polizei-Rath, den man nach Posen geschickt, dort nach Verschwörungen zu jagen, im Walde vor Posen von maskirten Reitern aus der Diligence gerissen, gezwungen, seine Papiere herauszugeben und dann fürchterlich durchgeprügelt — welche schöne Geschichte man aus dem Polnischen in das Deutsche übersetzen sollte. Zwar

12. Hat Herr von Gagern in der Darmstädter Kammer bewiesen, die unruhige Stimmung in Rheinbaiern käme von drei Ursachen her. Erstens, weil keine Residenzen im Lande wären. Zweitens, weil kein hoher Adel im Lande wäre. Drittens, weil keine Oper im Lande wäre; denn würde in Zweibrücken die Stumme von Portici aufgeführt, werde keiner aus Langeweile, Kunstliebe und Chansomanie den Masaniello machen — und die Kammer hat nicht gelacht — so traurig ist sie! Aber . . . . da sitze ich nun mit meinem Aber und weiß nicht was ich damit machen soll. Sie sehen was dabei herauskömmt, wenn man leichtsinnig in den Tag hineinschreibt und nicht das Ende bedenkt. Lassen Sie sich das zur Warnung dienen. Aber . . . .

Ich will es Ihnen offen gestehen, es war mir nur darum zu thun, so schnell als möglich Kehraus zu machen. Mein Taschenbuch ist voll und ich habe mir heute ein neues gekauft — in diesem Winter das dritte.

Und nachdem ich das letzte Wort herausgeschrieben, warf ich das

Buch und den verfluchten Bleistift mit — er sollte mir zu keinem schuldlosen Worte dienen — in den Kamin, und stieß es mit der Zange in die Gluth. Garstig roch der Saffian und das Pergament, und da lachte ich. Es sei ein Fett-Opfer den unterirdischen Göttern gebracht! .. Als mir aber durch die Seele ging, was ich seit zwei Monaten hineingeschrieben; die unerhörte Schmach, den unerträglichen Schmerz des Vaterlandes, und dachte: und das Alles dem treuesten, dem edelsten, dem geistreichsten unter den Völkern der Erde — dem Volke, das unter allen Kindern Gottes, dem Vater am ähnlichsten geworden; allliebend wie er, allgegenwärtig wie er, allwissend wie er; und darum, weil es ihm so gleicht, wie Gott selbst von den Teufeln der Welt am meisten geschändet — — da mußte ich weinen. Dann dachte ich wieder: sie frohlocken über unsern Jammer, sie hören ihn für den Schrei der Verzweiflung, für das Röcheln sterbender Hoffnung — und es ergrimmte in mir, und als könnte ich Geister beschwören, rief ich: Trelawney!

Neunundvierzigster Brief.

Paris, Freitag, den 15. März 1833.

Schon zweitausend Süd-Deutsche sind diesen Winter nach Amerika ausgezogen, und das waren „nicht verarmte heimathlose Leute, nein wohlhabende, tüchtige und rüstige Männer.“ Dieser Stimme darf man glauben, sie ist keine liberalen Unwillens, denn sie kömmt aus dem Hanöverischen wo die Freiheit taubstumm ist. Und zur Bekräftigung ihrer Hannöverlichkeit kann es dienen, daß jene Auswanderungen eine Modekrankheit genannt werden. Eine Modekrankheit! Noch ein Glück, daß unsere

Fürsten sich nicht, wie einst die Priester, gelüsten lassen, auch die Aerzte ihrer Unterthanen zu sein; sonst dürfte man ohne ihre allergnädigste Erlaubniß nicht krank werden und sterben, und sie hätten vielleicht, wie jetzt die Auswanderungen, auch die Cholera eine Modekrankheit genannt. Aber es ist darüber zu verzweifeln! Und doch kenne ich Kinder von freisinnigen Männern, die über diese Auswanderungen frohlockten, weil sie meinen, die Fürsten müssen sich darum schämen. Die sich schämen! Eher würde die Nacht roth als ein König. Unsere Fürsten, die sich jetzt Alles erlauben, weil die Furcht vor ihrem Adel sie gegen das Volk beherzt macht — würden sie denn die Auswanderung der deutschen Patrioten dulden, wenn sie ihrer Tyrannei keinen Vortheil brächte? Wer wandert aus? Der, dem die Knechtschaft am unerträglichsten ist, der die Freiheit am herzlichsten liebt und darum am tüchtigsten wäre für sie zu kämpfen. Diese Thorheit kann uns um zehn Jahre zurückwerfen. Wenn man alle die Auswanderungen überdenkt, die seit Jahrhunderten, wegen religiösen oder politischen Druckes, in vielen Staaten unternommen wurden, so findet man, daß sie immer zu spät geschehen und also ohne Noth. Man wartet bis das Uebel den höchsten Grad erreicht, das heißt, bis es der Heilung nahe kam. So geschah es immer, daß bald darauf der böse Geist der Regierungen sich besserte, entweder durch freiwillige oder durch gezwungene Bekehrung. Ist es nicht eine bejammernswerthe Thorheit, daß Deutsche mit Mühen und Gefahren Amerika hinter dem Meere suchen, statt, bequemer und sicherer sich Amerika in das Haus zu schaffen? Mit der Hälfte des Geldes, das ihnen ihre Uebersiedlung kostet, mit der Hälfte der Beschwerden und Gefahren, die sie daran setzen könnten sie in ihrem eignen Vaterlande die Freiheit erwerben. Warum sich nicht noch wenige Jahre gedulden — wenige Jahre, welche die Begeisterung des Kampfes und die Freude mannigfaltiger Siege zu einer Stunde verkürzen werden? Denn wahrlich, nicht Jahre, nur Frühlinge werden wir zu zählen haben, bis das Jahr der Freiheit kömmt. Amerika überlasse man den Fürsten, ihnen bleibe es eine Freistätte, und dort werden sie einst die Freiheit lieben lernen wenn sie erfahren, daß sie selbst Tyrannen noch in ihrem verdienten Unglücke schützt.

Fünfzigster Brief.

Paris, Sonntag den 17. März 1833.

Swift wollte eine Geschichte von England schreiben, gab aber sein Vorhaben wieder auf. Als ihn ein Freund um die Ursache seiner Sinnesänderung fragte, antwortete er ihm: alle meine Könige und Helden sind solche Schufte, daß ich nichts mehr mit ihnen zu thun haben will. — — Obiges schrieb ich gestern, als mich ein Besuch unterbrach, und heute habe ich vergessen, was ich damit in Verbindung setzen wollte.... Was ich in Verbindung damit setzen wollte? Ach, wie dumm! Ich hörte einmal meinen Freund seine Frau bitten: sie möchte seinen abgefallenen Rock wieder an den Knopf nähen.

Die kurzen Tage der langen Briefe sind jetzt vorüber. Ich danke Euch, Ihr Götter! Wie ich es satt bin! Uebermorgen ist der 20. März, an welchem, Morgens 8 Uhr 16 Minuten der Frühling beginnt. Von da an will ich lieben, selbst den Teufel, und lieben bis der Senne heimkehrt und die Blätter fallen. Nach der Traubenlese beginne ich meinen Kampf von neuem. Ach! Ich trinke ja keinen Wein mehr und wenn es nicht die Freiheit wäre, was sollte mein altes Herz erwärmen in den kalten Wintertagen? Die Freiheit liebte ich immer; aber als ich noch jung war und den Becher liebte, da träumte ich von ihr, und da vermißte ich sie selten, denn ich trank oft. Jetzt wache ich und bin nüchtern wie ein Bach, und wenn ich dampfe, ist es nur weil die Luft noch kälter ist als ich.

Den Tag meiner Abreise kann ich noch nicht bestimmen, das hängt von meinem Holze ab. Ja wahrhaftig von meinem Brennholze; das ist mein Kerbholz, mein Kalender. Ich habe geschworen, kein frisches mehr kommen zu lassen, sondern in den Wagen zu steigen, sobald der letzte Scheit im Kamin liegt. Nein, was ich diesen Winter

Holz verbrannt habe, wage ich Ihnen nicht zu sagen; es möchte Ihrer Gesundheit schaden. Es ist gräulich! Zehn brave deutsche Hausfrauen hätte das unter die Erde gebracht. Zum Glücke bin ich weder eine Frau, noch häuslich, noch brav, und ich habe es ausgehalten. Aber länger könnte ich es auch nicht ertragen. Was zu arg ist, ist zu arg!

Holz, Philosophie, Geld, Freiheit — malédiction! O das schöne malédiction! Wie ich mich gefreut habe, als Heine gleich in seinem ersten Artikel über die deutsche Literatur, gleich in dem ersten Blatte der *Europe littéraire* — in dem frommen heiligen Blatte, welches das Gelübde der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams abgelegt und in seiner Vignette die Raubthiere aller fürstlichen Wappen Europa's als seine Herren zur Anbetung aufgestellt — daß Heine gleich in den ersten Zeilen, einen gefährlichen politischen Anfall bekommen und *malédiction* geschrieen hat über die ewige Armuth der deutschen Schriftsteller! *malédiction* und doch.... Darum eben ist ja der hohe deutsche Adel uns Liberalen so entgegen, weil er fürchtet, bei einer liberalen Staatsverfassung, sein Monopol der Verkäuflichkeit zu verlieren. Er wäre also thöricht, wenn er uns kaufte, um uns zu gewinnen, denn dieses Mittel eine Revolution zu verhüten, wäre ja die Revolution selbst, die verhütet werden soll. Keiner von uns wird es, auch nicht mit der allerlegationsrätblichsten Gesinnung, je dahin bringen, daß man ihm für seine Ehre auch nur das nöthige Brennholz liefere. Der Ehren-Handel ist kein freies bürgerliches Gewerbe; er ist ein Regal wie das Salz und wird nur wenigen General-Pächtern überlassen. Unsere vornehmen Freunde, und hätten sie auch „Gedanken groß wie die Welt" theilen doch nur ihre überirdischen Gedanken mit uns; ihre unterirdischen, die mit Metallen vermischt sind, behalten sie für sich allein. Ich sagte einmal gegen Heine: wenn ich nicht ehrlich wäre aus Dummheit, wäre ich ehrlich aus Klugheit. Er hat das nicht verstanden. Später wird er es verstehen lernen und meine Erfahrung theuer bezahlen müssen, die ihm von mir unentgeldlich angeboten wurde.... Ich hätte die größte Lust wieder einmal zu sagen: „ich bin der einzige gescheidte Mensch in Deutschland" aber ich fürchte mich vor den Rezensenten.

Es gibt noch mehrere solcher geistreichen Ochsen in Deutschland, die gar nicht begreifen, wie die Vollblütigkeit des monarchischen Princips mit ihrer eignen Bleichsucht, und wie die häufigen Indigestionen der Diplomaten mit dem schriftstellerischen Hunger zusammenhängen. Ich wollte wetten, es ist dem dramatischen Dichter Raupach in Berlin noch nie durch den Sinn gegangen, daß wenn in Preußen eine Staatsverfassung gleich der französischen wäre, er eine jährliche Rente von zehntausend Thaler hätte, statt das jetzt vielleicht, sein ganzes Vermögen, die Ersparniß dreißigjähriger Arbeit, nicht mehr beträgt! Und dabei könnte er dichten wie es ihm sein Herz eingibt und nicht wie es der Hof verlangt.... malédiction!

Dienstag, den 19. März.

Die zwei jungen Leute, welche eines Mordversuches gegen den König angeklagt waren, sind gestern Abend frei gesprochen worden. Ich müßte noch Holz auf vier Wochen haben, um mich gehörig über alle die Schändlichkeiten der geheimen Polizei auszusprechen, die bei dieser Gelegenheit wieder an den Tag gekommen. Sie werden die Verhandlungen in den Zeitungen lesen. Wie wohl muß sich ein Deutscher in einem Lande fühlen, wo er unter dem Schutze des Volkes steht, und wo ihn weder die giftigen Blicke noch die Fußtritte eines erboßten Königs erreichen können! Wahrlich in Frankreich fühlt sich selbst ein Verbrecher im Kerker freier, als in Baiern ein Unschuldiger selbst in der Freiheit. Der französischen Regierung war es natürlich nicht darum zu thun, zwei unschuldige junge Leute auf das Schaffot zu bringen — von dieser Grausamkeit ist sie weit entfernt, und noch entfernter ist sie von jener Pedanterie, die in Deutschland den Despotismus so furchtbar macht. Die Angeklagten wären, selbst schuldig befunden, ganz gewiß mit dem Leben begnadigt worden. Es lag der Regierung nur daran, der öffentlichen Meinung die Ansicht aufzudringen, daß man wirklich den König ermorden wollte, und daß der Pistolenschuß keine Polizeikomödie war, aufgeführt, um bei Eröffnung der Kammern dem Ministerium eine schwankende Majorität fest zu machen. Aber selbst nur diese Ehrenrettung zu erlangen, verlor die

Regierung alle Hoffnung, und sie gab den Kampf freiwillig auf. Gewöhnlich werden den Geschwornen zwei Fragen vorgelegt. Erstens: Ist das Verbrechen begangen worden? Zweitens: Sind die Angeklagten des begangenen Verbrechens schuldig? Diese erstere Frage wurde gestern gar nicht vorgelegt, sondern blos die andere: Sind die Angeklagten des Mordversuchs gegen den König schuldig?

Es ist bewunderungswürdig, mit welcher Kühnheit, Geistesgegenwart und mit welcher Zuversicht des Rechts, die Angeklagten vor dem Gerichte gesprochen haben. Der königliche Prokurator, um die Angeschuldigten den Geschwornen verdächtig zu machen, wies auf deren bekannte republikanische Gesinnung hin. Sie aber suchten diese Gesinnung gar nicht zu verbergen, sondern bekannten sich laut und frohlockend zu ihr. Der eine sagte: „Wir Republikaner achten den König viel zu wenig, um ihn zu tödten. Haben wir ihn einmal vom Throne gestürzt, dann schicken wir ihn zum Lande hinaus und das ist alles." Solche Aeußerungen sind nach den französischen Gesetzen nich strafbar, denn es darf jeder seine Meinung haben und aussprechen. Wenn sich einmal in Deutschland ein Republikaner gelüsten ließe, sich auf solche Weise vor einem Criminal-Gerichte zu vertheidigen — ich glaube, er würde auf der Stelle mit dem Federmesser des Aktuars geköpft werden.

Druck von L. Hauser, 20 North William Street, New York.

Ludwig Börne,

Sein Leben und Wirken.

Wer unter den glühenden Strahlen der Julisonne von 1830 zum politischen Leben erwachte, der bedarf keiner Schilderung des Werthes und Wirkens eines Mannes, dessen Name lange von Freund und Feind als Schlachtruf in dem Kampfe zwischen Freiheit und Despotismus gebraucht wurde. Börne ist einer jener wenigen Schriftsteller, deren Werke, kräftige Kinder einer gewaltigen Epoche, als bewunderte Kampfgenossen oder gefürchtete Gegner fortleben für alle Die, welche durch Gesinnung oder That an dem Aufschwung und dem Ringen einer neuen Zeit Theil nahmen. Wozu Interpretation, Dissertation und Commentare für die, denen das lebendig glühende Wort die in der eigenen Seele schlummernden Gefühle geweckt hatte? Ihnen genügt die Erinnerung an jene Tage der plötzlich aufstrahlenden Hoffnung, der so rasch folgenden Täuschung, um nicht einen bloßen Schriftsteller, sondern einen großen Charakter, einen feurigen Patrioten, einen edlen Volkstribun in seiner vollen Wirklichkeit vor sich stehen zu sehen. Börne's „Briefe aus Paris" sind Blätter der Geschichte, deren volles, richtiges Verständniß nicht erfaßt werden kann, wenn man sie aus dem Buche der Vergangenheit herausreißen und als vereinzeltes Bruchstück würdigen will. Sie waren ein mächtiges Schwert, dessen Schärfe, Scharten und Rost nur dem begreiflich sind, der den Kampf kennt, in dem es drein schlug. Wer nicht selbst jene Tage des großen Völkersturmes mitgelebt hat, der öffne zuerst die Annalen der Vergangenheit und suche sich in eine Zeit zurückzuversetzen, in der Europa von dem Blitzstrahl entzündet wurde, der dem Juligewitter in Paris entfuhr. Vor Allem schaffe er sich das Bild

unseres Vaterlandes, wie es trotz des innern geistigen Lebens dalag in politischer Lethargie. Er erfahre, wie die Wenigen, deren Gedanke noch zu den getäuschten Hoffnungen der Freiheitskämpfe zurückkehrte, mit ebenso tiefer Beschämung als glühendem Grolle auf den Jammer der Gegenwart blickten und er wird Börne verstehen und würdigen, dem die Liebe für Deutschland und dessen Volk Worte entrissen, wie sie Haß und Verachtung nicht bitterer hätten einflößen können. Viele, und unter ihnen mancher wackere Deutsche, waren irre an ihm geworden. Sie erkannten in ihm nicht den Propheten, der im Namen der Freiheit sein Volk züchtigte, um es aufzurütteln aus dem Schlafe der Unterwürfigkeit, der ihm mit der ganzen Heftigkeit einer zürnenden, feurigen Liebe Fehler und Sünden vorwarf, größer und allgemeiner, als er sie selbst glaubte, nur um es zu edler Entrüstung über sich selbst und zur Entwickelung seiner Tugenden zu entflammen. Viele auch gaben zu, daß seine Absicht rein und edel sei, aber sie warfen ihm vor, durch die Art seines Verfahrens die entgegengesetzte Wirkung hervorzubringen. Nicht durch heftige, übertriebene Anklage, nicht durch Hohn und Spott, sagten sie, wird das deutsche Volk zur Entwicklung seiner trefflichen Eigenschaften, zur Anwendung seiner Kraft gebracht. Dem Mangel an Nationalbewußtsein und Streben nach Gründung eines freien Deutschlands wird nicht durch bittere, schmähende Herabwürdigung des Volkes abgeholfen werden. Statt den Keim der Entwickelung mit zarter Hand zu pflegen, vernichtet ihn die gehässige Brutalität des Schriftstellers. Die so sprachen, vergaßen, daß Börne in dem deutschen Volke nicht ein schwächliches, einzuschüchterndes Kind, sondern einen mit Kraft begabten, eines mächtigen Entschlusses fähigen Mann erblicken wollte. So behandelte er es nicht als eine süßschmeichelnde Mutter, sondern als ein ernst mahnender und zürnender Vater. Manches Wort mag in der Leidenschaft seines redlichen Strebens härter ihm entfahren sein, als der Wille und das Gefühl beabsichtigten; aber wirkte denn wirklich selbst dieses Uebermaß nachtheilig auf den Geist des deutschen Volkes? Fühlte es sich durch die Strafreden Börne's geschmäht, gedemüthigt, irre gemacht und verzweifelnd an sich selbst? Wer jene Tage gelebt hat, in denen Börne's „Briefe aus Paris" gleich Leuchtkugeln über Deutschland hinflogen, wird darauf zu antworten wissen. Er, wie Alle, die von dem großen Frei-

heitsbrande ergriffen waren, verehrte in dem Züchtiger des deutschen Jammers den patriotischen Erwecker eines bessern, kräftigen Geistes Der erwachte Theil des deutschen Volkes fühlte sich stolz, die herben Vorwürfe nicht mehr zu verdienen, die mit Recht der früheren Apathie und Gesinnungslosigkeit gemacht werden konnten. Den besten Beweis dafür, daß Börne den erregbaren Theil der Nation richtig aufgefaßt hatte, und daß er von demselben ebenso richtig verstanden wurde, gibt folgender Brief, den er nach dem Hambacher Fest im Juli 1832 an Campe schrieb.

„Freiburg (im Badischen) den 13. Juli 1832.

„Lieber Campe!

„Welchen moralischen Eindruck meine Pariser Briefe in Deutschland hervorgebracht, glauben Sie kaum. Ich habe es selbst nicht erwartet. Meier, Wurm und ähnliche Gesellen haben drucken lassen: ich dürfte mich in Deutschland nicht mehr sehen lassen, ich würde aus jeder honetten Gesellschaft geworfen werden. Das sind Propheten! Seit ich in Deutschland bin, erfahre ich eine ununterbrochene Huldigung nicht blos von Einzelnen, sondern von ganzen Massen, so daß ich, der nur Stille und Zurückgezogenheit geliebt, mir oft vor Angst nicht zu helfen weiß. Mein Zimmer wird nicht leer. Ich habe oft nicht Stühle genug für all die Menschen, die mich besuchen. Ich war auf dem Hambacher Fest. Das ganze Land hat mich fast besucht, so daß ich krank von der Last geworden bin. Wenn ich in Neustadt über die Straße ging, erschallte es aus den Wirthshäusern, aus den vorüberfahrenden Kutschen: es lebe Börne, der Verfasser der Briefe aus Paris! Die Heidelberger Studenten brachten mir dort ein Ständchen. Alle die Patrioten, die dort an der Spitze stehen, Wirth rc. meinten, mir hätte man die vaterländische Bewegung in Deutschland zu verdanken, die Anderen wären erst nach mir gekommen. Mit thränenden Augen haben mich viele an ihre Brust gedrückt und haben vor Bewegung kaum reden können. Hier in Freiburg war es eben so. Die Studenten sind Abends, als ich schon im Bette lag, vor mein Haus gezogen, haben mir ein Ständchen gebracht und gerufen: es lebe der Vertheidiger der deutschen Freiheit! Selbst die hiesigen Bürger, die einige Tage später einem liberalen badischen Deputirten, der in meinem Wirthshause wohnte, ein Ständchen gebracht, haben mich auch hinein gemischt und gerufen: es lebe der deutsche Patriot Börne! Was werden meine Rezensenten dazu sagen, die mich für einen schlechten Deutschen erklärt? Aber die öffentliche Meinung läßt sich nicht irre führen. Aber so verblendet sind die Aristokraten, solches närrische Vertrauen setzen sie in ihre alten Polizei-Pfiffe, daß sie nach dem Hambacher Feste in einigen Zeitungen haben drucken lassen: die Heidelberger Studenten hätten mir in Neustadt ein Charivari gebracht! Und tausende waren dort, die das Gegentheil wissen. Bei den hiesigen Professoren habe ich die schmeichelhafteste Aufnahme gefunden. So auch bei den vielen Fremden aus allen Gegenden, die sich in Baden zusammengefunden, wo ich mich seit der Mitte April aufgehalten.

— — — — — — — — — — — — — —

Nicht weniger als die Begeisterung und Verehrung, mit der Tausende in allen Gauen Deutschlands dem zürnenden Volkstribun entgegenjubelten, bewiesen der Haß und die Verläumdungswuth eben so zahlreicher Feinde, welche Stellung Börne in den Zeitereignissen einnahm, und welchen Einfluß er ganz besonders auf die Entwickelung der deutschen Zustände hervorbrachte. Die Anhänger und besoldeten

Diener des Despotismus waren es, die mit der Heuchelei eines reinen Urdeutschthums ihn als einen Verräther am Vaterland brandmarken wollten. Wer von uns kennt nicht diese alte und stets wieder neue Politik der Gegner der Wiedergeburt Deutschlands? Um das Volk kraft- und willenlos in dem Traumschlummer einer ihm besonders eignen Größe und Herrlichkeit zu erhalten, gießen sie über es ununterbrochen die warme Fluth perfider Lobpreisungen. Sie thaten Börne in die Acht, wie Jeden, der es wagt den Schleier zu zerreißen, welchen der Despotismus mit dem Truggewebe eines ganz spezifischen Deutschthums über die Augen der Nation zu werfen sich bemüht. Börne war es, der zuerst mit rücksichtslos kühner Hand dieses Machwerk der Feinde der wahren Größe unseres Vaterlandes zerstörte. Daher die Wuth derselben. Vieles ist seitdem anders geworden und gut ist es, daß Deutschland nach 1848 nicht mehr ganz den Tribun versteht, der ihm nach der Julirevolution so harte und bittere Worte zurief. Sein Verdienst ist es, wacker und unerschrocken mitgearbeitet zu haben an dem Wegräumen des alten Schuttes. Sind die Arbeitsgeräthe, deren er sich bediente, jetzt nicht mehr ganz brauchbar, so waren sie damals die besten und passendsten.

Der Vorwurf dem Franzosencultus die Würde eines deutschen Mannes geopfert und unsere Nation in ihrem Hinwarten auf den fremden Anstoß zu einer Nationalbewegung bestärkt zu haben, könnte jetzt noch und vielleicht mehr als damals Eindruck machen auf Viele, die sonst ganz richtig die Wirksamkeit Börne's beurtheilen mögen. Gewiß würde heute eine so begeisterte unbedingte Verherrlichung der Franzosen weder möglich, noch in Bezug auf Deutschland wohlthätig wirkend sein. Drei Decennien beinah trennen uns von der Epoche, in der Börne mit politischem Lyrismus das Volk der Tricolore besang. Aber welcher Freund der Freiheit stimmte damals nicht ein in diese Triumphhymne? Die Julirevolution war für die Völker Europa's kein ausschließlich nationales, spezifisch französisches Ereigniß. In ihr feierten alle Nationen den Anbruch einer neuen Epoche. Begeisterung für Frankreich war damals Kriegserklärung gegen den Despotismus und, wie zur Zeit der Reformation, waren es nicht die politischen Grenzen, welche den Zusammenhang oder die Trennung der Nationen bestimmten, sondern das gemeinsame Gefühl und Ringen

für Freiheit. In den zwei Lagern, in die Europa getheilt war, waren nicht Abstammung und Sprache die Losungsworte. Revolution und Despotismus — so lautete der Kriegsruf. Börne, und mit ihm alle Feinde des Letzteren, riefen: Frankreich! Frankreich! nicht um ihm ihre Nationalität zu opfern, sondern weil sie fühlten, daß dessen Sache die aller Völker war. Aber selbst mitten in der Begeisterung, die Börne für das Volk der Julitage ergriffen hatte, glühte in ihm unversehrt die heilige Liebe zum Vaterland. In den Franzosen erblickte er die glorreiche Vorhut der Freiheitsarmee und sang ihren Ruhm, aber seinen Blick wandte er stets mit dem innigsten Gefühle der Theilnahme auf sein Volk. Weit entfernt aus seiner Verehrung für das Frankreich der Julirevolution Gleichgültigkeit oder Verachtung für das Vaterland zu schöpfen, waren sein Geist und Herz nur Brennpunkte, in denen die französischen Revolutionsstrahlen sich zu einer mächtigen Flamme sammelten, um Deutschland damit in Brand zu stecken. Unpatriotisch, undeutsch ist gewiß kein denkender und fühlender Sohn des Vaterlandes durch Börne's Schriften geworden. Dagegen muß es als ein Verdienst um die gemeinsame Sache der Völker anerkannt werden, daß seine „Briefe aus Paris" in vielen Theilen Deutschlands gegen den systematisch gepredigten Franzosenhaß wirkten, durch den die Herrscher ihre Unterthanen mit Abscheu gegen Alles zu erfüllen suchten, was jenseits des Rheines geschah.

Als revolutionäre Schrift wurden Börne's „Briefe aus Paris" von keiner andern übertroffen; ihre Wirkung auf die Gesinnung des deutschen Volkes war gewaltig. Die Fürsten ließen sie durch ihre Söldlinge als undeutsch verschreien, aber sie verboten die Verbreitung, weil sie wohl wußten, welche Quelle der wahren, thatkräftigen Vaterlandsliebe für das Volk in denselben enthalten war. Und ertönen auch jetzt aus schon ferner Vergangenheit die strengen Worte des Tribuns in eine vielfach geänderte Gegenwart, so werden sie noch immer, so lange die Freiheit gegen den Despotismus zu kämpfen hat, ein mächtiger Schlachtruf sein.

Für die geschichtliche Kenntniß jener Zeit aber sind Börne's Briefe ein klarer, getreuer Spiegel der Menschen und Dinge, aller Hoffnungen und Täuschungen, aller Triumphe und Niederlagen. Alles, was in jener Episode der großen Revolutionsphase der Neuzeit die Na-

tionen Europa's freudig und verzweiflungsvoll erregte, liegt in denselben nicht als kalte Mumie der Abstraktion, sondern lebt, wirkt, jauchzt und jammert in lebendiger Wirklichkeit. Von dem Augenblicke, wo Börne freiheitsberauscht die Tricolore auf der Kehler Brücke begrüßte und in Paris in dem Bürgerkönig die „Beste der Republiken" mit so vielen Tausenden in gläubigem Enthusiasmus bejubelt, bis zu jener heroisch-schauerlichen Peripetie des Klosters St. Mery, wo die rothe Fahne der Republik und die Dreifarbige des Julikönigthums über Blut und Leichen einander feindlich entgegenflattern, ist er das stets treue Organ der fortschreitenden Ereignisse. Aus seinen Täuschungen nicht weniger, als aus seiner klaren Auffassung und scharfen Beurtheilung der Dinge lernt man die ganze Wahrheit, wie die Zeit sie erzeugte und nicht wie einseitige Parteibestrebung sie wiedergibt.

Daß Börne nicht in die Revolution als absoluter Republikaner eintrat, möchte jetzt wohl Manchen überraschen, und zum Zweifel an dessen politisches Urtheil bringen. Man erinnere sich aber, daß der Glaube, eine wirklich konstitutionelle Monarchie auf demokratischer Grundlage könne den sichersten und leichtesten Uebergang zur reinen Volksherrschaft bilden, damals noch nicht durch die Ereignisse als eine unhaltbare Täuschung dargethan war. Im Princip war Börne auch vor der Julirevolution Republikaner, der Irrthum des Politikers aber war bei ihm nur kurz. Die Komödie des Bürgerkönigthums war von ihm bald in ihrer ganzen Jämmerlichkeit durchschaut. Aber gerade dadurch, daß er von dem kurzen redlichen Glauben an die konstitutionelle Monarchie zu der Ueberzeugung überging, daß nur die Republik die Staatsform ist, mit der die neue Gesellschaft erfolgreich gegen den alten Despotismus kämpfen kann, eben durch diese loyale Entwicklung des eignen politischen Gedankens erlangte er den großen Einfluß auf die öffentliche Stimmung jener Epoche. Nicht ob Monarchie oder Republik — war damals die Hauptfrage, sondern ob Freiheit oder Despotismus, und Tausende stimmten dem Urtheile Börne's bei, als er über das konstitutionelle Königthum den Stab brach, weil er mit ihnen zuerst durch dessen Täuschung gegangen war. Für die Republik hat in jener Epoche in Deutschland Niemand wirksamere Propaganda gemacht, als Börne.

Der politische Glaube Börne's war Volkssouveränität, Selbstbe-

stimmung des Individuums und höchst mögliches Wohlsein der ganzen Staatsgesellschaft, und nicht blos einiger privilegirten Klassen. Gegen die Börsenaristokratie des Julikönigthums richtete er mit noch größerer Bitterkeit, mit noch ununterbrochenerem Eifer seine scharfe Feder, als gegen den Geburtsadel. Sein klarer Blick sah weithin in die Ferne und erkannte, daß die politische Freiheit, so ausgedehnt sie auch sein mag, unfähig ist, die menschlichen Zustände zu bessern, wenn an die Stelle der Kasten-Privilegien die Vorrechte des Besitzes treten. Der Gedanke der Neuzeit, daß es sich nicht darum handle, die klassische Republik mit ihrem Sklaventhum in moderner Uebersetzung mit dem Proletariat wiederzugeben, liegt in Börne's Schriften. Vollständiger und bestimmter würden wir sein politisches Glaubensbekenntniß erhalten haben, hätte er den Plan ausgeführt, die erste Revolution zum Gegenstande einer ausführlichen Arbeit zu machen. Aber schon der Gedanke und das, was wir von seiner Auffassung dieser großen Epoche und ihrer gewaltigen Kämpfe wissen, lassen den tiefen historischen Ernst erkennen, mit dem er zu diesem Werke schreiten wollte. Auch der eigne Charakter in seiner Tiefe des Gemüthes und seiner sittlichen Erhabenheit geht aus den Andeutungen hervor, welche er über die Ausführung dieses Werkes hinterließ. Börne's trefflicher Biograph, Gutzkow, dessen getreue Schilderung wir unserer Skizze zu Grunde legen werden, spricht dies bedeutungsvoll in folgenden Worten aus:

„So feindselig für Börne's Gemüth und Sinnesweise z. B. die Bestechlichkeit eines Mirabeau, die geniale Unsittlichkeit eines Danton wirken mußten, so sehr zog ihn im Gegentheil alles an, was man über Robespierre's häusliches Leben erfahren hat, die Armuth, in der er starb, die Einfachheit seiner Lebensweise, ja, um noch eins zu nennen, was für Börne's Seelenleben entscheidend ist, die Kunde von Robespierre's Hypochondrie und Schüchternheit im Umgang; der Menschenhaß, den man bei diesem dunkeln Charakter gewöhnlich als die Ursache seiner Grausamkeit anzunehmen pflegt, schien Börne eher ein Unglück, als eine Leidenschaft zu sein. Je mehr er in Erfahrung brachte, daß Robespierre im Leben linkisch war, nicht reden konnte, sparsam lebte, an Hypochondrie litt, in einem kleinen Hause still und traulich bei seiner Schwester wohnte, endlich für Geld und Sinnlichkeit unempfänglich war, desto gerechtfertigter wurde ihm die

historische Erscheinung und fürchterliche Stellung desselben zur Geschichte."

Freund und Feind haben Viel gesagt und heftig gestritten über den Werth und die Wirksamkeit des Schriftstellers und selbst der Mensch in seiner moralischen Natur wurde von dem Hasse der Gegner entstellt, beschimpft, gemartert. So wie die christliche Knabenrohheit den kleinen „Baruch" mit dem Schimpfruf: „Juddebub" von den Spaziergängen Frankfurt's verjagte, so wollte der christlich-absolutistische Literatenpöbel den edlen Volkstribun von dem geistigen Boden des Vaterlandes, von dem Schlachtfelde des menschlichen Freiheitskampfes ausschließen, indem sie ausriefen: „Nicht die Gluth eines freiheitliebenden Deutschen, sondern nur der Ingrimm eines beleidigten Frankfurter Juden spricht aus ihm!"

Mit tiefgefühlter Wahrheit, sagt in Bezug auf Börne's so heftig angefeindetes Sein und Wirken, dessen Biograph: „Der ächte Mensch, welcher seinen Ursprung vom Himmel nicht vergißt, der die Aufgabe des Lebens darin findet, daß er dem Unterdrückten beisteht, der nur das Edle und Große will, nur die Liebe für das einzige Band unsrer irdischen Verhältnisse anerkennt, dieser ächte Ecce Homo kommt auch nicht einmal mehr dazu, gekreuzigt zu werden. Man würde ihn tödten; o ja! aber durch Nadelstiche; durch tausend kleine Qualen schürte man ihm ein Feuer unter einem Rost, auf dem er langsam und schmerzlich ausathmete; nicht den Körper, das Gemüth tödteten sie ihm. Das ist der große Muth, den das Genie in unserem materiellen Jahrhundert haben muß, — lächerlich zu erscheinen; der Muth, entstellt zu werden, mit seinen persönlichen Verhältnissen an's Tageslicht gerissen, gekränkt in Vater und Mutter, Schwester und Gattin, geärgert von der rothwangigen Genügsamkeit, die seinem Treiben mit einer Art von Mitleid zusieht, verzerrt zu werden in eine Carrikatur und als ein Märtyrer für etwas zu fallen, das selbst die nicht einmal anerkennen, denen zu Liebe es ersonnen und mit dem Tode besiegelt wurde!

Ehrend für den Hingeschiedenen und werthvoll für die Nation, der er angehörte, ist es aber besonders in einer Zeit, in welcher der siegreichen Thatsache mehr gehuldigt wird, als den treubewahrten Prinzipien, daß dem politischen Kämpfer in die Ruhe des Grabes nachgeru-

fen werden kann: „Kaum war die Kunde von Börne's Tod erschollen, so war das Urtheil der entgegengesetzten Parteien versöhnt. Was man dem Lebenden nicht einräumte, räumte man dem Todten ein. Als man ihn bestattete, senkten alle Prinzipien ihre Fahnen und sagten: Es war ein Charakter! Den Werth der Ideen, für die er gelebt hatte, ließ man unentschieden; man bewunderte wenigstens, daß er auch mit ihnen gestorben war. Er hatte nichts widerrufen, er hatte keinen Priester an sein Bett kommen lassen, um ihm einen Brief zu diktiren, den er an den Frankfurter Senat schreiben sollte, er hatte Wolfgang Menzel nicht deshalb geschont, weil er ihn einmal gelobt, Heine nicht deshalb doch geduldet, weil dieser sich ja nach ihm gebildet hatte, er nahm weder seine Pariser Briefe, noch seine Satyre auf die Schnelligkeit der Thurn- und Taxis'schen Eilwägen zurück, weder den Narren im weißen Schwan, noch einen Paragraph seines politischen Glaubensbekenntnisses, es wurde nichts bekannt von Pensionen, die er etwa bezogen hätte, im Gegentheil erfuhr man, daß er seiner Liebe zur Freiheit die uneigennützigsten Opfer zu bringen pflegte — da konnte man die Bewunderung nicht mehr zurückhalten. Unsere Zeit, so schwach! und doch war E i n e r stark gewesen.

Seht die einzige Art, wie man sich mit Euch versöhnen kann! Man muß nur fest bleiben in dem Unglück, das diese Welt über uns verhängt, muß nur nicht weichen links oder rechts, wenn man mit Koth beworfen wird, muß erhaben lächelnd durch Eure Irrthümer und Täuschungen, durch Eure Schwäche und Euren Eigensinn hindurchgehen; d a r ü b e r erstaunt man in einem Zeitalter, wo selbst ein Talleyrand so schwach wurde, in der letzten Stunde dem Papst sein ganzes Leben abzubitten."

Und wie viel andere Namen, weit besseren Klanges könnte man neben den des wechselvollen Franzosen auf die Liste der Apostaten setzen! Ueberlassen wir der Geschichte dieses unwillkommene Richteramt und freuen wir uns, daß für die deutsche Nation der Name „Börne" ein strahlender Lichtpunkt in dem Dunkel der politischen Stürme geblieben ist.

„Das Leben Börne's ist durchaus nicht reich an überraschenden Motiven," sagt sein Biograph. Man würde kein Melodrama daraus machen können; weit eher eine Idylle. Er bedurfte der Einsamkeit,

um seinen Träumen über das Wohl des Vaterlandes nachzuhängen, er bedurfte des Umganges weniger Menschen, weil ein Mann, dessen Leben nach innen gerichtet ist, nicht mit vollen Händen Anregungen ausstreuen, noch weniger zu viel Eindrücke in sich aufnehmen kann. Um Börne's Leben ganz zu erschöpfen, müßte man die Zeitgeschichte von dem Augenblicke an, wo ihm das Verständniß derselben als Jüngling aufging, bis zur Ueberantwortung der Julirevolution an die Stock-Jobber der Börse wieder erzählen. Aber ein empfängliches Studium der Schriften Börne's wird dem Leser das Bild ergänzen, zu dem der Biograph nur Umrisse geben kann. Seine Werke zeichnen sich dadurch aus, daß der Verfasser in denselben in seiner Subjektivität hervortritt. Welchen Gegenstand er auch behandeln mag, immer spiegelt sich in der krystallnen Klarheit seiner Darstellung seine liebenswürdige Persönlichkeit, sein eignes für Freud und Leid der Geschichte empfängliches Gemüth.

Ludwig Börne wurde als Löb Baruch am 22. Mai 1786 zu Frankfurt am Main von jüdischen Eltern geboren. Abstammung und Geburtsort hatten auf seine geistige Entwickelung einen bedeutenden Einfluß, wenn auch nicht in der Weise, wie die Gehässigkeit seiner Gegner ihn schilderte.

Es ist wahr, Börne hat erzählt, daß ihn der Juif de Francfort, welchen die Frankfurter Polizei einst in seinen Paß schrieb, bitter gekränkt und gestachelt hätte, sich einst dafür zu rächen. Aber woran hat er sich gerächt? Wahrlich nicht an etwas, das er um seinen Zorn zu kühlen, erfand, sondern an dem ganzen Zusammenhang jener thatsächlichen politischen Zustände, die es mit sich bringen, daß wir die Leibeignen unsrer Herrscher und die Juden wieder die Leibeignen unsrer Herrschsucht sind. Er fand, als ihm die Dinge und Menschen klar wurden, daß dieser Juif de Francfort nicht allein dastand, sondern daß eine und dieselbe Kette, die den Juden in schimpflicher Abhängigkeit hält, ihre Fortsetzung hat auch in die größten und kleinsten Kreise der christlichen Existenz. Das Eine verschmolz ihm mit dem Andern; es führten die Leiden alle zurück auf dieselbe Quelle.

Die Lage, in welcher die Juden in Deutschland sich befanden und noch sind, muß allerdings schwer schon auf dem Gemüthe eines zart empfindenden Knaben lasten und bittere Gefühle erzeugen und kräfti-

gen mit dem Fortgang der geistigen Entwicklung. Nirgends aber kann dies mehr der Fall sein als in der ehemaligen Reichsstadt Frankfurt, die durch alle politische Metamorphosen hindurch den alten Uebermuth gegen die Juden fortgetragen hat. Doch würde man sehr irren, wenn man annähme, in Börne hätten die Eindrücke seiner Jugend eine außerordentliche Empfindsamkeit für die speciellen Interessen der Israeliten entwickelt. Daß er Christ wurde, beweist, wie wenig er in sich die Neigung fühlte, für die Emancipation einer Klasse der Menschheit ausschließlich thätig zu werden. Er wünschte nicht die Erhaltung und Herausstellung der Nationalität und sittliche Sonderung der Israeliten, sondern vielmehr deren Verschmelzung mit der Nation, eine völlige Germanisirung des Judenthums.

Diese geistige Richtung Börne's ist hervorzuheben gegen die Beschuldigung, welche seine Feinde gegen ihn aus seiner Abstammung herleiteten und beweist auch zu gleicher Zeit die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit seines Charakters.

Seine Familie zeichnete sich durch Strenggläubigkeit und starres Festhalten an der jüdischen Nationalität aus. Börne's Großvater war Finanzagent am ehemaligen Churfürstl. kölnischen Hofe. Er genoß allgemein den Ruf eines „feinen Mannes“ und erfreute sich der besondern Gunst von Maria Theresia. Seinem Sohne in Frankfurt machte er häufige Geschäftsbesuche und erschien im Kreise der Familie mit der vollen Würde und Autorität eines Patriarchen. Ueber den jungen Börne, dessen Schweigsamkeit und Schüchternheit den Geschwistern reichlichen Stoff zu Neckereien gaben, wurde bei einer solchen Gelegenheit von dem verehrten Großvater die gewichtigen Worte gesagt: „Laßt mir den Jungen gehen; das gibt noch einmal einen großen Mann!“ Die Familie bewahrte die Erinnerung an dieses Prophetenwort.

Börne's Vater war ein strenger, verschlossener Mann; wie er den Eltern unterworfen blieb, so verlangte er ein Gleiches von seinen Kindern. Börne sagte selbst von ihm: „Er hat zu viel Verstand für seine Stellung“, und schien damit ausdrücken zu wollen, daß er sich den Umständen unterzuordnen pflegte. Von seinem Sohne jedenfalls verlangte er diese Weltklugheit. Der Widerstand, den er bei ihm fand, erzeugte Spannung zwischen beiden. Klar ausgesprochen liegt der

Charakter dieses Mannes und die moralische Verschiedenheit von seinem Sohne in folgenden Worten: „Ich lese", sagte er einmal, „ich lese gern, was in seinen Schriften steht; aber ich wünsche nicht, daß es mein Sohn geschrieben." Stets bedauerte er, daß Börne die Gunst, welche Maria Theresia auf die ganze Familie ausdehnte, nicht benutzte, um in dem österreichischen Cabinet angestellt zu werden. Börne's Mutter war eine einfache Frau, die ohne wesentlichen Einfluß auf dessen Gemüthsentwicklung blieb.

Ganz in Uebereinstimmung mit dem Charakter des Vaters war Börne's Erziehung eine streng orthodoxe. Sie fand in dem elterlichen Hause unter der Leitung eines tüchtigen Pädagogen, Jakob Sachs, den der Vater von Lüttich mit sich nach Frankfurt führte, statt. Wie sehr Börne in Folge seiner Schüchternheit in der Familie zurückgesetzt war, geht daraus hervor, daß der Lehrer bei seiner Ankunft fragte: „Ist das ein angenommenes Kind?" Die Mutter antwortete lachend: „Es ist mein zweiter Sohn, Löb." Auch körperlich stand der junge Börne seinen zwei Brüdern nach. Unansehnlicher an Gestalt, gab noch ein Flecken auf dem Auge seinem Blicke etwas Unsicheres und Scheues.

Börne's Zurückgezogenheit im Kreise der Familie war aber nicht allein die Folge freien Antriebes. Es übte in demselben eine jener vom Vater auf den Sohn vererbten Mägde die nicht seltene Haustyrannei solcher Dienstboten aus. Die alte Elle hatte den von Natur schüchternen Knaben zum Opfer ihrer hartherzigen, ungerechten Verfolgung gemacht. Zurückgesetzt in der Familie, überließ er sich dem Gefühle einer gewissen Gleichgültigkeit, wurde minder reizbar für Leid und Freud und theilnahmloser an dem Leben seiner Umgebung. Dagegen rächte er sich an seiner Verfolgerin durch scharfe Witzworte und es entspann sich so zwischen dem Knaben und der alten Elle ein Kampf, in dem derselbe Befriedigung und den Beifall der Mutter gewann. Einmal sagte ihm seine Feindin: „Wirst du Rabbi, so läßt sich die ganze Gemeinde taufen." „Nun", antwortete er, „so bleibe ich der einzige Jude und verderbe deinen beiden Söhnen (sie hatte zwei und sorgte ängstlich für deren Wohl) ihren ganzen Handel." „Du kommst gewiß in die Hölle", sagte sie ihm ein andermal. „Das thut

mir leid, so hab' ich auch noch jenseits keine Ruhe vor dir" — war die Antwort.

Dem ernsten Bemühen des Lehrers gelang es nicht, in Börne die entwickelte Neigung zum Isoliren gänzlich zu beseitigen. Der Unterricht, den er dem Knaben nach des Vaters Vorschrift zu ertheilen hatte, war hauptsächlich dem Hebräischen und den Talmudischen Schriften gewidmet. „Ueberschreiten Sie die traditionelle Erziehung nicht" — so lautete die oft wiederholte Anweisung des strengen Herrn. In Börne aber fanden die orthodoxen Lehren keinen willigen Boden. Oft unterbrach er den religiösen Vortrag des Lehrers mit dem Ausrufe: „Das ist dumm!" Schiller's Sendung Moses gab dem zweifelnden Verstande des Knaben einen Ausgangspunkt für das selbstständige Urtheil über die heiligen Bücher seines Volkes. In dem äußern Leben aber mußte er die Vorschriften des Gesetzes genau befolgen. Fortwährend grübelte dabei der Knabe über die Zurücksetzung seiner Glaubensgenossen und bedrängte seinen Lehrer mit Fragen, auf welche dieser nur ausweichende, den jungen Forscher nicht befriedigende Antworten geben durfte. Einmal sagte ihm der Lehrer: „Siehst du nicht, auch die Katholiken sind in Frankfurt zurückgesetzt und können nicht der gleichen Rechte mit den Protestanten sich rühmen?" Börne fand dies noch auffallender, als ja der Kaiser selbst katholisch wäre. „Kaum", bemerkte er, „haben sie Den kürzlich mit großem Gepränge gekrönt, und wollte er hier bleiben und in Frankfurt ansässig werden, so könnte er ja nicht einmal Thorschreiber werden!" Als er einmal bei einem Spaziergange von dem kothigen Fahrweg auf den Fußweg gehen wollte und sein Lehrer ihm bemerkte, daß ihnen als Juden derselbe verboten sei, antwortete der Knabe: Es sieht's ja Niemand! Dies veranlaßte den Lehrer zu einer Reihe moralischer Beherzigungen über die Heiligkeit des Gesetzes. „Ein dummes Gesetz!" fiel der Knabe ein; „wenn es nun dem Bürgermeister beikäme, daß wir Winters kein Feuer machen dürften, würden wir da nicht erfrieren?" Jeden Sonntag um 4 Uhr Nachmittags wurden die Thore der Judengasse verschlossen und ohne besondere Erlaubniß durfte kein Israelite jenen Stadttheil verlassen. Wache stand am Thore und finster sagte einmal der Knabe Börne: „Ich gehe bloß nicht heraus, weil der Soldat da stärker ist als ich." Für das Leben eines Mannes, dessen Bedeutung

und Wirken von der geistigen Entwicklung abhängen, haben diese Anekdoten aus den Knabenjahren einen ganz reellen Werth.

„Die Vorgänge der französischen Revolution, obgleich in ihren Hauptmotiven dem Knaben noch unverständlich, erweiterten dennoch den Kreis seines Denkens. Sein Lehrer war begeistert für die neuen Grundsätze und nahm seine Zöglinge oft mit in den Clubb, welcher in der Judengasse gebildet worden war. Börne war ein aufmerksamer Zuhörer. Die Erörterungen über den Adel und seine Vorrechte machten ihn zu einem entschiedenen Gegner dieser Kaste trotz mancher beschwichtigenden Argumente des Lehrers. Die Hinrichtung Ludwig XVI. aber erfüllte ihn mit tiefem Schmerze und erst im gereifteren Mannesalter, vielleicht sogar erst nach der Julirevolution überwand er denselben, um zum historischen Verständnisse dieses Ereignisses zu gelangen.

Ueberraschen wird es nicht, daß mit seinem regen Geiste Börne von der Lesesucht mit solcher Gewalt ergriffen wurde, daß er zehn Stunden lang sich in ein Buch vertiefen, Essen und Trinken darüber vergessen und seiner Umgebung nicht gewahr werden konnte.

Die Wahl der künftigen Bestimmung des Knaben gab den Eltern manches schwierige Bedenken. Ihn wegen seiner schwächlichen Gesundheit und ausgezeichneten geistigen Anlagen dem Studium zu widmen, war der nächstliegende Plan, aber wie konnte dies geschehen, ohne den Sohn in christliche Unterrichtsanstalten zu senden? Wie sollte Herr Baruch diesen Schritt vor seinem Vater, dem Hofagenten in Bonn entschuldigen? Die Schwierigkeit wurde umgangen und Börne wurde dazu bestimmt, Arzt zu werden. Auffallend aber ist es, daß dem Knaben selbst die Bestimmung seines künftigen Schicksals ganz gleichgültig war. Er wäre ebenso bereitwillig Kaufmann geworden, wie er nun dem Studium sich widmete. Nachdem er einige Zeit von dem Rektor des Gymnasiums Privatunterricht im Latein'schen erhalten hatte, beschloß der Vater, ihn in eine Erziehungsanstalt in Gießen zu senden. Börne war jetzt 14 Jahre alt. Die Entfernung aus dem väterlichen Hause, der Eintritt in einen ganz neuen Lebenskreis erfüllten ihn mit unendlicher Freude, denn bereits fing das Verhältniß zwischen Vater und Sohn an, manche Störung zu erleiden. Der junge Denker hatte aus dem allmäligen Verständniß der franzö-

sischen Revolution Grundsätze entnommen, welche der Vater, der weltkluge Israelite, nicht billigte.

Das Examen, welchem Professor Hetzel, der Vorsteher der Gießer Erziehungsanstalt, den jungen Börne unterwarf, gab Beweise seltener Kenntniß der hebräischen Sprache, um so interessanter, als er in spätern Jahren Alles, selbst die jüdischen Gebräuche vergessen hatte, und oft sein Erstaunen über Heine's ausgedehntes Wissen in diesem Fache ausdrückte. Das neue Leben in dem Hause Hetzel's war für den Knaben, der dem Zwange des elterlichen Hauses entgangen war, der erste freudige Genuß des Daseins und wirkte höchst wohlthätig auf sein Gemüth. Er schrieb nach Frankfurt die heitersten und wirklich lesenswerthe, gutgesetzte Briefe, aus denen der Fortschritt seiner geistigen Bildung unverkennbar spricht.

Als die Zeit kam, in der Börne die Hochschule besuchen mußte, wählte der Vater Berlin doch nicht ohne Besorgniß, den Sohn nach einem so verrufenen Orte, wofür damals die preußische Hauptstadt galt, zu senden. Um der gefürchteten Gefahr vorzubeugen, wurde der junge Börne in das Haus des sehr geachteten Arztes, Marcus Herz, gesandt und unter dessen Obhut gestellt. Die Hauptstadt Preußens mit ihrem gesellschaftlichen Leben und dem höhern geistigen Werthe desselben gewährte dem jungen Studenten Elemente neuer Entwicklung, doch gewann dabei sein inneres Leben mehr als sein Fachstudium. Die geistvolle, schöne Herrin des Hauses erweckte wohl in seinem Herzen die erste poetische Liebe der Jugendzeit, obgleich man oft vielfach mit Uebertreibung diese Regung seines Gefühls dargestellt hat. Zu bedauern ist, daß diese würdige Dame ihre Correspondenz mit Börne den Flammen übergab.

Im Jahre 1804 ging Börne, damals noch Louis Baruch, nach Halle und bezog das Haus des verdienstvollen Professors Reil. Mit derselben lebendigen Geselligkeit bot dieser Aufenthalt ihm ein mehr nach Innen zu gekehrtes Leben, als der in Berlin. Reil's Gespräche und akademischer Vortrag dehnten sich weit über die Sphäre der Medicin aus und konnten als eine Einführung in Politik, Moral oder Aesthetik gelten. Die Ansichten dieses Mannes legten sich in dem Geiste Börne's als Faktoren seines eigenen Denkens nieder. An dem Studentenleben nahm er ebenfalls frohen Antheil. Zwölfhundert

Studenten waren damals in Halle, recht als sollte diese Universität ihren schönsten Triumph kurz vor ihrem Falle durch das Machtgebot Napoleon's feiern. „Sitten, Sprache, Kleidung", sagt Börne von den damaligen Studenten, „alles war an ihnen ungezogen. Sie trugen große Stiefel, die man Kanonen nannte, und Helme mit rothen, weißen, grünen oder schwarzen Federn geschmückt, je nach der Landsmannschaft, der sie sich anschlossen. So glichen sie von oben römischen Kriegern und von unten deutschen Postillonen." Börne erkannte später selbst, welche Nachtheile unserer politischen und gesellschaftlichen Bildung aus den Eigenthümlichkeiten des Studentenlebens erwachsen; aber gerne kehrte er mit der Erinnerung in seine Burschenzeit von Halle zurück.

Drei frohe und geistig fruchtbare Jahre vergingen ihm so, da zerstäubte die Catastrophe der preußischen Monarchie die Musensöhne von Halle. Börne kehrte nach Frankfurt zurück. Die alte Reichsstadt war der Macht der großen Zeitereignisse nicht entgangen. Sie hatte von Napoleon einen Herrn erhalten und war die Hauptstadt eines Großherzogthums Frankfurt geworden. Die Revolution hatte die mittelalterlichen Gesetze und Vorurtheile hinweggeschwemmt. Die Juden waren gleichberechtigte Bürger geworden. Börne fand sich eine andere Laufbahn als die eines Arztes geöffnet. Die Medicin selbst zog ihn nie sehr an. Seine physische und geistige Organisation widerstrebte dem beständigen Anblick menschlicher Leiden. Zum großen Aerger des Vaters, der die außerordentlichen Kosten für das Studium der Arzneiwissenschaft nicht vergebens bestritten haben wollte, erklärte Börne, er wolle Cameralistik studiren, doch willigte er zuletzt ein und der Sohn zog nach Heidelberg. Aber auch hier stellte ihn der Vater wieder unter die Aufsicht eines Professors. Dieser Beraubung seiner Selbstständigkeit fügte sich der junge Mann nicht und stürzte sich mit frohem Jugendsinn in das Studentenleben. Das Resultat davon waren Schulden. Da kam der strenge Vater, schlug einen so gewaltigen Lärm über den ungerathenen Sohn, daß Börne später noch oft mit Beschämung sagte: „Was werden die Professoren über dies philisterhafte Verfahren meines Vaters gelacht haben!" Der alte Herr zwang seinen Sohn, den Schauplatz seiner Vergehen zu verlassen und seine Studien in Gießen zu vollenden. So sah Börne im Jahre 1808 den Ort wieder,

der ihm die erste freundliche Aussicht in die Welt geboten hatte. Hier widmete er sich nun ausschließlich dem ersten Zwecke seines Aufenthalts und schon am 8. August desselben Jahres wurde er Doctor der Philosophie.

Die Fakultät ertheilte ihm einstimmig und mit besonderm Lobe für die zwei eingereichten Abhandlungen, ohne weitere Examen und Disputation diesen akademischen Titel. Von den beiden erwähnten Abhandlungen ist die eine ein Jahr später gedruckt worden und führt den Titel: Ueber die geometrische Vertheilung des Staatsgebietes. Sie ist wahrscheinlich ein Bruchstück eines größeren Werkes, das Börne damals entworfen hatte und zum Theil auszuführen begann. Schon ganz übereinstimmend mit seinen später vertheidigten Ansichten definirt er hierin den Staat als ein umfassendes Band für jede freie menschliche Thätigkeit.

Wir haben bis zu diesem Punkte die Jugendgeschichte Börne's für die Grenzen unserer Skizze mit unverhältnißmäßiger Ausführlichkeit behandelt; wir wollten den Leser aufmerksam an der Quelle aufhalten, aus der ein so bedeutendes geistiges Wirken entströmte. Ereignisse oder außerordentliche äußere Situationen drängen sich nicht in dem Mannesleben Börne's. Die Entwicklung und die Thätigkeit seines Geistes hat er selbst der Mit- und Nachwelt in seinen Schriften so klar, so lebenskräftig übergeben, daß der Biograph nicht mehr thun kann, als in bescheidenen Umrissen den Rahmen zu einem Charakter-Gemälde zu liefern, das er nicht schöner geben könnte.

Die Rückkehr in die doch immer nur kleinstädtischen Verhältnisse Frankfurts nach einem so frischen, geistigen Leben fand für Börne nicht ohne ein Gefühl der Unbehaglichkeit statt. „Zu den humoristischen Widersprüchen, die uns die Geschichte in ihrer Lust an grellen Contrasten öfters aufzustellen pflegt", sagt Gutzkow, „gehört auch der Frankfurter Polizei-Aktuarius Börne. Man gibt seiner Phantasie ein Räthsel zu lösen auf, wenn man sich den Verfasser der Briefe aus Paris in den finstern Aktenstuben des Frankfurter Amthauses, des Römers, denken soll, wie er Pässe visirt, Wanderbücher prüft, Protokolle aufnimmt, und in Uniform und Degen bei feierlichen Anlässen die Würde der Polizei vertritt. Es wäre überdies irrthümlich, anzu-

nehmen, daß Börne hier nur eine Rolle gespielt hätte, über welche seine Wünsche und Ansichten hinaus gewesen wären. Börne hatte damals nur theoretische Begriffe vom Wesen der Staatsverwaltung und beschränkte sich in seinen politischen Meinungen, wie alle seine Zeitgenossen damals, auf die Beurtheilung Napoleons. Börne bewunderte ihn, ohne in ihm seinen Lieblingshelden zu sehen. Börne strebte sogar nach dem Ruhm, in seiner Art ein tüchtiger Beamter zu sein. Er war einer der fleißigsten und unverdrossensten Arbeiter im Römer, und zeichnete sich durch friedfertige Duldung seiner an Geist und Kenntnissen oft tief unter ihm stehenden Collegen und durch freundliche Zuvorkommenheit gegen die Bürger aus.

In seinen Amtsfunktionen erwarb er sich den Ruf der Unbestechlichkeit und zu Proben von Geistesgegenwart gab ihm das Jahr 1813 Gelegenheit. Mit gezogenem Degen sah man ihm dem Plünderungsversuche bairischer Soldaten Einhalt thun. Es war dies wohl derselbe Degen, den einst in späteren Jahren noch ein Freund bei ihm in der Ecke stehen sah. „Fürchten Sie sich nicht vor ihm", sagte Börne, „es klebt kein Blut daran."

Die erste Anerkennung seiner geistigen Gaben verschaffte sich Börne durch seine Vorträge in der jüdischen Maurerloge „zur aufgehenden Morgenröthe". Begeisterter Freimaurer im Beginne, erkaltete aber Börne bald für eine Institution, deren Partikularismus ihn störte. Die Beschränktheit einer christlichen Loge „Sokrates" züchtigte er später sehr witzig. Sie verweigerte hartnäckig den Juden den Zutritt und richtete als erste Frage an jeden Neophyten die Worte: Bist du ein Christ? In diesem Falle, bemerkte Börne, würde der eigene Schutzpatron der Loge, Sokrates, an der Pforte abgewiesen werden müssen.

Die Begeisterung des deutschen Freiheitskrieges hatte in Börne's Herz mächtig geglüht, aber er sollte eines der ersten Opfer des Sieges sein. Mit dem Sturz der französischen Herrschaft kehrte in Frankfurt das mittelalterliche Regime, der Judenhaß und deren rechtlose Stellung wieder zurück. Nach manchen kleinlichen Intriguen entließ man endlich Börne seines Amtes. Vielfach hat man in dieser bittern Erfahrung den Wendepunkt seiner politischen Bildung erblicken wollen. Blickt man aber auf seine ganze geistige Entwicklung zurück, so wird man sich überzeugen, daß es nicht eines solchen untergeordneten Mo-

tives bedurfte, um Börne auf den Kampfplatz für die wahre Menschenfreiheit zu führen. Ohne an wirkliche schriftstellerische Thätigkeit zu denken, hatte er schon vorher dem Frankfurter Journal kleine Artikel geliefert, die sich durch lebendige Vaterlandsliebe und tödtlichen Haß gegen Frankreich und Napoleon bemerkbar gemacht hatten. Jetzt trat er mit gleich warmem Eifer gegen die stets brutalere Reaction auf und vertheidigte das Gute, selbst wenn es der Fremdherrschaft zu verdanken war.

Im Jahre 1816 verfaßte er eine Vertheidigungsschrift zu Gunsten der Judengemeinde von Frankfurt, welcher bald eine weit schärfere unter dem Titel „die Juden und ihre Gegner" folgte.

Ohne Zweifel erweckten in ihm diese ersten Versuche den Gedanken, als Schriftsteller zu wirken. Cotta bot dem Dr. Baruch die Spalten seiner Zeitung an. Unentschlossenheit und die allzugroße Gewissenhaftigkeit, mit der er arbeitete, waren nicht geeignet, dieses angebotene Verhältniß zu fördern. Noch andere Pläne ähnlicher Art zerschlugen sich.

Der 5. Juni 1818 wurde für den Dr. Baruch der Tag eines wichtigen Entschlusses. Er trat zum Christenthum, lutherischer Confession, über. Er war damals 32 Jahre alt. Unbekannt ist es geblieben, welcher Veranlassung die Wahl des Namens Börne zuzuschreiben ist. Lange blieb dieser Religionswechsel ein Geheimniß, selbst seine nächsten Bekannten, sein eigner Vater hatten keine Kenntniß davon. Längst war er dem Judenthum, seinen Gebräuchen und Lehren fremd geworden und für die Thätigkeit, der er jetzt seine geistigen Kräfte widmen wollte, glaubte er eines freiern Feldes zu bedürfen. Das Erscheinen seiner berühmten Zeitschrift: „Die Wage", war die unmittelbar bestimmende Veranlassung zu Börne's Uebertritt zum Christenthum.

Diese erste bedeutende schriftstellerische Thätigkeit Börne's war sogleich ein glänzender Erfolg. Sprachen seine geistreichen, tiefgedachten und witzigen Theaterkritiken jeden Leser von Geschmack an, so erregten die politischen Ansichten die ernste Aufmerksamkeit der Regierungen. Börne huldigte nicht dem Grundsatze so vieler zahmen Journalisten, welche einer neu gegründeten Zeitschrift die vorsichtige Erklärung voraussandten: „Die Politik ist gänzlich ausgeschlossen." Ueber

Börne's Prinzip und Thätigkeit in der Literatur gibt sein Biograph Gutzkow folgendes erschöpfende Urtheil: „Wir müssen hier gleich an der Schwelle der Betrachtungen über Börne als Schriftsteller einen Punkt erwägen, der bedenklich scheinen könnte. Börne sprach in seiner Wage über Kunst, Literatur, Gesellschaft und hatte dabei immer nur den Maßstab der Politik. Es ist nun aber in neuerer Zeit zu einem sehr folgenreichen Streite über die Frage gekommen: In wie fern politische Maßstäbe zur Beurtheilung dichterischer Eigenthümlichkeiten ausreichen? Daß man sie anlegte, war gewiß eine Nothwendigkeit, die einmal in der Zeit lag. Unsere Literatur hat sich während der schönsten Zeit ihrer Blüthe nur in Zuständen heimisch gefühlt, welche dem unmittelbaren Bewußtsein der Gegenwart fern lagen. In Griechenland, Rom, im alten Germanien, in den Nebeln des Nordens bewegten sich die Anschauungen der Dichter und die Philosophen beschäftigten sich mehr damit, das Räthsel der Weltschöpfung zu lösen, als eine schwebende Frage der Zeit. Jedenfalls mußte gegen diese idealische Welt eine Reaktion stattfinden, die um so gewaltiger war, als sie mit den Stürmen der politischen Erlebnisse selbst heraufzog und sich nach und nach sogar mit Geistesrichtungen und Dichtern verbinden konnte, welche die Stimmungen des nächsten Moments der Zeitgeschichte wiedergaben und die Leier nur zu vaterländisch-freisinnigen Gesängen stimmten. Die Fürsten hatten an dem Aufschwung unserer klassischen Literaturperiode einen Antheil gehabt, den ihre Söhne an dem ihr folgenden silbernen Zeitalter nicht mehr nehmen wollten, weil sie vor dem neuen Geist der Dichter und Schriftsteller erschraken. Diejenigen Heroen der literarischen Vergangenheit, welche in die neue Gegenwart noch hinein lebten, konnten sich in dem Wesen derselben nicht zurecht finden und Goethe zeigte sogar unverholen, daß ihm das Studium der Gall'schen Schädellehre mehr Interesse gewährte, als die Neuerungen unseres öffentlichen Geistes seit dem Sieg über Napoleon.

„So lange sich der patriotisch-freisinnige Zeitgeist gegen jene Thatsache entrüstete, war er ohne Zweifel in dem vollen Recht, das die Gegenwart an sich selbst hat; das Fehlerhafte fing nur an, als man über diese Thatsache als solche hinaus ging. Von den Gesinnungen stürmte man zum Talent selbst über und glaubte, nachdem erwiesen,

daß Goethe ein Aristokrat war, auch erweisen zu können, daß er kein Genie hatte.

„Börne hat sich bei dieser Bilderstürmerei indessen nie von dem Fanatismus fortreißen lassen, den Wolfgang Menzel zur Schau trug. Börne empfand die vornehme Excellenza Goethes schmerzlich genug, er geißelte die aristokratische Ruhe dieses Ueberglücklichen mit mehr als bloß kaltem Spott, er geißelte sie mit glühendem Zorn und nicht verhaltener tiefster Erbitterung; über die Gesinnung ging er aber kaum hinaus, sich anmaßend, dasjenige, was er verderblich nannte, auch stümperhaft zu nennen."

Börne's Ruf als Schriftsteller war rasch durch das Erscheinen der Wage gegründet. Eine Folge davon war der Antrag, die Redaktion eines Blattes unter dem Titel „Zeitung der freien Stadt Frankfurt" zu übernehmen Er ging darauf ein und so führte er nun im Jahre 1819 während vier Monaten einen lebhaften Kampf mit der Censur, in dem sein scharfer Witz trotz der Polizeimacht manche tiefe Wahrheit verbreitete. Bald gab er aber dieses Blatt auf, um die in Offenbach gedruckten „Zeitschwingen" zu übernehmen. Die darmstädtische Regierung unterdrückte aber die rasch großen Einfluß gewinnende Zeitschrift und verlangte von der Frankfurter Behörde die Verhaftung Börne's. Er wurde angeklagt, revolutionäre Schriften verbreitet zu haben. Die Grundlosigkeit dieser Anschuldigung stellte sich bald heraus; Börne verließ das Frankfurter Gefängniß und bald die Vaterstadt, in der weder die politischen noch gesellschaftlichen Verhältnisse seinem Streben und seinen geistigen Bedürfnissen entsprachen. Er nahm Cotta's Anerbieten, für die Augsburger Allgemeine Zeitung von Paris aus zu correspondiren, an.

Die Reise nach der Hauptstadt Frankreichs machte er in Begleitung einer Dame, an die er auch später seine Pariser Briefe richtete und mit der er seit längerer Zeit schon in einem innig freundschaftlichen Verhältnisse stand. Heine's Schrift über Börne hat in dieser Beziehung die gehässigen Auslegungen der Feinde Börne's mit condensirtem, boshaftem Witze wiedergegeben, als er, wie er selbst sagt, „in einer menschlichen Stunde" seiner Erbitterung und nicht der bessern Ueberzeugung Gehör gab.

Außer den Berichten an die Augsb. Allg. Zeitung erschienen da-

mals von ihm eine Reihe kleinerer, humoristischen Aufsätze, in denen die reiche Laune Jean Paul's, aber in bestimmteren Umrissen, sich erging. In einer Novelle, der Roman betitelt, schilderte er in kurzen aber kräftigen Zügen das gesellschaftliche Leid der gebildeten Juden. Der Witz, der in seinen humoristischen Schriften der damaligen Zeit so glänzend sprühte, hatte noch nichts von dem Herben und Leidenschaftlichen, das später die Begeisterung und der Unwille in seine Pariser Briefe niederlegten. Die französischen Zustände unter dem Reaktionsministerium Villele schilderte und beurtheilte er mit schlagender Kürze in einer Reihe von Privatbriefen. Sein politischer Gedanke ließ sich aber nicht von dem engen Kreise des Liberalismus begrenzen, in dem damals der Kampf gegen die Restauration geführt wurde. Er sah weit über das Ziel der politischen Führer des Tages hinaus. Folgende kurze Citation wird den Geist und die Form jener interessanten Aphorismen bezeichnen:

„Der Irrthum so vieler Steuerleute unserer Zeit ist, daß sie die Demokratie für die Klippe und die Aristokratie für den Hafen ansehen, da doch umgekehrt die Aristokratie die Klippe und die Demokratie der Hafen ist. Wessen Schuld ist es nun, wenn das Schiff an der Klippe oder auch am Ufer scheitert, weil es dahin geworfen wurde? Es ist die Schuld derer, die es nicht gelenkt." —

Paris verließ Börne im Jahre 1822 in höchst gefährlichem körperlichen Zustande. Schon lange leidend, wurde er jetzt von einem heftigen Blutsturz überfallen, welcher für sein Leben besorgt machte. Die liebevolle Pflege seiner Freundin, der Frau Wohl, der Gebrauch von Bädern und die Sorge ihm befreundeter Aerzte konnten vereint nur langsame Besserung ihm verschaffen. Dieses Siechthum hinderte seine literarische Thätigkeit und er mußte sich auf kleinere Aufsätze für das Morgenblatt beschränken. Dadurch kam er wieder in ein mehr abhängiges Verhältniß von seinem Vater. Börne's poetische Natur und sein leidender Körper bedurften ein Leben der Eleganz und des Comforts, sein Geist der Kunstgenüsse im Theater und Conzert; sein warmes Gemüth verlangte die Befriedigung, Freunde mit Geschenken zu überraschen. So war er denn wieder in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt, an den Vater sich wenden zu müssen. Dieser aber war voll Unmuth über den Doctor, der ihm 20,000 Gulden gekostet

habe und nichts weiter geworden sei, als Verfasser von Schriften, die nun einmal bei dem Fürsten Metternich in Wien durchaus keine Billigung finden. „Wir Juden", sagte der alte Herr, „haben in der Welt eine ganz andere Stellung, als ein großes Wort zu führen. Er schadet uns nur; er bringt uns in unsern Interessen zurück und ich schäme mich, wenn ich nach Wien komme und bei unsern langjährigen Verbindungen mit dem österreichischen Hofe einen solchen Sohn haben muß." Trotzdem war der alte Herr Baruch stolz auf das Talent und den Ruhm seines Sohnes; auch seinen politischen Ansichten nicht feind, nur hätte er gewünscht, daß nicht gerade sein Sohn dieselben ausspräche. Nochmals versuchte er ihn zu bestimmen, eine sichere Laufbahn in Wien anzunehmen, schickte ihm Reisegeld nach München, wo Börne sich befand; dieser nahm wohl die väterliche Freigebigkeit, nicht aber die Einladung an. Nach seiner Rückkehr nach Frankfurt lieferte er für Menzel's Morgenblatt gründliche und geistreiche Kritiken.

Im Jahre 1827 starb sein Vater. Der ihm zukommende Erbtheil verschaffte ihm nun in finanzieller Beziehung die nöthige Selbstständigkeit und die moralische Ruhe, welche ihn befähigten, ein freier Beobachter und Beurtheiler der Ereignisse zu werden. In diese Zeit fällt ein Besuch in Berlin, wo ihm in dem literarischen Kreise eine Bewunderung gezollt wurde, deren komische Seite er selbst mit Laune geschildert hat. Der Gedanke, seine sämmtlichen Schriften herauszugeben, mochte wohl auch dort angeregt worden sein; jedenfalls wurde er nach seiner Rückkehr nach Frankfurt von Berlin aus vielfach dazu aufgefordert. Die Sache kam dann auch zu Stande und Campe wurde sein Verleger. Diese Angelegenheit führte ihn nach Hamburg und Hannover, wo er sich längere Zeit aufhielt, und mit seltenem Fleiße an der Redaktion seiner gesammelten Schriften arbeitete. Ein geistreicher Prospektus sollte das Werk bei dem Publikum einführen. Der Verkaufs-Erfolg entsprach anfangs nicht den Erwartungen, zu denen der Ruf des Schriftstellers berechtigte, aber wahrhaft hinreißend und bezaubernd wirkten die frischen, von allem Systemen-Zwange freien Worte auf die junge Generation. Der patriotische, kräftige Geist der Freiheit, welcher aus demselben so edel und mächtig zu der deutschen Nation sprach, erweckte wieder den Sinn auch für andere Interessen, als die

der reinen Kunst und wirkte besonders dadurch wohlthätig, daß er gegen die ästhetische Verflachung reagirte, in welche man in der Zeit vor der Julirevolution sich zu verlieren begann.

Börne's Ruhm führte manchen schon bekannten und aufsprossenden Schriftsteller nach Frankfurt. Unter den letzteren zeichnete er besonders Heine aus, dessen Talent und Persönlichkeit er gleich anerkennend und liebevoll würdigte, ohne Ahnung, zu welchen Zerwürfnissen die Verschiedenheit ihrer Charaktere und geistigen Richtungen später führen sollten.

Heine hatte Börne viele Jahre vorher schon einmal gesehen. Interessant ist das Bild, das er von ihm entwirft, und der Eindruck, der ihm von jenem ersten Anblick geblieben war, wenn auch beide vielleicht mehr der spätern Auffassung als vollkommen getreuer Erinnerung entnommen sein mögen. „Einst führte mich," erzählt Heine, „mein Vater in's Lesekabinet einer der Logen, wo er soupirte, Kaffee trank, Karten spielte und sonstige Freimaurer-Arbeiten verrichtete. Während ich im Zeitungslesen vertieft lag, flüsterte mir ein junger Mensch, der neben mir saß, leise in's Ohr:

„Das ist der Doctor Börne, welcher gegen die Comödianten schreibt!"

„Als ich aufblickte, sah ich einen Mann, der, nach einem Journal suchend, mehrmals im Zimmer sich hin- und herbewegte und bald wieder zur Thür hinausging. So kurz auch sein Verweilen, so blieb mir doch das ganze Wesen des Mannes im Gedächtnisse, und noch heute könnte ich ihn mit diplomatischer Treue abkonterfeien. Er trug einen schwarzen Leibrock, der noch ganz neu glänzte, und blendend weiße Wäsche; aber er trug dergleichen nicht wie ein Stutzer, sondern mit einer wohlhabenden Nachlässigkeit, wo nicht gar mit einer verdrießlichen Indifferenz, die hinlänglich bekundete, daß er sich mit dem Knoten der weißen Kravatte nicht lange vor dem Spiegel beschäftigt, und daß er den Rock gleich angezogen, sobald ihn der Schneider gebracht, ohne lange zu prüfen, ob er zu eng oder zu weit.

Er schien weder groß noch klein von Gestalt, weder mager noch dick, sein Gesicht war weder roth noch blaß, sondern von einer angerötheten Blässe oder verblaßten Röthe, und was sich darin zunächst aussprach, war eine gewisse ablehnende Vornehmheit, ein gewisses De-

dain, wie man es bei Menschen findet, die sich besser als ihre Stellung fühlen, aber an der Leute Anerkenntniß zweifeln. Es war nicht jene geheime Majestät, die man auf dem Antlitz eines Königs oder eines Genies, die sich incognito unter der Menge verborgen halten, entdecken kann; es war vielmehr jener revolutionäre, mehr oder minder titanenhafte Mißmuth, den man auf den Gesichtern der Prätendenten jeder Art bemerkt. Sein Auftreten, seine Bewegung, sein Gang, hatten etwas Sicheres, Bestimmtes, Charaktervolles. Sind außerordentliche Menschen heimlich umflossen von dem Ausstrahlen ihres Geistes? Ahnet unser Gemüth dergleichen Glorie, die wir mit den Augen des Leibes nicht sehen können? Das moralische Gewitter in einem solchen außerordentlichen Menschen wirkt vielleicht elektrisch auf junge noch nicht abgestumpfte Gemüther, die ihm nahen, wie das materielle Gewitter auf Katzen wirkt? Ein Funken aus dem Auge des Mannes berührte mich, ich weiß nicht wie, aber ich vergaß nicht diese Berührung und vergaß nie den Doktor Börne, welcher gegen die Comödianten schrieb."

Bei seinem zweiten Aufenthalt in Frankfurt im Jahre 1827 hatte sich Heine, der junge, sich erst entfaltende Dichter, der freundschaftlichsten Aufmerksamkeit zu erfreuen. Die Schilderung, die er später von Börne und dessen politischen und literarischen Aeußerungen in seiner bekannten Schrift „Heine über Börne" gibt, hat wohl oft dem Witz und der feindlichen Absicht die Wahrheit der Darstellung und die Genauigkeit der Erinnerung geopfert. Das kräftige Freiheitsgefühl, die republikanische Gesinnung Börne's werden von Heine, der sich selbst als einen über den Weltlauf erhabenen Beobachter schildert, mit frivoler Süffisance karrikirt. Jedenfalls liefert Heine da, wo das Gefühl der Wahrheit mächtiger in ihm wirkt, als die Gereiztheit des Gegners, die beste Widerlegung seiner eignen Angriffe:

„Wie sehr ich aber auch geneigt war, an der Außenschale, an dem Style Börne's zu mäkeln, und namentlich wo er nicht beschreibt, sondern raisonnirt, die kurzen Sätze seiner Prosa als eine kindische Unbeholfenheit zu betrachten: so ließ ich doch dem Inhalte, dem Kern seiner Schriften, die reichlichste Gerechtigkeit widerfahren, ich verehrte die Originalität, die Wahrheitsliebe, überhaupt den edlen Charakter, der

sich durchgängig darin aussprach, und seitdem verlor ich den Verfasser nicht mehr aus dem Gedächtniß."

Den Sommer 1830 brachte Börne in dem bei Frankfurt gelegenen Bade Soden zu. Seine körperlichen Leiden hatten stets zugenommen und ein neuer Blutsturz seinen Zustand äußerst bedenklich gemacht. In der Nähe seiner Freundin und im Kreise anderer Damen verlebte er daselbst einige ruhige Monate, über welche er selbst ein Tagebuchs-Idyll seinen Schriften beigefügt hat. Aus diesem ländlich-gemüthlichen Leben sollte er durch die Julirevolution gerissen werden. Im Herbst 1830 begiebt er sich nach der Hauptstadt Frankreichs, voll Begeisterung, Glauben und froher Hoffnung, daß die Freiheit dort und in dem Vaterlande siegen werde. Die Erkenntniß, daß auch diesmal die Völker um den erwarteten Sieg betrogen werden sollten, gab dann seinen Briefen jene Bitterkeit, in der er den Schmerz seiner glühenden Seele ergoß. Der Rest seiner schriftstellerischen Thätigkeit ist in seinen Pariser Briefen enthalten. Diese aber bedürfen keines Commentars.

Der positive politische Standpunkt, von dem Börne bei der Schilderung der französischen Zustände und der Beurtheilung der allgemeinen europäischen Ereignisse ausging, war der Glaube, durch die freieste Entwickelung des constitutionellen Systems können die Zeitfragen zu Gunsten der Volkssache gelöst werden; erst, als diese Hoffnung vollkommen durch den Widerstand der Fürsten vereitelt wurde, entschied er sich auch praktisch für die Republik, welcher er im Princip stets gehuldigt hatte. Börne war in politischer Beziehung ein Schüler Rousseau's; die Menschenrechte galten ihm als die einzige Basis jedes Staatsorganismus. Die Gleichheit stellte er noch höher als die Freiheit.

In Paris angekommen, beschäftigte er sich lebhaft mit dem Gedanken, ein Journal in der Schweiz herauszugeben. An Heine vor Allem dachte er dabei als an den erwünschtesten Mitarbeiter. Dieser aber war nicht geneigt so unmittelbar thätig in dem Kampfe der Zeit aufzutreten. Börne erkannte damals noch nicht, wie wenig geistige Gemeinschaft zwischen ihm dem gläubigen, patriotischen Politiker, und dem skeptischen Satyriker herrschte. Noch am 12. October 1831 schrieb er: „Bei Heine, den ich übrigens wenig sehe, hab' ich nichts von dem Eifer für die gute Sache gefunden, den ich ihm zugetraut. Er hat ihn nicht oder verbirgt ihn, was mir aber in Beziehung auf

mich unerklärlich wäre, da er mich als einen Gleichgesinnten kennt, mit dem er nicht zurückzuhalten braucht."

Die Verschiedenheit dieser beiden Charaktere sollte sich bald auf's Schärfste und Bestimmteste ausprägen und zwar nicht nur in dem Kreise des persönlichen Umganges, sondern auch auf der großen Bühne der Oeffentlichkeit. Auch Heine schrieb der Allg. Augsburger Zeitung Berichte über die französischen Zustände. Auf demselben Felde und scheinbar unter derselben Fahne kämpfend mußte es zwischen ihnen zu Collisionen kommen, die nur mit einem völligen Bruche enden konnten. Wie groß und wohl verdient auch die Bewunderung sein mag, die man dem Dichter Heine zollt, den Politiker mit seiner satirischen Blasirtheit und seinem Vornehmthun kann Niemand dem Manne zur Seite stellen, dessen Herz so redlich und warm für die höchsten Interessen der Menschheit schlug, und der mit dem ganzen Ernste einer männlichen Seele zur Förderung derselben beizutragen strebte. Die giftigen Pfeile des boshaften Hohnes, welche Heine auf Börne schoß, prallten von der unverwundbaren Charaktertrefflichkeit desselben ab und zurück auf den durch Leidenschaft geblendeten Feind.

Ueber dem Grabe dieser zwei von dem deutschen Volke hochgeschätzten Männer darf der Biograph nicht länger als nothwendig, bei der Erinnerung an jenen unglückseligen Zwist verweilen.

Börne hatte nie als Schriftsteller dem Grundsatze gehuldigt, die Kunst nur der Kunst wegen zu pflegen; vor seinem Auge stand stets das Interesse der Menschheit als höchstes Ziel. Um so mehr mußte ihn mitten in dem großen Feldzug, den die Julirevolution in Europa eröffnete, dieser Gedanke beherrschen. „Daß man jetzt arbeitet," sagte er, „ist nicht mehr Sache des Schriftstellers, sondern des Bürgers." Und von diesem Standpunkte aus müssen seine Briefe aus Paris beurtheilt werden. Sie sind in der That kein planmäßig angelegtes und überdachtes literarisches Werk, sondern der unmittelbare Ausbruch der unendlichen Gluth einer patriotischen Seele, entflammt bald von unendlicher Freude, bald von tobendem Zorne, je nachdem der Wechsel der Ereignisse den Sieg oder die Niederlage der Freiheit andeutete. Thatsächlich auch waren diese Briefe im Anfange nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt. Sie waren wirklich der intime Erguß seines In-

nern, ausschließlich seiner Freundin, der Frau Wohl bestimmt. Die Veröffentlichung des ersten Theils derselben war nur die Folge einer Art Verlegenheit des Schriftstellers. Börne war nämlich den Abnehmern seiner sämmtlichen Schriften noch einige Bogen schuldig und nahm Zuflucht zu seiner Correspondenz mit der Freundin.

Im Frühjahr 1831 hatte Börne einen Ausflug nach Deutschland gemacht und war der Ueberzeugung geworden, daß dem Aufschwunge der Freiheit die größten Gefahren drohten. Als seine Briefe erschienen, war Warschau gefallen und die Polen auf ihrem Durchzuge durch Deutschland. Die Reaction begann offener und gewaltsamer aufzutreten, Börne erglühte stets heftiger in seinen Briefen.

Trotz der Mahnungen seiner Freunde begab er sich im Sommer 1832 zu dem Hambacher Feste, fand dort, wie überall wohin er sich in Baden begab, den begeistertsten Empfang. Einen kurzen Augenblick der Hoffnung für eine deutsche Erhebung hatte er damals noch verlebt, um dann im Auslande wieder den persönlichen Kampf gegen den Despotismus fortzusetzen. Doch bald sollte auch dafür die Zeit vorüber sein. Dem kurzen Freiheitsrausche folgten in Deutschland Nüchternheit und Erschlaffung im höchsten Grade. Börne's letzte Briefsammlung, obgleich als literarische Arbeit bei weitem die vollkommenste, machte nicht mehr den Eindruck der früheren.

Börne erkannte, daß auch für die Zeit die Ruhe kommen müsse. „Ich führe jetzt fünfzehn Jahre Krieg," sagte er, „ich will mich einmal ausruhen und wie ein Schäfer schreiben. Es müßte denn Krieg oder eine Revolution ausbrechen; dann ist es freilich etwas Anderes." Aber mit dem Verschwinden aller seiner Hoffnungen und der gezwungenen Ruhe, fiel auch sein Körper wieder vollständiger den alten Leiden anheim. Trotzdem betheiligte er sich an mehreren literarisch-politischen Unternehmungen in Paris und folgte mit besonderer Innigkeit der Thätigkeit von De Lammenais, für dessen Person er fast eine religiöse Verehrung hatte.

Im Jahre 1836 versuchte er seine alte Frankfurter Wage wieder in die Hand zu nehmen. In französischer Sprache und auf Frankreich's Boden sollte die Balance das Werk jüngerer Jahre wieder aufgreifen und mit deutschen Prinzipien französische Geistesprodukte und Männer wie Victor Hugo, Beranger beurtheilen. Börne's

Sprache, die Raspail ein neues Französisch nannte, konnte den Franzosen die fremden Ideen nicht anziehend und bequem genug machen. Innere und äußere Hindernisse traten in den Weg. Börne's Kraft auch ermattete. Die Zeitschrift gelangte nicht bis zum vierten Heft. „Ich bin müde wie ein Jagdhund" — seufzte der lang ausdauernde Kämpe. Ruhe,—Ruhe für immer sollte ihm bald werden. Der letzte Rest von Lebenskraft schwand dem siegenden Körper rasch. Liebevoll gepflegt von seiner Freundin und deren Gatten, verehrt von Allen die ihm nahe kamen, brachte er den Sommer in Auteuil, den Winter in Paris zu. Noch einmal raffte sich der erschöpfte Streiter auf, um seinen „Menzel der Franzosenfresser" zu schreiben.

„In dieser Schrift," sagt Heine, „erreicht Börne's Styl die höchste Ausbildung, und wie in den Worten so auch in den Gedanken herrscht hier eine Harmonie, die von schmerzlicher, aber erhabener Beruhigung Kunde gibt. Sie ist ein klarer See, worin der Himmel mit allen Sternen sich spiegelt, und Börne's Geist taucht hier auf und unter, wie ein schöner Schwan, die Schmähungen, womit der Pöbel sein reines Gefieder besudelte, ruhig von sich abspülend. Auch hat man diese Schrift mit Recht Börne's Schwanengesang genannt."

Mancher große und schöne Gedanke keimte noch in dem fruchtbaren Geiste Börne's und strebte der Geburt entgegen, aber, wie ein französisches Wort bildlich sagt, L'épée avait usé le fourreau, (das Schwert hatte die Scheide abgenutzt), Börne's Körper war nicht mehr fähig, den noch immer lebenskräftigen Geist im Dasein zu erhalten. Das zu frühzeitige Grab sollte bald den edlen Denker mit großem noch nicht enthülltem Reichthum empfangen. Wäre Börne ein längeres Leben beschieden gewesen, er würde als Schriftsteller eine neue, glorreiche Periode seiner Thätigkeit begonnen haben. Die heiße Zeit des politischen Kampfes war vorüber. Der in edler Leidenschaft glühende Patriot hatte seine Pflicht gethan; der ruhige, erhabene Denker war bereit, mit erweitertem Blicke wieder auf das Feld der Philosophie, der Kunst und Wissenschaft zurückzukehren.

„Einige Wochen vor seinem Hinscheiden im Zimmer auf und abgehend," sagt Gutzkow, „war er im Gespräche begriffen. Es war zehn Uhr Abends. Plötzlich hielt er den Kopf mit beiden Händen: „Der Kopf ist mir so voll, ich weiß nicht, wo ich mit all den Gedanken hin

soll. Ich hätte noch so viel, so viel zu sagen—über Leben, Philosophie, Kunst, Wissenschaft — so vieles! Eigentlich habe ich noch gar nichts geschrieben, dieser unselige politische Zustand läßt mich nicht zur Ruhe, zu gar nichts kommen!"

Im Beginne des Jahres 1837 wurde er von der in Paris herrschenden Grippe ergriffen. Das Herannahen seines Endes war Börne kein Geheimniß; mit der Ruhe des Philosophen sah er dem Schlusse seines edlen Lebens entgegen. Selbst die scherzende Laune verließ ihn nicht. Als ihn sein Arzt fragte: Was haben Sie für einen Geschmack? antwortete er: „Gar keinen, wie die deutsche Literatur."

Als der letzte Augenblick am 12. Februar immer näher kam, umstanden ihn seine nächsten Umgebungen mit thränendem Auge. Zu seiner Freundin, Mad. Wohl-Strauß, sagte er mit einem langen liebevollen Schmerzensblicke: „Sie haben mir viel Freude gemacht!" Nachmittags drei Uhr sagte er: „Machen Sie die Vorhänge auf! Ich möchte gern die Sonne sehen." Man öffnete die Vorhänge, er setzte sich im Bette aufrecht. Dann wollte er Blumen riechen. Man reichte ihm einen Strauß. Musik wollte er hören. Es war nur möglich, ihn eine Genfer Spieldose hören zu lassen. Er hörte sinnend zu. Nur zwei Tage lag er im Bett. Abends um neun Uhr fühlte er sich erleichtert, aber die Aerzte erklärten dies für den Beginn der Todesstunde. Der Friedensengel nahte sich leise, hauchte noch einmal eine sanfte Erleichterung über den Ringenden und nahm ihn still in die Gefilde der Seligen hinüber. Um zehn Uhr war Börne nicht mehr.

Trauer und Schmerz erfüllten die zahlreichen Verehrer des edlen Mannes, dessen Tod selbst seine Feinde tief erschütterte. Eine bedeutende Anzahl von Deutschen und Franzosen geleitete am 15. Februar 1837 seine Leiche zu ihrer Ruhestätte auf dem Père Lachaise.

Venedey und Berly, ein in Paris etablirter Kaufmann aus Frankfurt sprachen für die Deutschen, der wackere Republikaner Raspail im Namen der Franzosen die Abschiedsworte.

Der berühmte Bildhauer David d'Angers hatte aus Verehrung für Börne sich zur Ausführung eines Denkmals erboten. Die Freunde und Bewunderer des hingeschiedenen Patrioten sollten sich betheiligen an der Bestreitung der Kosten. Furcht vor der Fürstengewalt hielt Anfangs

die Meisten zurück, und so wurde dann vorerst ein Kreuz auf dem mit Blumen bepflanzten Grabe aufgestellt. Die Sage geht, der Sturm der oft über die Höhen des Père Lachaise hintobt, habe dieses Symbol der christlichen Duldung umgerissen. Das Denkmal, das später, ebenfalls nach David's Plan errichtet wurde, wird auf folgende Weise geschildert:

„Börne's Grabdenkmal auf dem Kirchhofe des Père Lachaise, ist in der Nähe der Gräber von B. Constant, Foy und Manuel: eine gebührende Gesellschaft des tapfern deutschen Freiheitskämpfers, dessen Asche hier in fremder Erde liegt. Das Monument hat die Gestalt einer abgestumpften Pyramide von ausgezeichnet schönem an der Küste der Bretagne gebrochenen polirten Granit, und ruht auf einem Unterbau von gelbem Sandstein, welcher sich auf zwei Stufen erhebt. Das Ganze, vom Erdboden bis an den Gipfel der Pyramide mißt an zehn Pariser Fuß. Am obern Ende der Pyramide befindet sich in einer runden ausgehöhlten Vertiefung Börne's Büste von David modellirt, von Richard und Eck gegossen und in antiker Weise an Schultern und Brust glatt abgeschnitten. Der Charakter des David'schen Modells spricht sich in Bronze trefflich aus. Zwar ist es nicht der genau individualisirte, herrliche Kopf, der unserer Erinnerung vorschwebt und als Mann, genial und unschuldig, wie ein Kind, ins Leben hinein sah, aber dort spricht das mehr idealisirte als ähnliche Gesicht, in dem ein sanft gemilderter Ernst und wie eine still-poetische Wehmuth über das verkehrte Treiben der närrischen Menschen ausgedrückt ist. Sehr zweckmäßig ist die Büste in einer Vertiefung angebracht und so gegen die schädlichen Einwirkungen der Witterung mehr geschützt, als viele andere Kunstwerke, die hier unter dem außergriechischen Pariser Himmel einen schlimmen Stand haben. Unterhalb der Büste, ungefähr in der Mitte der Pyramide ist die einfache Inschrift mit Börne's Namen und den Daten seiner Geburt und seines Todes. Den untern Theil der Pyramide schmückt ein Bronze-Relief in allegorischen Figuren, Frankreich und Deutschland vorstellend, deren Hände durch die Freiheitsgöttin zusammen gegeben werden. Die schmalen Seiten zeigen in den Zwischenräumen zwischen den Figuren und der Füllung Gestelle mit Waffen und Trophäen und am Fuß derselben liest man auf jeder Seite den Namen von vier berühmten Autoren französischer

und deutscher Nation. Links: Voltaire, J. J. Rousseau, Lamennais, Beranger; rechts: Lessing, Herder, Schiller, Jean Paul. In dem Unterbau ist das Gewölbe aufgemauert, wo Börne's Sarg aus der provisorischen Grabstätte, die nach hier üblichen Gebrauche für ihn ausgesucht war, beigesetzt wurde. Das Ganze bildet eine ernste schmucklose Masse, eines so einfachen und bescheidenen Mannes, wie Börne war, nicht unwürdig. Als Monument behauptet es ehrenvoll seinen Platz neben grandiosen Denkmälern, und zeichnet sich durch ernste Simplicität sehr vortheilhaft aus vor vielen prunkvollen Mausoleen, deren Ziererei und Schnörkel in diesen großstyligen Umgebungen wenig wohlthun. Der freie Platz um das Denkmal bietet eine schöne Aussicht auf Paris und einen großen Theil des längs eines Hügels sich hinstreckenden malerischen Todtenfeldes, auf welchem eine reiche Saat der Auferstehung entgegen reift, und welches einem Lustgarten mit schönen Anlagen, schattigen Spaziergängen und zahlreichen Monumenten gleicht."

In Frankreichs Boden ruht die Asche des deutschen Patrioten; sein Geist aber wird im Vaterlande fortleben, so lange ein Herz für dessen Freiheit und Größe schlägt.

